

Der Siebenjährige Krieg 1756–1763

Mikro- und Makroperspektiven



Historisches Kolleg

Schriften des Historischen Kollegs

Herausgegeben von Hartmut Leppin

Kolloquien

105

Der Siebenjährige Krieg 1756–1763

Mikro- und Makroperspektiven

Herausgegeben von
Marian Füssel

DE GRUYTER
OLDENBOURG

Schriften des Historischen Kollegs

herausgegeben von

Hartmut Leppin

in Verbindung mit

Florian Albert, Birgit Emich, Thomas O. Höllmann, Susanne Lepsius, Bernhard Löffler, Diana Mishkova,
Frank Rexroth, Willibald Steinmetz und Gerrit Walther

Das Historische Kolleg fördert im Bereich der historisch orientierten Wissenschaften Gelehrte, die sich durch herausragende Leistungen in Forschung und Lehre ausgewiesen haben. Es vergibt zu diesem Zweck jährlich bis zu drei Senior Fellowships und bis zu drei Junior Fellowships sowie alle drei Jahre den „Preis des Historischen Kollegs“.

Die Senior Fellowships, deren Verleihung zugleich eine Auszeichnung für die bisherigen Leistungen darstellt, sollen den berufenen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern während eines Kollegjahres die Möglichkeit bieten, frei von anderen Verpflichtungen eine größere Arbeit abzuschließen. Professor Dr. Marian Füssel (Göttingen) war – zusammen mit Professor Dr. Monica Rüthers (Hamburg), Dr. Christian Jaser (Berlin), Dr. Anette Schlimm (München) und Dr. Johannes Wienand (Düsseldorf/Braunschweig) – Fellow des Historischen Kollegs im Kollegjahr 2017/2018. Den Obliegenheiten der Fellows gemäß hat Marian Füssel aus seinem Arbeitsbereich ein Kolloquium zum Thema „Der Siebenjährige Krieg 1756–1763: Mikro- und Makroperspektiven/The Seven Years War 1756–1763: Micro- and Macroperspectives“ vom 1.–3. März 2018 im Historischen Kolleg gehalten. Die Ergebnisse des Kolloquiums werden in diesem Band veröffentlicht.

Das Historische Kolleg wird seit dem Kollegjahr 2000/2001 – im Sinne einer Public-private-Partnership – in seiner Grundausrüstung vom Freistaat Bayern finanziert, die Mittel für die Stipendien kamen bislang unter anderem von der Fritz Thyssen Stiftung, dem Stiftungsfonds Deutsche Bank, der Gerda Henkel Stiftung, der C.H.Beck Stiftung und dem Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft. Träger des Historischen Kollegs, das vom Stiftungsfonds Deutsche Bank und vom Stifterverband errichtet und zunächst allein finanziert wurde, ist die „Stiftung zur Förderung der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und des Historischen Kollegs“.

Marian Füssel wurde im Kollegjahr 2017/2018 von der Fritz Thyssen Stiftung gefördert.

www.historischeskolleg.de

Kaulbachstraße 15, D-80539 München

Tel.: +49 (0) 89 2866 380

Fax: +49 (0) 89 2866 3863

Email: elisabeth.huels@historischeskolleg.de

ISBN 978-3-11-070964-3

e-ISBN (PDF) 978-3-11-070989-6

e-ISBN (EPUB) 978-3-11-070998-8

Library of Congress Control Number: 2020950692

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de> abrufbar.

© 2021 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston

Die Bildnachweise zu den Abbildungen in den Beiträgen befinden sich jeweils in der Bildunterschrift. Sollten trotz sorgfältiger Recherche nach den Rechteinhabern berechnete Ansprüche bestehen, wenden Sie sich bitte unmittelbar an den Autor/die Autorin des jeweiligen Beitrages.

Umschlagbild: William Hogarth, The Times, Plate 1, 7. September 1762 (Ausschnitt); The Metropolitan Museum of Art, New York (Accession Number: 91.1.62); Public domain: <https://creativecommons.org/publicdomain/zero/1.0/>.

Satz: Typodata GmbH, Paffenhofen/Ilm

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

www.degruyter.com

Inhalt

Verzeichnis der Abkürzungen	VII
<i>Marian Füssel</i>	
Der Siebenjährige Krieg (1756–1763): Mikro- und Makroperspektiven. Zur Einführung	1
<i>Lothar Schilling</i>	
Komplexitätsreduktion als Grundlage der Bündnispolitik. Kaunitz und die Große Koalition von 1756	23
<i>Stephen Conway</i>	
Großbritanniens globaler Siebenjähriger Krieg	43
<i>Erica Charters</i>	
Empires und Manpower. „Soldaten zählen“ im Siebenjährigen Krieg	59
<i>Tim Neu</i>	
Glocal Credit. Die britische Finanzlogistik als fraktales Phänomen am Beispiel des Siebenjährigen Krieges	75
<i>Daniel Hohrath</i>	
Bastionen statt Schlachtfelder? Die schlesischen Festungen und ihre Belagerungen im Siebenjährigen Krieg	95
<i>Sven Externbrink</i>	
Der kürzeste Vormittag – Quebec 13. September 1759	129
<i>Thomas Weller</i>	
Clash of Empires? Die britische Eroberung von Havanna 1762 und die Folgen	147
<i>Horst Carl</i>	
Mikro- und Makroperspektiven auf eine standardisierte Situation – Okkupationserfahrungen im Siebenjährigen Krieg im Vergleich	165

Mark Häberlein/Michaela Schmölz-Häberlein

Der Siebenjährige Krieg und das Kommunikationsnetz des Halleschen Pietismus	185
---	-----

Diego Téllez Alarcia

Die spanische Monarchie und der Siebenjährige Krieg	209
---	-----

Katrin Möbius/Sascha Möbius:

Die Ehre der Waffen für den Glanz der Familie“. Die spanischen Militärbeobachter im Siebenjährigen Krieg	233
--	-----

Marion Godfroy-Tayart de Borms

Kourou 1763: Frankreich, der Herzog von Choiseul und die ultimative Revanche für die britische Eroberung Amerikas	251
---	-----

Kurzbiografien der Autoren	267
----------------------------------	-----

Personenregister	271
------------------------	-----

Verzeichnis der Abkürzungen

A. Alba	Archiv der Casa de Alba, Madrid
ADB	Allgemeine Deutsche Biographie
A.E. Paris	Archive du Ministère des Affaires Etrangères, Paris
AFSt/H	Archiv der Franckeschen Stiftungen, Hauptarchiv
AFSt/M	Archiv der Franckeschen Stiftungen, Missionsarchiv
A.G.N.	Archivo General de la Nación Argentina, Buenos Aires
A.G.S.	Archivo General de Simancas
A.H.N.	Archivo Histórico Nacional, Madrid
AHR	American Historical Review
ANOM	Archives nationales d’Outre Mer, Aix-en-Provence
ANT	Akteur-Netzwerk-Theorie
B.N.E.	Biblioteca Nacional de España, Madrid
BnF	Bibliothèque nationale de France, Paris
CEH	Central European History
CODOIN	Colección de Documentos Inéditos para la Historia de España
EHR	English Historical Review
FBPG	Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte
FHR	Financial History Review
fol.	Folio
GH	German History
GWU	Geschichte in Wissenschaft und Unterricht
HA	Historische Anthropologie
H & T	History and Theory
HZ	Historische Zeitschrift
I.A.N.T.T.	Instituto dos Arquivos Nacionais, Torre do Tombo
JAH	Journal of African History
JEH	Journal of Economic History
J Mil Hist	Journal of Military History
JMH	Journal of Modern History
Kap.	Kapitel
MGZ	Militärgeschichtliche Zeitschrift
MIÖG	Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung
MÖSTA	Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs
NAF	Nouvelles acquisitions françaises
NDB	Neue Deutsche Biographie
NF	neue Folge
ÖStA	Österreichisches Staatsarchiv, Wien

P&P	Past & Present
r	recto/Vorderseite
RAPQ	Rapport de l'archiviste de la province de Québec
Rev. Hist. Dipl.	Revue d'Histoire diplomatique
RHMC	Revue d'histoire moderne et contemporaine
RQ	Renaissance Quarterly
SHD	Service Historique de la Défense, Vincennes
Sign.	Signatur
SSS	Social Studies of Science
TNA	The National Archives of the United Kingdom, London
UNAM	Nationale Autonome Universität von Mexiko
v	verso/Rückseite
WMQ	William and Mary Quarterly
ZHF	Zeitschrift für Historische Forschung

Marian Füssel

Der Siebenjährige Krieg (1756–1763): Mikro- und Makroperspektiven

Zur Einführung

Der Siebenjährige Krieg (1756–1763) war ein Konflikt globalen Ausmaßes. Er verband Kriegsschauplätze und Konfliktlinien in Europa, Nordamerika, der Karibik, Afrika und Südasien. In der Forschung zerfällt das Gesamtphänomen allerdings meist in zwei, nur lose verbundene Teilkonflikte: den Krieg Friedrichs II. in Europa und die kolonialen Konflikte Großbritanniens, Frankreichs und Spaniens von Südasien bis Nordamerika. Eine der zentralen Herausforderungen besteht daher in der Verknüpfung und Zusammenschau der unterschiedlichen Kriegstheater vom dritten Schlesischen Krieg bis zum *French and Indian War*, vom dritten Krieg im südindischen Karnatik bis zum Pommerschen Krieg.¹

Eine andere, nicht weniger bedeutsame Perspektivenweitung ist die Problematisierung von Mikro- und Makroebene des Krieges, wie sie für die Frühe Neuzeit unter anderem bereits am Beispiel des Dreißigjährigen Krieges gewinnbringend durchgespielt worden ist.² Die räumlich geweitete Perspektive auf die globale Ausdehnung des Krieges und seiner Teilkonflikte wird dadurch nicht ersetzt, sondern um eine Zugangsweise ergänzt. Kriegsereignisse wie Schlachten oder Belagerungen haben eine lokale Erfahrungsgeschichte vor Ort, weisen aber als Medienereignisse, Erinnerungsorte oder Entscheidungspunkte mitunter auch weit darüber hinaus.³ Die Geschichte der Okkupation reicht von den sozialen Konflikten der einzelnen Einquartierung bis hin zu Diskursen über Patriotismus oder zu struk-

¹ Vgl. zuletzt Marian Füssel: *Der Preis des Ruhms. Eine Weltgeschichte des Siebenjährigen Krieges*. München 2019; Daniel A. Baugh: *The Global Seven Years War, 1754–1763. Britain and France in a Great Power Contest*. London/New York 2011.

² Benigna von Krusenstjern/Hans Medick (Hg.): *Zwischen Alltag und Katastrophe. Der Dreißigjährige Krieg aus der Nähe*. Göttingen 1999; Hans Medick: *Der Dreißigjährige Krieg. Zeugnisse vom Leben mit Gewalt*. Göttingen 2018.

³ Zur Schlacht als Medienereignis vgl. Bernhard Jahn: *Die Medialität des Krieges. Zum Problem der Darstellbarkeit von Schlachten am Beispiel der Schlacht von Lobositz (1. 10. 1756) im Siebenjährigen Krieg*. In: Wolfgang Adam/Holger Dainat (Hg.): *„Krieg ist mein Lied“. Der Siebenjährige Krieg in den zeitgenössischen Medien*. Göttingen 2007, S. 88–110; Marian Füssel: *Das Undarstellbare darstellen. Das Bild der Schlacht im 18. Jahrhundert am Beispiel Zorndorf (1758)*. In: Birgit Emich/Gabriela Signori (Hg.): *Kriegs/Bilder in Mittelalter und Früher Neuzeit*. Berlin 2009, S. 317–349. Zu Belagerungen vgl. die Beiträge von Daniel Hohrath, Sven Externbrink und Thomas Weller in diesem Band.

turellen Problemen frühneuzeitlicher Herrschaft.⁴ Auch die Heeresaufbringung lässt sich von der einzelnen (Zwangs-)Rekrutierung bis hin zur gesamtgesellschaftlichen Finanzierung problematisieren.⁵ In der Diplomatie können einzelne Missionen, Verhandlungen oder Korrespondenzen mit wechselnden Allianzen bis zur diplomatischen Revolution in Beziehung gebracht werden.⁶ Die Medialisierung des Krieges reicht von großangelegten Propagandakampagnen bis zum einzelnen Rezeptionsakt von Nachrichten.⁷ Die Friedensschlüsse von Paris und Hubertusburg bieten sich der Erforschung von Verfahrensgeschichten ebenso an wie als Gegenstand europaweiter Medienereignisse.⁸

Der projektierte Zugang der Tagung, deren Ergebnisse in diesem Band versammelt sind, versuchte, diese Gemengelage von Tradition und Innovation empirisch auf den Prüfstand zu stellen und aus unterschiedlichen Perspektiven zu beleuchten. Wenn dies gleichzeitig zu einer Bündelung einzelner Forschungsaspekte zum Siebenjährigen Krieg beiträgt, wäre das nicht das geringste Verdienst. Zur Einführung gehe ich auf Entwicklungen und Tendenzen der Forschung ein, diskutiere einige Möglichkeiten und Grenzen der Mikrogeschichte eines globalen Konfliktes und stelle die Beiträge des Bandes vor.

Forschungsperspektiven

Getrennte oder verflochtene Geschichten?

Es zählt zu den Besonderheiten des Siebenjährigen Krieges, dass seine historiografische Aufarbeitung bereits unmittelbar nach den Friedensschlüssen vom Februar 1763 einsetzte. Zumindest bei den beiden Profiteuren des Krieges ist das offensichtlich: Großbritannien und Preußen.⁹ Friedrich II. begann seine historiografische Aufarbeitung des Konfliktes im April 1763, unmittelbar nach seiner Rück-

⁴ Markus Meumann/Jörg Rogge (Hg.): Die besetzte res publica. Zum Verhältnis von ziviler Obrigkeit und militärischer Herrschaft in besetzten Gebieten vom Spätmittelalter bis zum 18. Jahrhundert. Berlin u. a. 2006; vgl. auch den Beitrag von Horst Carl in diesem Band.

⁵ Vgl. Ralf Prüve: Zum Verhältnis von Militär und Gesellschaft im Spiegel gewaltsamer Rekrutierungen (1648–1789). In: ZHF 22 (1995), S. 191–223; John Brewer: The Sinews of Power. War, Money and the English State, 1688–1783. London 1988; vgl. auch den Beitrag von Tim Neu in diesem Band.

⁶ Lothar Schilling: Kaunitz und das Renversement des alliances. Studien zur außenpolitischen Konzeption Wenzel Antons von Kaunitz. Berlin 1994; vgl. auch den Beitrag von Lothar Schilling in diesem Band.

⁷ Manfred Schort: Politik und Propaganda. Der Siebenjährige Krieg in den zeitgenössischen Flugschriften. Frankfurt a. M. 2006; Miriam Müller: On dit. Die Nachrichtenrezeption des Krefelders Abraham ter Meer im Siebenjährigen Krieg. In: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein insbesondere das alte Erzbistum Köln 215 (2012), S. 73–96.

⁸ Zenab Esmat Rashed: The Peace of Paris 1763. Liverpool 1951; Carl Freiherr von Beaulieu-Marconnay: Der Hubertusbürger Friede. Nach archivalischen Quellen. Leipzig 1871; weitere Literatur unten in Anm. 51 und Anm. 52.

⁹ Vgl. Hamish M. Scott: The Seven Years' War and Europe's Ancien Régime. In: War in History 18 (2011) 4, S. 419–455, hier: S. 449–455.

kehr nach Berlin/Potsdam.¹⁰ Während das Narrativ des großen Königs erst posthum erschien, kamen in England noch 1763 und 1764 erste, zum Teil voluminöse Gesamtdarstellungen von Autoren des Londoner Grub Street Milieus auf den Markt, die für zeitnah verfasste, aber nicht unbedingt tiefeschürfende Publikationen standen. Für die Briten war ein globaler Zuschnitt dieser Werke noch ganz selbstverständlich. So teilte etwa John Almon seine 1763 publizierte „Impartial History of the Late War“ in Kapitel zu „Affairs“ in „America“, „Asia“, „Africa“ oder „Germany“ ein, und John Enticks 1763–1764 erschienene fünfbändige Gesamtdarstellung trug bereits den Untertitel „Containing it's Rise, Progress, and Event in Europe, Asia, Africa, and America“.¹¹ Die erste französische Gesamtdarstellung erschien 1767 unter dem etwas irreführenden, aber dennoch bezeichnenden Titel einer „Geschichte Englands vom Aachener Frieden 1748 bis zum Pariser Frieden 1763“.¹²

Die Bezeichnung als „Siebenjähriger Krieg“ verdankt sich – zumindest im Druck – jedoch erst einer der ersten deutschsprachigen Darstellungen in Gestalt von Georg Friedrich von Tempelhoffs „Geschichte des Siebenjährigen Krieges“ (1783–1801).¹³ Noch einflussreicher wurde Johann Wilhelm von Archenholz' gleichnamiges Werk von 1788.¹⁴ Bis dato hatten die meisten Publikationen nur von „the late war“ gesprochen. Archenholz, wie Tempelhoff selbst Veteran des Krieges, berücksichtigt angesichts einer deutlichen „patriotischen“ Zentrierung auf das Reich und Preußen die Kämpfe zwischen Briten und Franzosen eher am Rande.

¹⁰ Gustav Berthold Volz: Zur Entstehungsgeschichte der „Histoire de la guerre de sept ans“ Friedrichs des Großen. In: Hohenzollern-Jahrbuch 15 (1911), S. 76–80; Sven Externbrink: Friedrich der Große und die *Histoire de la Guerre de Sept Ans*. Der Feldherr als Historiker. In: Günther Lottes/Brunhilde Wehinger (Hg.): Friedrich der Große als Leser. Berlin 2012, S. 99–121; Andreas Pečar: Die Masken des Königs. Friedrich II. von Preußen als Schriftsteller. Frankfurt a. M./New York 2016, S. 68–77.

¹¹ John Almon: An Impartial History of the Late War. Deduced from the Committing of Hostilities in 1749, to the Signing of the Definitive Treaty of Peace in 1763. London 1763; John Entick: The General History of the Late War: Containing it's Rise, Progress, and Event in Europe, Asia, Africa, and America [...]. 5 Bde. London 1763–1764.

¹² Vgl. Jean-Baptiste Targe: Histoire d'Angleterre depuis le Traité d'Aix-la-Chapelle en 1748, jusqu'au Traité de Paris en 1763. Pour servir de continuation aux histoires de MM Smollett et Hume. 5 Bde. London [= Paris] 1768.

¹³ Georg Friedrich von Tempelhof: Geschichte des siebenjährigen Krieges in Deutschland zwischen dem Könige von Preußen und der Kaiserin Königin mit ihren Alliierten. 6 Bde. Berlin 1783–1801. ND Osnabrück 1986; zur Entstehungsgeschichte vgl. Kurt Peball: Einführung. In: ebd., Bd. 1, S. V–XLVIII; zur Begriffsprägung vgl. Scott: Seven Years' War (wie Anm. 9), S. 450, S. 454.

¹⁴ Johann Wilhelm von Archenholz: „Geschichte des siebenjährigen Krieges in Deutschland von 1756 bis 1763“ [1793]. In: Johannes Kunisch (Hg.): Aufklärung und Kriegserfahrung. Klassische Zeitzeugen zum Siebenjährigen Krieg. Frankfurt a. M. 1996, S. 9–513; zu Publikationsgeschichte und Kontext der Darstellung vgl. ebd., S. 757–790; Stephan Jaeger: Die historiographische Inszenierung nationaler Identität. Johann Wilhelm von Archenholz' „Geschichte des siebenjährigen Krieges“. In: ders.: Performative Geschichtsschreibung. Forster, Herder, Schiller, Archenholz und die Brüder Schlegel. Berlin 2011, S. 263–310.

Mit dem 19. Jahrhundert begann nicht nur die Verwissenschaftlichung der Geschichtsschreibung, sondern auch deren Nationalisierung. So wurden der europäische, amerikanische oder südasiatische Kriegsschauplatz nun meist getrennt voneinander behandelt. Besonders militärhistorische Gesamtdarstellungen blühten, wie etwa das Großunternehmen des preußischen Generalstabes zu den „Kriegen Friedrich des Großen“.¹⁵ Doch auch während der Hochphase einer national geprägten Geschichtsschreibung um 1900 entstanden Werke mit globalem Zuschnitt, wenn auch zum Teil aus imperialer Perspektive. Zu nennen wären hier etwa Julian S. Corbetts zweibändiges Werk „England in the Seven Years War“ (1907) oder die fünfbandige französische Darstellung von Richard Waddington (1899–1914).¹⁶ Nach dem Zweiten Weltkrieg folgte in der britischen Imperialgeschichtsschreibung das monumentale Werk von Lawrence H. Gipson, während es in der französischen und deutschen Forschung lange Zeit weder Gesamtdarstellungen noch solche mit globaler Ausrichtung gab.¹⁷ In der historiografischen Tradition der DDR spielte die Weltkriegsdimension so gut wie keine Rolle, obgleich ein Romanist wie Werner Krauss bereits zu Beginn der 1960er-Jahre von einem „siebenjährigen Weltkrieg“, dem „Kriegsschauplatz in der Neuen Welt“ sowie der „Verknüpfung“ des Siebenjährigen Krieges „mit den kriegeserisch ausgetragenen Gegensätzen des Kolonialismus“ sprach.¹⁸ Die sogenannte Preußenrenaissance der 1980er-Jahre verschärfte das Auseinandertreten der europäischen und der außer-europäischen Dimensionen des Konflikts ein weiteres Mal, während die lokalhistorische Forschung zu einzelnen Orten weltweit boomte.¹⁹

¹⁵ Großer Generalstab (Hg.): Die Kriege Friedrich des Großen. Dritter Teil: Der Siebenjährige Krieg. Bd. 1: Pirna und Lobositz, Bd. 2: Prag, Bd. 3: Kolin. Berlin 1901; Bd. 4: Groß-Jägersdorf und Breslau. Berlin 1902; Bd. 5: Hastenbeck und Roßbach. Berlin 1903; Bd. 6: Leuthen. Berlin 1904; Bd. 7: Olmütz und Crefeld. Berlin 1909; Bd. 8: Zorndorf und Hochkirch. Berlin 1910; Bd. 9: Bergen. Berlin 1911; Bd. 10: Kunersdorf. Berlin 1912; Bd. 11: Minden und Maxen. Berlin 1912; Bd. 12: Landeshut und Liegnitz. Berlin 1913. Aus dem Nachlass erschien später Eberhard Kessel: Das Ende des Siebenjährigen Krieges. Torgau und Bunzelwitz 1760–1763. Paderborn 2007. Zur „amtlichen“ Geschichtsschreibung vgl. Martin Raschke: Der politisierende Generalstab. Die friderizianischen Kriege in der amtlichen deutschen Militärgeschichtsschreibung 1890–1914. Freiburg i. Br. 1993; Bernhard R. Kroener: „Den Krieg lernen“. Die Feldzüge Friedrichs des Großen in der amtlichen Geschichtsschreibung des Kaiserreiches. In: Jürgen Kloosterhuis (Hg.): Archivarbeit für Preußen. Berlin 2000, S. 303–313.

¹⁶ Julian S. Corbett: England in the Seven Years' War. A Study in Combined Strategy. 2 Bde. London 1992 [Erstauflage: 1907]; vgl. dazu die Einleitung von Christopher Duffy: Corbett and his England in the Seven Years' War. In: ebd., S. V–XXXIV; Richard Waddington: La guerre des sept ans. Histoire diplomatique et militaire. 5 Bde. Paris 1899–1914.

¹⁷ Lawrence H. Gipson: The British Empire before the American Revolution. Provincial Characteristics and Sectional Tendencies in the Era Preceding the American Crisis. Bde. 6–8. Caldwell 1946–1954.

¹⁸ Werner Krauss: Über die Konstellation der deutschen Aufklärung. In: ders.: Studien zur deutschen und französischen Aufklärung. Berlin 1963, S. 309–400, hier: S. 317. Für diesen Hinweis danke ich Astrid Ackermann (Jena).

¹⁹ Vgl. als Überblick zur Forschung zum Siebenjährigen Krieg in der Bundesrepublik seit 1945 Marian Füssel: Zwischen lokalem Gedächtnis und kollektivem Vergessen. Der Siebenjährige Krieg in der Erinnerungskultur der Bundesrepublik Deutschland. In: Sven Petersen/Dominik

Ein globales Laboratorium

Der Siebenjährige Krieg ist in jüngster Zeit in Gesamtdarstellungen zum 18. Jahrhundert und zur Aufklärung neu gewürdigt worden.²⁰ So werden die Lebenswelten im Krieg nicht länger als Ausnahme, sondern als konstitutiver Bestandteil der zeitgenössischen Kultur begriffen. Dem Konflikt ist zeitlich immer wieder der Charakter einer Art von Labor, Sattelzeit oder Transformationsphase attestiert worden.²¹ Landespatritismus wandelte sich in Proto-Nationalismus, emotionalisierte und spaltete die Bevölkerung nicht nur im Reich.²² Ältere konfessionelle Deutungsmuster wurden reaktiviert und verliehen dem Konflikt im Alltag Dimensionen eines Religionskrieges.²³ Stehende Söldnerheere und innovative Formen der Heeresaufbringung (Kantonsystem) standen ebenso nebeneinander wie transterritorial agierende private Handelskompanien und dynastische Fürstentstaaten.²⁴ Die Medienöffentlichkeit, ihre Akteure und Partizipationschancen nahmen eine bis dato unbekannte quantitative wie qualitative Dimension an, und einschneidende geopolitische Weichenstellungen erfolgten durch den Aufstieg des British Empire. Vieles blieb jedoch auch vergleichsweise konstant, wie etwa die Praktiken der Kriegführung in Europa oder die materielle Kultur der Streitkräfte.

Collet/ders. (Hg.): *Umwelten. Ereignisse, Räume und Erfahrungen der Frühen Neuzeit*. Festschrift für Manfred Jakubowski-Tiessen. Göttingen 2015, S. 291–312.

²⁰ Steffen Martus: *Aufklärung. Das deutsche 18. Jahrhundert – Ein Epochenbild*. Berlin 2015, S. 632–686; Stefanie Stockhorst (Hg.): *Krieg und Frieden im 18. Jahrhundert*. Kulturgeschichtliche Studien. Hannover 2015.

²¹ Vgl. bereits Michael Salewski: 1756 und die Folgen. Einleitung in den Schwerpunkt. In: *Historische Mitteilungen* 18 (2005), S. 1–6, hier: S. 3.

²² Linda Colley: *Britons. Forging the Nation 1707–1837*. New Haven 1992; David A. Bell: *Jumonville's Death: War Propaganda and National Identity in Eighteenth-Century France*. In: Colin Jones/Dror Wahrman (Hg.): *The Age of Cultural Revolutions. Britain and France, 1750–1820*. Berkeley/Los Angeles 2002, S. 33–61; Jörn Leonhard: *Bellizismus und Nation. Kriegsdeutung und Nationsbestimmung in Europa und den Vereinigten Staaten 1750–1914*. München 2008.

²³ Zur konfessionellen Dimension vgl. Johannes Burkhardt: *Abschied vom Religionskrieg. Der Siebenjährige Krieg und die päpstliche Diplomatie*. Tübingen 1985; ders.: *Religious War or Imperial War? Views of the Seven Years' War from Germany and Rome*. In: Mark H. Danley/Patrick J. Speelman (Hg.): *The Seven Years' War. Global Views*. Leiden/Boston 2012, S. 107–133; Antje Fuchs: „Man suchte den Krieg zu einem Religions-Kriege zu machen.“ Beispiele von konfessioneller Propaganda und ihrer Wirkung im Kurfürstentum Hannover während des Siebenjährigen Krieges (1756–1763). In: Michael Kaiser/Stefan Kroll (Hg.): *Militär und Religiosität in der Frühen Neuzeit*. Münster 2004, S. 207–224; dies.: *Der Siebenjährige Krieg als virtueller Religionskrieg an Beispielen aus Preußen, Österreich, Kurhannover und Großbritannien*. In: Franz Brendle/Anton Schindling (Hg.): *Religionskriege im Alten Reich und in Alteuropa*. Münster 2006, S. 313–343; Robert Emmett Curran: „[Catholics,] By the very principles of that religion ... can never be faithful subjects“. *The Peaking of Anti-Catholicism and the Seven Years' War*. In: ders.: *Papist Devils. Catholics in British North America, 1574–1783*. Washington D.C. 2014, S. 201–225.

²⁴ Marian Füssel: *Stehende Söldner-Heere? Europäische Rekrutierungspraktiken im Vergleich (1648–1815)*. In: Kaspar von Greyerz/André Holstein/Andreas Würzler (Hg.): *Soldgeschäfte, Klientelismus, Korruption in der Frühen Neuzeit. Zum Soldunternehmertum der Familie Zurlauben im schweizerischen und europäischen Kontext*. Göttingen 2018, S. 259–278; Michael Mann: *Bengalen im Umbruch. Die Herausbildung des britischen Kolonialstaates 1754–1793*. Stuttgart 2000.

Mit dem Bedeutungsgewinn der Feldartillerie kündigten sich jedoch auch hier schrittweise Veränderungen an.²⁵ Der Siebenjährige Krieg war kein Kabinettskrieg mehr, aber auch noch kein „totaler Krieg“.²⁶

Dass die Forschung auch in jüngerer Zeit räumlich getrennte Wege geht, zeigt der Blick in einzelne Buchreihen. So behandelt in der Reihe „Modern Wars in Perspective“ des Longman Verlages Franz A. J. Szabo den Siebenjährigen Krieg in Europa und Daniel A. Baugh den globalen Siebenjährigen Krieg.²⁷ Das bedeutet nicht, dass der Fokus auf einzelne Kriegstheater nicht legitim ist oder gewinnbringend sein kann. Schon rein sprachlich ist eine wirklich globale Perspektive auf den Siebenjährigen Krieg von einem einzelnen Forscher im Grunde nicht zu leisten.²⁸ So nehmen die englisch- und französischsprachigen Autoren und Autorinnen die breit gefächerte deutschsprachige Literatur weit überwiegend nur sehr ausschnittshaft oder gar nicht zur Kenntnis. Seit rund 20 Jahren werden jedoch wohl nicht zuletzt im Zuge des Bedeutungsgewinns von Globalgeschichte nun verstärkt Synthesen vorgelegt, die den Siebenjährigen Krieg (wieder) in seiner globalen Dimension thematisieren: so etwa in den monografischen Synthesen von Tom Pocock (1998), William R. Nester (2000), Fred Anderson (2000), Matt Schumann/Karl Schweizer (2008), Daniel A. Baugh (2011), Edmond Dziembowski (2015), Klaus-Jürgen Bremm (2017) und mir (2019).²⁹ Betrachtet man zudem jüngere Sammelbände, welche die europäische und globale Dimension zugleich abzudecken versuchen, wie etwa den 2012 erschienenen Band von Danley und Speelman „The Seven Years' War. Global Perspectives“, so zeigt sich, dass die Suche nach dem „globalen“ oft zu einer Abfolge von Studien zu einzelnen Schauplätzen und Ereignissen gerät.³⁰

²⁵ Volker Schmidtchen: Der Einfluß der Technik auf die Kriegführung zur Zeit Friedrichs des Großen. In: Militärgeschichtliches Forschungsamt (Hg.): Friedrich der Große und das Militärwesen seiner Zeit. Herford/Bonn 1987, S. 121–142, hier: S. 135–141.

²⁶ Sven Externbrink: Die Grenzen des „Kabinettskrieges“: Der Siebenjährige Krieg 1756–1763. In: Thomas Jäger/Rasmus Beckmann (Hg.): Handbuch Kriegstheorien. Wiesbaden 2011, S. 350–358.

²⁷ Franz A. J. Szabo: The Seven Years War in Europe, 1756–1763. Harlow 2008.

²⁸ Wer ist schon gleichzeitig des Englischen, Französischen, Spanischen, Portugiesischen, Deutschen, Russischen oder Schwedischen mächtig, um nur die europäischen und kolonialen Mächte anzusprechen.

²⁹ Tom Pocock: Battle for Empire. The Very First World War 1756–63. London 1998; William R. Nester: The First Global War. Britain, France, and the Fate of North America 1756–1775. Westport, CT u. a. 2000; Fred Anderson: Crucible of War. The Seven Years' War and the Fate of the Empire in British North America, 1754–1766. New York 2000; Matt Schumann/Karl W. Schweizer: The Seven Years War. A Transatlantic History. London u. a. 2008; Baugh: Global Seven Years War (wie Anm. 1); Edmond Dziembowski: La Guerre de Sept Ans. Paris 2015; Füssel: Preis des Ruhms (wie Anm. 1); Klaus-Jürgen Bremm: Preußen bewegt die Welt. Der Siebenjährige Krieg 1756–63. Darmstadt 2017.

³⁰ Danley/Speelman (Hg.): Global Views (wie Anm. 23). Vgl. ähnlich Sven Externbrink (Hg.): Der Siebenjährige Krieg (1756–1763). Ein europäischer Weltkrieg im Zeitalter der Aufklärung. Berlin 2011.

Krieg als Kultur

Eine andere Herangehensweise berücksichtigt eher unterschiedliche disziplinäre Zugänge der historischen Kulturwissenschaften, wie etwa De Bruyn und Regan in „The Culture of the Seven Years War“ von 2014.³¹ Sie gliedern ihren Band unter anderem nach den Kategorien Literatur, Kunst, *race*, *class* und *gender*. Sowohl der global- wie der kulturhistorische Zugang sind empirisch wie konzeptionell ertragreich und vermitteln einen guten Überblick über die Forschung mit all ihren Problemen, wie etwa der Übersetzung zwischen Sprachen und Forschungstraditionen. Der kulturhistorische Zugang des Bandes von De Bruyn und Regan macht auch darauf aufmerksam, dass die Frage des räumlichen Zugriffs keineswegs die einzige ist, die unterschiedliche Forschungsansätze und Zugänge zum Siebenjährigen Krieg unterscheidet. Auch theoretisch und methodisch hat sich seit der Generalstabsgeschichte der Zeit um 1900, der britischen *Imperial History* oder der jeweiligen Landes- und Lokalgeschichten einiges getan. Betrachtet man die historiografische Entwicklung zum Siebenjährigen Krieg vom Beginn des 20. Jahrhunderts, so deckt sich diese weitgehend mit den allgemeinen Tendenzen. Ausnahmen bilden materialreiche Lokalstudien wie etwa zu Münster, die schon bevor der Begriff überhaupt geprägt wurde, an eine Art *histoire totale* eines Ortes heranreichen.³² In den 1930er- und 1940er-Jahren war die deutsche Forschung von der NS-Ideologie geprägt, was aber gerade aufgrund der zeithistorischen Verstrickung rückblickend „moderne“ Themen nicht ausschloss, wie etwa die Geschichte von Medien und Propaganda.³³ Nach dem Zweiten Weltkrieg widmete sich die Forschung nur zögerlich wieder dem Siebenjährigen Krieg. Dominant waren verfassungs-, diplomatie- und politikhistorische Zugänge.³⁴ Von Johannes Kunisch und seinen Schülern wurde dann seit den 1970er-Jahren ein ganz neuer Ansatz verfolgt, der struktur- und ereignisgeschichtliche Perspektiven miteinander verband und unter anderem Themen wie den „kleinen Krieg“ auf die Agenda setzte.³⁵ In

³¹ Frans De Bruyn/Shawn Regan (Hg.): *The Culture of the Seven Years War. Empire, Identity, and the Arts in the Eighteenth-Century Atlantic World*. Toronto u. a. 2014; vgl. zuvor bereits zur „Kultur“ des *French and Indian War*: Warren R. Hofstra (Hg.): *Cultures in Conflict. The Seven Years' War in North America*. New York 2007.

³² Aegidius Huppertz: *Münster im siebenjährigen Kriege insbesondere die beiden Belagerungen des Jahres 1759*. Münster 1908.

³³ Hans Jessen: Die Anfänge der friderizianischen Nachrichtenpolitik. In: *Zeitungswissenschaft* 15 (1940) 7, S. 303–321; ders.: Die Nachrichtenpolitik Friedrichs des Großen im 7jährigen Krieg. In: *Zeitungswissenschaft* 15 (1940) 11/12, S. 632–664.

³⁴ Walther Mediger: *Moskaus Weg nach Europa. Der Aufstieg Russlands zum europäischen Machtstaat im Zeitalter Friedrichs des Großen*. Berlin 1952; Dieter Ernst Bangert: *Die russisch-österreichische militärische Zusammenarbeit im Siebenjährigen Kriege in den Jahren 1758–1759*. Boppard 1971.

³⁵ Johannes Kunisch: *Der kleine Krieg. Studien zum Heerwesen des Absolutismus*. Wiesbaden 1973; ders.: *Das Mirakel des Hauses Brandenburg. Studien zum Verhältnis von Kabinettspolitik und Kriegführung im Zeitalter des Siebenjährigen Krieges*. München 1978; ders.: *Der Ausgang des Siebenjährigen Krieges. Ein Beitrag zum Verhältnis von Kabinettspolitik und Kriegführung im Zeitalter des Absolutismus*. In: *ZHF* 2 (1975), S. 173–222.

den 1980er-Jahren griff die sozialgeschichtliche Wende der Geschichtswissenschaften, die neue Militärgeschichte entstand, und erstmals seit der Jahrhundertwende wurden die Daten und Zahlen von Heeresfinanzierung, Rekrutierung, Verlusten etc. auf eine neue Grundlage gestellt.³⁶ Die sogenannte Operationsgeschichte blieb in der neuen deutschen Militärgeschichte jedoch lange ein Stiefkind.³⁷ Entsprechende Anstöße kamen eher aus dem angloamerikanischen Raum, so hat vor allem Christopher Duffy in diesem Feld mit mehreren Monografien Maßstäbe gesetzt.³⁸

Mit der kulturhistorischen Wende der 1990er- und 2000er-Jahre explodierte dann das Themenspektrum förmlich. Erste Ansätze in Richtung einer Weiterentwicklung der neuen Militärgeschichte hin zu einer „Kulturgeschichte organisierter Gewalt“ kamen aus der Erfahrungsgeschichte, etwa mit den Arbeiten von Daniel Hohrath und Sascha Möbius.³⁹ So lässt sich der Siebenjährige Krieg im Reich aus einer gewaltgeschichtlichen Perspektive in drei Phasen einteilen: die „Zeit der großen Schlachten“ (1756–1758), die „Zeit der blutigen Schlachten“ (1758–1760) und die „Zeit des kleinen Krieges“ (1761–1762).⁴⁰ Bekommt das Bild einer gezähmten Bellona damit schon merkliche Risse, so verändert der Blick auf die außereuropäischen Schauplätze wie den *French and Indian War* die Situation ein weiteres Mal.⁴¹ Selbstzeugnisse wurden über den Bereich der Erfahrung und

³⁶ Bernhard R. Kroener: Wirtschaft und Rüstung der europäischen Großmächte im Siebenjährigen Krieg. In: Militärgeschichtliches Forschungsamt (Hg.): Friedrich der Große (wie Anm. 25), S. 143–175; ders. (Hg.): Europa im Zeitalter Friedrichs des Großen. Wirtschaft, Gesellschaft, Kriege. München 1989; ders.: Die materiellen Grundlagen österreichischer und preußischer Krieganstrengungen 1756–1763. In: ebd., S. 47–78.

³⁷ Thomas Lindner: Die Peripetie des Siebenjährigen Krieges. Der Herbstfeldzug 1760 in Sachsen und der Winterfeldzug 1760/61 in Hessen. Berlin 1993.

³⁸ Christopher Duffy: Friedrich der Große. Die Biographie. Düsseldorf 2001; ders.: Prussia's Glory: Rossbach and Leuthen 1757. Chicago 2003; ders.: Sieben Jahre Krieg. 1756–1763. Die Armee Maria Theresias. Wien 2003; ders.: By Force of Arms. The Austrian Army in the Seven Years War. Bd. 2. Chicago 2006.

³⁹ Daniel Hohrath: Der Bürger im Krieg der Fürsten. Stadtbewohner und Soldaten in belagerten Städten um die Mitte des 18. Jahrhunderts. In: Bernhard R. Kroener/Ralf Pröve (Hg.): Krieg und Frieden. Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit. Paderborn u. a. 1996, S. 305–329; Sascha Möbius: ‚Von Jast und Hitze wie vertaumelt‘. Überlegungen zur Wahrnehmung von Gewalt durch preußische Soldaten im Siebenjährigen Krieg. In: FBPG NF 12 (2002), S. 1–34; ders.: Die Kommunikation zwischen preußischen Soldaten und Offizieren im Siebenjährigen Krieg zwischen Gewalt und Konsens. In: MGZ 63 (2004), S. 325–353; ders.: Mehr Angst vor dem Offizier als vor dem Feind? Eine mentalitätsgeschichtliche Studie zur preußischen Taktik im Siebenjährigen Krieg. Saarbrücken 2007; ders.: Kriegsgreuel in den Schlachten des Siebenjährigen Krieges in Europa. In: Sönke Neitzel/Daniel Hohrath (Hg.): Kriegsgreuel. Die Entgrenzung von Gewalt in kriegerischen Konflikten vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert. Paderborn u. a. 2008, S. 185–203.

⁴⁰ Martin Rink: Der kleine Krieg. Entwicklungen und Trends asymmetrischer Gewalt 1740 bis 1815. In: MGZ 65 (2006) 2, S. 355–388, hier: S. 376–377.

⁴¹ Zur gezähmten Bellona vgl. Gerhard Ritter: Staatskunst und Kriegshandwerk. Das Problem des ‚Militarismus‘ in Deutschland. Bd. 1: Die altpreußische Tradition (1740–1890). München 1959, S. 50–59. Zur Kritik vor dem Hintergrund des *French and Indian War* vgl. Martin Wrede: „Zähmung der Bellona“ oder Ökonomie der Gewalt? Überlegungen zur Kultur des Krieges im Ancien régime. In: Irene Dingel u. a. (Hg.): Theatrum Belli – Theatrum Pacis. Konflikte und Konfliktregelungen im frühneuzeitlichen Europa. Festschrift für Heinz Duchhardt zu seinem

Wahrnehmung von Gewalt hinaus zu viel genutzten Quellen, und der Blick auf den Kriegsalltag gewann zunehmend an Selbstverständlichkeit. Okkupationserfahrungen wurden ebenso zum Thema wie Kriegsgefangenschaft oder Sklaverei.⁴² Der historisch-anthropologisch geschulte Blick erschloss neue Themen wie Geschlechtergeschichte, Krankheitsgeschichte und Emotionsgeschichte. So wurde etwa die Rolle von Frauen im Siebenjährigen Krieg lange Zeit kaum explizit gewürdigt, obgleich diese als leidende und handelnde Subjekte in allen Bereichen der Gesellschaft von der Regentin bis zur Magd präsent waren.⁴³ Auch die Rolle von Männlichkeitsbildern wurde neu gewürdigt.⁴⁴ Erica Charters hat in einer wichtigen Studie zu Großbritannien auf die Rolle von Krankheiten hingewiesen und gezeigt, wie der Staat Verantwortung für die Gesundheit seiner Untertanen übernehmen musste.⁴⁵ Aus Perspektive der Emotionsforschung hat Ute Frevert auf die „Gefühlspolitik“ Friedrichs II. aufmerksam gemacht.⁴⁶

Bereits lange eingeführte Themen wie Medialität wurden etwa um eine Geschichte des Akustischen erweitert.⁴⁷ Der Siebenjährige Krieg war ein frühmoder-

75. Geburtstag. Göttingen 2018, S. 207–237; zur Gewaltkultur dieses Konfliktes vgl. auch Christian Ayne Crouch: *Nobility Lost. French and Canadian Martial Cultures, Indians, and the End of New France*. Ithaca/London 2014.

⁴² Horst Carl: *Okkupation und Regionalismus. Die preußischen Westprovinzen im Siebenjährigen Krieg*. Mainz 1993; siehe auch den Beitrag von Horst Carl in diesem Band; Daniel Hohrath: „In Cartellen wird der Wert eines Feindes bestimmt.“ Kriegsgefangenschaft als Teil der Kriegspraxis des Ancien Régime. In: Rüdiger Overmanns (Hg.): *In der Hand des Feindes. Kriegsgefangenschaft von der Antike bis zum Zweiten Weltkrieg*. Köln/Weimar/Wien 1999, S. 141–170; Renaud Morieux: *The Society of Prisoners. Anglo-French Wars and Incarceration in the 18th Century*. Oxford 2019.

⁴³ Vgl. Peter Way: *Venus and Mars: Women and the British-American Army in the Seven Years' War*. In: Julie Flavell/Peter Conway (Hg.): *Britain and America Go to War. The Impact of War and Warfare in Anglo-America, 1754–1815*. Gainesville 2004, S. 41–68; Sarah Fatherly: *Tending the Army: Women and the British General Hospital in North America, 1754–1763*. In: *Early American Studies* 10 (2012), S. 566–599; Marian Füssel: *Unsichtbare Zeugen. Frauen im Siebenjährigen Krieg*. In: Susanne Brockfeld/Ingeborg Schnelling-Reinicke (Hg.): *Karrieren in Preußen – Frauen in Männerdomänen*. Berlin 2020, S. 189–209.

⁴⁴ Sascha Möbius: „Bravthun“, „entmannende Furcht“ und „schöne Überläuferinnen“. Zum Männlichkeitsbild preußischer Soldaten im Siebenjährigen Krieg in Quellen aus Magdeburg, Halle und der Altmark. In: Eva Labouvie (Hg.): *Leben in der Stadt. Eine Kultur- und Geschlechtergeschichte Magdeburgs*. Köln/Weimar/Wien 2004, S. 79–96; Tylor Boulware: „We are MEN“. Native American and Euroamerican Projections of Masculinity during the Seven Years' War. In: Thomas A. Foster (Hg.): *Manliness in Early America*. New York/London 2011, S. 51–70.

⁴⁵ Erica Michiko Charters: *Disease, War, and the Imperial State. The Welfare of the British Armed Forces during the Seven Years' War*. Chicago 2014.

⁴⁶ Ute Frevert: *Gefühlspolitik. Friedrich II. als Herr über die Herzen*. Göttingen 2012; Marian Füssel: *Emotions in the Making: The Transformation of Battlefield Experiences during the Seven Years War (1756–1763)*. In: Cornelis van der Haven/Erika Kuijpers (Hg.): *Battlefield Emotions 1500–1850. Experiences, Practices, Imagination*. London 2016, S. 149–172.

⁴⁷ Marian Füssel: *Zwischen Schlachtenlärm und Siegesklang. Zur akustischen Repräsentation von militärischer Gewalt im Siebenjährigen Krieg (1756–1763)*. In: Stockhorst (Hg.): *Krieg und Frieden (wie Anm. 20)*, S. 149–166; Sascha Möbius: *Ein feste Burg ist unser Gott...! und das entsetzliche Lärmen ihrer Trommeln. Preußische Militärmusik in den Schlachten des Siebenjährigen Krieges*. In: Jutta Nowosadtko/Matthias Rogg (Hg.): *„Mars und die Musen“. Das Wechselspiel von Militär, Krieg und Kunst in der Frühen Neuzeit*. Berlin 2008, S. 261–289.

ner Medienkrieg, der einen enormen Anstieg der Publizistik auslöste, ein Faktor, der in der jüngeren Forschung ausführlich gewürdigt wurde.⁴⁸ Auch in Nachbarfächern wie der Germanistik ist der Siebenjährige Krieg inzwischen ein gut beforschtes Thema, mit Arbeiten zur Kriesslyrik, zu Dramen und Romanen vor dem Hintergrund einer Genealogie des modernen Nationalismus.⁴⁹ Weit weniger Niederschlag hat der Krieg zumindest im deutschsprachigen Raum in der Kunst- und Musikgeschichte gefunden.⁵⁰ Während der Frieden von Paris bis in seine kolonialen Auswirkungen und seine Festkultur recht gut erschlossen ist,⁵¹ kann das bislang nicht in gleichem Maß für den Frieden von Hubertusburg gelten.⁵² Mit

⁴⁸ Vgl. in Auswahl Mathias Persson: *Mediating the Enemy. Prussian Representations of Austria, France and Sweden during the Seven Years War*. In: GH 32 (2014) 2, S. 181–200; Patrick Merziger: *Der öffentliche König? Herrschaft in den Medien während der drei schlesischen Kriege*. In: Bernd Sösemann/Gregor Vogt-Spira (Hg.): *Friedrich der Große in Europa. Geschichte einer wechselvollen Beziehung*. 2 Bde. Stuttgart 2012, Bd. 1, S. 209–223; Matt Schumann/Karl W. Schweizer: *Anglo-American War Reporting, 1749–1763: The Press and a Research Strategy*. In: *Canadian Journal of History* 43 (2008), S. 265–277; Adam/Dainat (Hg.): „Krieg ist mein Lied“ (wie Anm. 3); Andreas Gestrich: *Kriegsberichterstattung als Propaganda. Das Beispiel des „Wienerischen Diarium“ im Siebenjährigen Krieg 1756–1763*. In: Ute Daniel (Hg.): *Augenzeugen. Kriegsberichterstattung vom 18. zum 21. Jahrhundert*. Göttingen 2006, S. 23–39; Schort: *Politik* (wie Anm. 7); Armand Francis Lucier (Hg.): *French and Indian War Notices Abstracted from Colonial Newspapers*. 5 Bde. Bowie, MD 1999; Martin Welke: *Die Legende vom „unpolitischen Deutschen“*. *Zeitungslesen im 18. Jahrhundert als Spiegel des politischen Interesses*. In: *Jahrbuch der Witttheit zu Bremen* 25 (1981), S. 161–188; ders.: „...zu Österreichs Gloria durch Publicität mitzuwürcken“. *Zur Pressepolitik des Kaiserhofes im Reich im 18. Jahrhundert*. In: Wolfgang Duckowitsch (Hg.): *Mediengeschichte. Forschung und Praxis. Festgabe für Marianne Lunzer-Lindhausen zum 65. Geburtstag*. Wien/Köln/Graz 1985, S. 173–193.

⁴⁹ Hans-Martin Blitz: *Aus Liebe zum Vaterland. Die deutsche Nation im 18. Jahrhundert*. Hamburg 2000.

⁵⁰ Alan McNairn: *Behold the Hero. General Wolfe & the Arts in the Eighteenth Century*. Liverpool 1997; M. John Cardwell: *Arts and Arms. Literature, Politics and Patriotism during the Seven Years War*. Manchester/New York 2004; Douglas Fordham: *British Art and the Seven Years War. Allegiance and Autonomy*. Philadelphia/Oxford 2010.

⁵¹ Rashed: *Peace* (wie Anm. 8); Lucy Sutherland: *The East India Company and the Peace of Paris*. In: Aubrey Newman (Hg.): *Politics and Finance in the Eighteenth Century*. London 1984, S. 165–176; Barry M. Gough: *British Mercantile Interests in the Making of the Peace of Paris, 1763. Trade, War, and Empire*. Lewiston u. a. 1992; Hermann Wellenreuther: *Der Vertrag zu Paris (1763) in der atlantischen Geschichte*. In: *Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte* 17 (1999), S. 81–110; Fred Anderson: *The Peace of Paris, 1763*. In: Williamson Murray/James Lacey (Hg.): *The Making of Peace. Rulers, States, and the Aftermath of War*. Cambridge/New York 2009, S. 101–129; Jean-Pierre Bois: *Le traité de Paris de 1763*. In: Bertrand Fonck/Laurent Veysière (Hg.): *La Chute de la Nouvelle-France. De l'affaire Jumonville au traité de Paris*. Quebec 2015, S. 249–266; Sophie Imbeault/Denis Vaugeois/Laurent Veysière (Hg.): *1763. Le traité de Paris bouleverse l'Amérique*. Quebec 2013; Yvonne Rickert: *Herrscherbild im Widerstreit. Die Place Louis XV in Paris – Wandel und Rezeption der Herrscherikonographie im Zeitalter der Aufklärung*. Hildesheim u. a. 2018.

⁵² Beaulieu-Marconnay: *Hubertusburger Friede* (wie Anm. 8); Heinz Duchhardt: *Gleichgewicht der Kräfte, Convenance, europäisches Konzert. Friedenskongresse und Friedensschlüsse vom Zeitalter Ludwigs XIV. bis zum Wiener Kongreß*. Darmstadt 1976, S. 90–126; Dirk Syndram/Claudia Brink (Hg.): *Die Königliche Jagdresidenz Hubertusburg und der Frieden von 1763*. Dresden 2013; Johannes Burkhardt: *Wie ein verlorener Krieg zum Sieg umgeschrieben wurde*.

den Friedensschlüssen waren die Folgen des Krieges noch lange nicht aufgearbeitet.⁵³ Gerade auch für die Schadensbewältigung ist der Wechsel von Mikro- und Makroperspektive aufschlussreich. So wurden Finanzkrisen und wirtschaftspolitische Debatten ebenso analysiert wie einzelne Ansiedlungen von süddeutschen Kolonisten in verheerten Gebieten.⁵⁴ Auch dies waren Projekte, die eine globale Dimension aufwiesen. So versuchte die französische Regierung in Kourou, heute eine Stadt in Französisch-Guayana, 17 000 Neusiedler aus Europa anzusiedeln, darunter auch rund 11 000 katholische Kolonisten aus dem Elsass und Südwestdeutschland.⁵⁵ Die Operation endete in einem tragischen Desaster: Fast 10 000 Menschen starben an Unterernährung, Fieber und Epidemien.

Globalgeschichte zwischen Mikro- und Makroperspektiven

In der gegenwärtigen konzeptionellen Diskussion zählt die Globalgeschichte neben der Big-History und ihren historischen Langzeitnarrativen wohl zu den zentralen Herausforderungen der Mikrogeschichte.⁵⁶ Gerade in der Geschichtsschreibung und historischen Soziologie von Krieg, Militär und Gewalt herrscht gegenwärtig kein Mangel an Narrativen der langen Dauer. Man denke etwa an Azar Gats „War in Human Civilization“ (2008), Steven Pinkers „Gewalt. Eine neue Geschichte der Menschheit“ (2011) oder Ian Morris „Krieg. Wozu er gut ist“ (2013).⁵⁷ Seitens der Mikrohistoriker und Mikrohistorikerinnen fand jedoch mit diesen Großentwürfen bislang wenig Auseinandersetzung statt, während sie sich mit ihrer Position und Aufgabe in der Globalgeschichte inzwischen intensiv auseinandersetzen. In diesem Bereich existiert eine rege Diskussion über die Mög-

Friedrich der Große, der Siebenjährige Krieg und der Friede von Hubertusburg. In: ders./Kay Peter Jankrift/Wolfgang E. J. Weber (Hg.): Sprache. Macht. Frieden. Augsburger Beiträge zur Historischen Friedens- und Konfliktforschung. Augsburg 2014, S. 265–308; Claus Legal/Gert Legal: Tragödie Hubertusburg. Der einsame Kampf des Sachsen George Samuel Götze gegen Friedrich den Grossen. Freiberg 2014.

⁵³ Füßel: Preis des Ruhms (wie Anm. 1), S. 470–497.

⁵⁴ Stephan Skalweit: Die Berliner Wirtschaftskrise von 1763 und ihre Hintergründe. Stuttgart 1937; Isabel Schnabel/Hyun Song Shin: Liquidity and Contagion: The Crisis of 1763. In: Journal of the European Economic Association 2 (2004) 6, S. 929–968; Ingrid Mittenzwei: Preußen nach dem Siebenjährigen Krieg: Auseinandersetzungen zwischen Bürgertum und Staat um die Wirtschaftspolitik. Berlin 1979; Ursula Wolf: Preußische Anwerbung von süddeutschen Kolonisten nach dem Siebenjährigen Krieg unter dem Gesandten von Pfeil. Ihre Ansetzung in der Neumark, Schlesien, Berlin und Potsdam. Hamburg 2013.

⁵⁵ Marion F. Godfroy: Kourou and the Struggle for a French America. War, Culture and Society, 1730–1830. Houndmills/Basingstoke/Hampshire 2015; Emma Rothschild: A Horrible Tragedy in the French Atlantic. In: P&P 192 (2006), S. 67–108, vgl. auch den Aufsatz von Marion Godfroy-Tayart de Borms in diesem Band.

⁵⁶ Carlo Ginzburg: Der Käse und die Würmer im Jahr 2019. Was lehrt uns die Mikrogeschichte heute? In: GWU 71 (2020) 3/4, S. 190–198.

⁵⁷ Azar Gat: War in Human Civilization. Oxford 2008; Steven Pinker: Gewalt. Eine neue Geschichte der Menschheit. Frankfurt a. M. 2011; Ian Morris: Krieg. Wozu er gut ist. Frankfurt a. M./New York 2013.

lichkeiten und Grenzen einer globalen Mikrogeschichte.⁵⁸ Wie der mikrohistorische Blick auf das globale 18. Jahrhundert in konkreten Studien aussehen kann, zeigen gegenwärtig unter anderem Forschungen zu materieller Kultur, Nachrichtenverkehr, Finanzströmen, Biografien und Organisationen. Seit Sidney Mintz' wegweisender Verflechtungsgeschichte des Zuckers ist das „globale Leben der Dinge“ immer wieder zum Thema gemacht worden.⁵⁹ So war etwa die Kriegführung mit Feuerwaffen wesentlich von einer materiellen Ressource wie Salpeter abhängig.⁶⁰ Bei entsprechenden Transfers kamen multinational operierende Handelskompanien wie die East India Company oder die Compagnie des Indes ins Spiel.⁶¹ Aber nicht nur Organisationen vermittelten und reisten zwischen den Welten, sondern auch einzelne Akteure, die in der Forschung auch gern als „go-betweens“ oder „cultural brokers“ bezeichnet werden.⁶² Neben Missionaren und Dolmetschern waren viele von ihnen im Finanzsektor tätig, denn ein Krieg verschlang Unsummen an Geld – Truppen mussten bezahlt, Waffen und Schiffe finanziert werden und das Ganze in globalem Rahmen. Gelder mussten transferiert werden und eine eigene Finanzlogistik schuf neue globale Verflechtungen.⁶³ Für die Dynamik der Zirkulation besaßen bereits die Zeitgenossen ein ausgeprägtes Bewusstsein, wie Charles Johnstones (1719–1800) satirische Erzählung „Chrysal, or the Adventures of a Guinea“ (1760) deutlich machte.⁶⁴ Der irische Novellist bediente damit das Genre der sogenannten *it-narratives* in denen unter anderem Schuhe, ein Spazierstock, Mantel oder Schreibtisch und vor allem Zahlungsmittel zu Protagonisten wurden.⁶⁵ Nach ihrer „Geburt“ in Peru finden sich unter den Besitzern der Goldmünze Menschen aller Stände von der Prostituierten bis zum Staatsmann in Amerika, England, Holland, Deutschland und Portugal. Nicht als Fiktion gedacht war offenbar die Erfindung

⁵⁸ Francesca Trivellato: Is There a Future for Italian Microhistory in the Age of Global History? In: California Italian Studies 2 (2011) 1, online zugänglich unter: <https://escholarship.org/uc/item/0z94n9hq> (letzter Zugriff am 3. 8. 2020); Christian G. de Vito: Verso una microstoria translocale (Micro-spatial history). In: Quaderni Storici 3 (2015), S. 815–833; Hans Medick: Turning Global? Microhistory in Extension. In: HA 24 (2016) 2, S. 241–252; John-Paul Ghobrial (Hg.): Global History and Microhistory. Oxford/New York 2019.

⁵⁹ Sidney Wilfred Mintz: Die süße Macht. Kulturgeschichte des Zuckers. Frankfurt a. M. u. a. 1987; Anne Gerritsen/Giorgio Riello (Hg.): The Global Lives of Things. The Material Culture of Connections in the Early Modern World. London/New York 2016.

⁶⁰ David Cressy: Saltpeter. The Mother of Gunpowder. Oxford 2013.

⁶¹ Vgl. Nick Robins: The Corporation that Changed the World. How the East India Company Shaped the Modern Multinational. London 2012; Philippe Haudrère: La Compagnie française des Indes aux XVIII^e siècle. 2 Bde. Paris 2005.

⁶² Vgl. Linda Colley: Leben und Schicksale der Elizabeth Marsh. Eine Frau zwischen den Welten des 18. Jahrhunderts. Frankfurt a. M. 2008; Simon Schaffer u. a. (Hg.): The Brokered World. Go-Betweens and Global Intelligence, 1770–1820. Sagamore Beach 2009.

⁶³ Tim Neu: Geld gebrauchen. Frühneuzeitliche Finanz-, Kredit- und Geldgeschichte in praxeologischer Perspektive. In: HA 27 (2019) 1, S. 75–103. Siehe auch den Beitrag von Tim Neu in diesem Band.

⁶⁴ Kevin Bourque (Hg.): Chrysal; or the Adventures of a Guinea von Charles Johnstone. 2 Bde. Kansas City 2011.

⁶⁵ Mark Blackwell (Hg.): The Secret Life of Things. Animals, Objects, and It-Narratives in Eighteenth-Century England. Lewisburg 2007.

eines Unterseebootes durch den Bückeburger Ingenieur Jakob Chrysostomus Praetorius für den Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe im Jahr 1762.⁶⁶ Graf Wilhelm war in jenem Jahr zum Befehlshaber der portugiesisch-britischen Truppen im „Fantastischen Krieg“ zwischen Spanien und Portugal berufen worden, und nun galt es, rasch Distanzen zu überwinden. Beim „Steinhuder-Hecht“ handelte es sich um ein geschlossenes Wasserfahrzeug in Gestalt eines Fisches, das laut Praetorius innerhalb von sechs Tagen als eine Art „Nachrichten-Yacht“ in der Lage sein sollte, nach Lissabon zu fahren. Daraus wurde nichts, aber die Episode zeigt, wie kreativ die Zeitgenossen auf die Ausweitung der Kriegstheater reagierten.

Die Fragen der Mikro-Geschichte

„Die mehrfache Kontextualisierung der Mikro-Historiker“ basiert etwa für Jacques Revel auf ganz anderen Voraussetzungen als denen der konventionellen Geschichtsschreibung.⁶⁷ So wird davon ausgegangen, dass „jeder historische Akteur“ bis zu einem gewissen Grad an verschiedenen Prozessen und damit auch verschiedenen Kontexten teilhat und dies in mehreren Dimensionen und auf vielfältigen Ebenen vom „äußerst lokalen bis zum äußerst globalen“, sodass weder eine „Diskontinuität“ noch eine „Opposition“ zwischen Lokal- und Globalgeschichte existiere. Die Erfahrung eines „Individuums, einer Gruppe oder einer Gegend“ mache es möglich, eine spezifische „Modellierung“ der Globalgeschichte vorzunehmen. Diese Geschichte sei sowohl „partikular als auch einzigartig“, denn was der „mikrohistorische Blickwinkel“ biete, sei keine abgeschwächte, einseitige oder sonst wie verstümmelte Version der makrohistorischen Realität, sondern eine ganz eigene, andere Version.

Mit Pierre-André Chiappori lassen sich drei Spielarten der Gegenüberstellung von Mikro und Makro ausmachen. Bei einer ersten geht es um die Konfrontation von Kontingenz, Entscheidungsoffenheit und Diskontinuität auf der Mikroebene mit linearen Geschichtsverläufen auf der Makroebene, eine zweite stellt eine induktive Mikroanalyse einer deduktiven Makroanalyse gegenüber, während die dritte Maßstabsveränderungen im Sinne des „jeu d’échelles“ von Jacques Revel unternimmt.⁶⁸ Bei allen drei Szenarien handelt es sich zweifelsohne um idealtypische

⁶⁶ Inge Bührmann: Jakob Chrysostomus Praetorius: Offiziere des Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe. Hagenburg [2017?]. Zum „Fantastischen Krieg“ vgl. Christa Banaschik-Ehl: Scharnhorsts Lehrer, Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe in Portugal: Die Heeresreform, 1761–1777. Osnabrück 1974, S. 20–77; António Barrento: Guerra Fantástica, 1762. Portugal, o Conde de Lippe e a Guerra dos Sete Anos. Lissabon 2006; Patrick J. Speelman: Strategic Illusions and the Iberian War of 1762. In: Danley/ders. (Hg.): Global Views (wie Anm. 23), S. 429–460.

⁶⁷ Jacques Revel: Micro-analyse et construction du social. In: Jacques Revel (Hg.): Jeux d’échelles: la micro-analyse à l’expérience. Paris 1996, S. 15–36, hier: S. 26; engl. Übersetzung ders.: Micro-analysis and the Construction of the Social. In: ders./Lynn Hunt (Hg.): Histories. French Constructions of the Past. New York 1995, S. 492–502, hier: S. 501 (dt. Übersetzung d. d. Vf.).

⁶⁸ Pierre-André Chiappori/Maurizio Gribaudi: La notion d’individu en microéconomie et en microhistoire. In: Jean-Yves Grenier/Claude Grignon/Pierre-Michel Menger (Hg.): Le modèle et le récit. Paris 2001, S. 283–313; Jakob Tanner: Historische Anthropologie. Hamburg 2004, S. 110–

sche Extrapolationen, die lediglich eine Tendenz andeuten. Eine deduktive Makroperspektive würde etwa vom Modell der Militärischen Revolution oder des *fiscal-military state* ausgehen und dann empirische Evidenzen für den zu beschreibenden Prozess suchen. So hat Revel es als das „traditionelle Konzept der Monografie“ bezeichnet, eine „bedeutungsvolle Ordnung“ dadurch zu stiften, dass man „lokale Bestätigungen für generelle Hypothesen und Ergebnisse“ beibringt.⁶⁹ Eine induktive Vorgehensweise würde hingegen suggerieren, diesen Prozess erst als Ergebnis offener empirischer Forschung zu betrachten. Doch geht auch der Mikrohistoriker ja keineswegs konzeptionell voraussetzungslos den Weg ins Archiv. Bei der Frage der Linearität könnte man etwa an modernisierungstheoretische Narrative denken, die den Siebenjährigen Krieg als Etappe auf dem Weg zu den atlantischen Revolutionen oder zur Globalisierung des 19. Jahrhunderts einzeichnen. Besonders stimulierend, trotz oder vielleicht gerade aufgrund einer gewissen Vagheit, wirkt aus der angeführten Trias schließlich die Idee des „jeux d'échelles“, des „Spiels mit den Maßstäben“. Für Revel ist das „Wechseln der Brennweite einer Linse nicht nur die Vergrößerung (oder Verkleinerung) der Größe des Gegenstandes unter Beobachtung, sondern auch die Veränderung seiner Form und Zusammensetzung. Oder um eine andere Metapher zu gebrauchen, die Veränderung des Maßstabes einer Karte ist nicht nur eine Frage der Verbildlichung einer gleichbleibenden Realität, sondern vielmehr der Veränderung des Inhaltes dieser Repräsentation (das heißt der Auswahl dessen, was repräsentierbar ist). Kaum zufällig ist das der Sinn meiner Annahme, dass die Mikroperspektive kein besonderes Privileg genießt. Es ist das Prinzip der Variation, das wichtig ist, nicht die Auswahl irgendeines bestimmten Maßstabes.“⁷⁰ Der Ruf nach der gleichzeitigen Perspektivierung von Mikro- und Makroprozessen als historiografischer Zugang ist damit also keineswegs neu.⁷¹ Mittlerweile existieren diverse Angebote von den diversen Spielarten der italienischen und deutschen Mikrogeschichte über die Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) bis zur Ökonomie der Konventionen.⁷² Konfrontiert man die Herangehensweisen der Akteur-Netzwerk-Theorie mit denen von Autoren wie Kracauer oder Revel, wird deutlich, dass die mangelnde Unterscheidung von ontologischen und epistemologischen Problemen manche Verwirrung stiften kann.⁷³ Ontologisch wird es, wenn man die Frage stellt, ob

118, bes. S. 111f. Zur kulturellen Produktion von „Skalierung“ vgl. auch E. Summerson Carr/Michel Lempert (Hg.): *Scale. Discourse and Dimensions of Social Life*. Oakland 2016.

⁶⁹ Revel: *Micro-analyse* (wie Anm. 67), S. 26; ders.: *Microanalysis* (wie Anm. 67), S. 501 (dt. Übersetzung d. d. Vf.).

⁷⁰ Revel: *Micro-analyse* (wie Anm. 67), S. 19; ders.: *Microanalysis* (wie Anm. 67), S. 495–496 (dt. Übersetzung d. d. Vf.).

⁷¹ Jürgen Schlumbohm (Hg.): *Mikrogeschichte – Makrogeschichte, komplementär oder inkommensurabel?* Göttingen 1998; Otto Ulbricht: *Mikrogeschichte. Menschen und Konflikte in der Frühen Neuzeit*. Frankfurt a. M. u. a. 2009.

⁷² Tim Neu: *Koordination und Kalkül. Die Économie des conventions und die Geschichtswissenschaft*. In: HA 23 (2015) 1, S. 129–147.

⁷³ Zur Überwindung der Mikro-Makro-Dichotomie und zum Hinweis auf epistemologische vs. ontologische Probleme vgl. Thomas Hoebel/Wolfgang Knöbl: *Gewalt erklären! Plädoyer für eine entdeckende Prozesssoziologie*. Hamburg 2019, S. 127–155.

Mikroebene (Dorf) und Makroebene (Preußen) beziehungsweise eine einzelne ökonomische Transaktion und *die* Wirtschaft sich von ihrer Seinsweise her grundsätzlich unterscheiden oder nicht. Die ANT antwortet darauf mit der Perspektive auf „flache Ontologien“ und hebt den Unterschied damit auf, einzelne Praktiken verketteten sich zur Praxisformation.⁷⁴ Eine Schlacht besteht aus unzähligen Gewaltakten, Praktiken der Logistik etc., die zusammen das Ereignis „Schlacht“ konstituieren. Eine epistemologische Problematik ruft hingegen Carlo Ginzburg auf, wenn er eine Schlacht als unsichtbar bezeichnet, weil sie nie vollständig, sondern nur perspektivisch wahrgenommen werden kann.⁷⁵ Die Perspektiven von Nah- und Fernsichten zu wechseln, ist dann das Spiel mit den Maßstäben, wie es Revel vorschwebt, für den sich der Inhalt der Repräsentation allerdings mitverändert, also die Ontologie beeinflusst.

Für die Kriege des 18. Jahrhunderts sind solche Perspektivenwechsel bislang kaum ins Spiel gebracht worden. Der Vorteil einer Mikro- und Makroebene verschränkenden Zugangsweise kann nun darin liegen, die blühende mikrohistorische Erforschung von Kriegserfahrungen vor Ort nicht gegen sozial- und politikgeschichtliche Strukturnarrative (zum Beispiel Staatsbildungskriege, *fiscal-military state*, Proto-Nationalismus) auszuspielen beziehungsweise nicht in einer wechselseitigen Ignoranz zu verharren. Blickt man auf Debatten, wie sie zum Dreißigjährigen Krieg bereits geführt worden sind, zeigt sich rasch, dass die Diskussion um „Mikro“ und „Makro“ kein theoretisches Glasperlenspiel ist, sondern historische Darstellungsweisen fundamental prägt. Meist herrscht eine Logik des Supplementären vor: Mikrogeschichten sind auch manchen klassischen Politikhistorikern willkommen, um die aufs Ganze zielenden Erzählungen mit Plastizität auszustatten und auch mal „Geschichten zu erzählen“, doch sollen sie nicht zur Hauptsache werden. So beklagen diese gern den mangelnden Sinn für die große Strategie und für den Blick aufs Ganze, Mikrogeschichte wird zur Ergänzung.

Doch wie können entsprechende Studien aussehen? Viele der historiografisch epochemachenden Mikrostudien haben wohl nicht ohne Grund kaum Nachahmer gefunden, das gilt für Ginzburgs Studie des eigensinnigen Weltbildes des Müllers Menocchio ebenso wie für die Lokalstudien der 1970er- und 1990er-Jahre zu Montailou, Unterfinning, Belm, Laichingen oder Neckarhausen.⁷⁶ Das heißt nicht, dass die dichte Beschreibung eines einzelnen Ortes während des Siebenjäh-

⁷⁴ Theodore R. Schatzki: Praxistheorie als flache Ontologie. In: Hilmar Schäfer (Hg.): Praxistheorie. Ein soziologisches Forschungsprogramm. Bielefeld 2016, S. 29–44.

⁷⁵ Carlo Ginzburg: Mikro-Historie. Zwei oder drei Dinge, die ich von ihr weiß. In: HA 1 (1993) 2, S. 169–192.

⁷⁶ Emmanuel Le Roy Ladurie: Montailou. Ein Dorf vor dem Inquisitor 1294–1324. Frankfurt a. M. 1980; Rainer Beck: Unterfinning. Ländliche Welt vor Anbruch der Moderne. München 1993; Jürgen Schlumbohm: Lebensläufe, Familien, Höfe. Die Bauern und Heuerleute des Osnabrückischen Kirchspiels Belm in proto-industrieller Zeit, 1650–1860. Göttingen 1994; Hans Medick: Weben und Überleben in Laichingen 1650–1900. Lokalgeschichte als allgemeine Geschichte. Göttingen 1996; David Warren Sabean: Kinship in Neckarhausen, 1700–1870. Cambridge 1998.

rigen Krieges nicht weiterhin großes analytisches Potenzial hätte.⁷⁷ Roger Chickering etwa hat am Beispiel Freiburgs im Ersten Weltkrieg gezeigt, wie eine solche Studie heute geschrieben werden kann.⁷⁸ Die Lokalstudien verweisen jedoch auf ein latentes Problem in der inflationären Ausweitung von Begriffen wie „dichter Beschreibung“ oder „Mikroanalyse“. Die Grenzen zwischen traditioneller Landesgeschichte und Mikrogeschichte scheinen zu verschwimmen. Um für entsprechende Grenzen zu sensibilisieren, mag abschließend die Re-Lektüre eines soziologischen Klassikers dienlich sein.

Mit Georg Simmel im Siebenjährigen Krieg

Auch wenn die Mikrogeschichte als intellektuellen Vorläufer meist Siegfried Kracauer bemüht, so kann die Frage der Vermittlung von Mikro- und Makrogeschichte als einer Ereignisgeschichte aus der Nähe auch von Überlegungen profitieren, die vor bereits gut einem Jahrhundert der Soziologe Georg Simmel am Beispiel des Siebenjährigen Krieges entwickelt hat.⁷⁹ In einem Text mit dem Titel „Das Problem der historischen Zeit“ aus dem Jahr 1916 diskutiert Simmel eine „tiefe Antinomie der Historik“ in Gestalt der Frage: „Wie wird aus dem Geschehen Geschichte?“⁸⁰ Es geht ihm konkret um die Frage, wie sich die Momentbilder eines Ereignisses wie einer Schlacht mit der historischen Einheit des Ereignisses vermitteln lassen. So sei etwa die Schlacht ein „aus unzählig vielen Einzelsvorgängen gebildeter Kollektivbegriff. In dem Maße, in dem die Kriegsgeschichte jene Einzelheiten zur Kenntnis bringt, jeden Angriff, jede Deckung, jede Episode, jedes Sonderengagement von Truppenteilen usw. also sich dem Bilde dessen, was ‚wirklich war‘ mehr nähert – in eben diesem Maß atomisiert sich der Begriff der Schlacht und verliert die Kontinuität, die wir nur durch ein gleichsam darüber schwebendes apriorisches Wissen, vermittels des Hindurchlegens einer ideellen Linie – nämlich des Begriffs Schlacht – durch all diese Wissensatome, dennoch von diesem Ereignis aussagen, indem wir es eben ‚eine Schlacht‘ nennen.“⁸¹ Dabei handelt es sich um einen Prozess, der nicht nur jede einzelne Schlacht, sondern auch den ganzen Krieg betrifft: „Und so geht dieser Prozeß weiter, wenn nun der

⁷⁷ Hartmut Finger: Das Gemayne Buch von Schmannewitz. Ein Dorf in Sachsen erlebt den Siebenjährigen Krieg 1756–1763. Rudolstadt 2013.

⁷⁸ Roger Chickering: Freiburg im Ersten Weltkrieg. Totaler Krieg und städtischer Alltag 1914–1918. Paderborn 2009.

⁷⁹ Siegfried Kracauer: Geschichte – Vor den letzten Dingen. Frankfurt a.M. 1973; dazu Jürgen Schlumbohm: Mikrogeschichte – Makrogeschichte: Zur Eröffnung einer Debatte. In: ders.: Mikrogeschichte (wie Anm. 71), S. 7–32, hier: S. 11–15.

⁸⁰ Georg Simmel: Das Problem der historischen Zeit (1916). In: ders.: Goethe. Deutschlands innere Wandlung. Das Problem der historischen Zeit. Rembrandt (= Gesamtausgabe, Bd. 15). Frankfurt a.M. 2003, S. 287–304; zum Kontext vgl. die Bemerkungen der Herausgeber, ebd., S. 523f. Zur Relevanz des Textes für Soziologie und Geschichte der Gewalt vgl. Wolfgang Knöbl: Jenseits des situationistischen Paradigmas der Gewaltforschung. In: Ferdinand Sutterlüty u. a. (Hg.): Narrative der Gewalt. Interdisziplinäre Analysen. Frankfurt a.M. 2019, S. 31–49.

⁸¹ Simmel: Zeit (wie Anm. 80), S. 299f.

siebenjährige Krieg als Einheit gilt, die sich in Schlachten, Heereszüge, Verhandlungen auflöst; jede der Schlachten wieder in der vorhin angedeuteten Weise in ihre Etappen und so fort. Die Fortsetzung dieses Verfahrens scheint an einer atomistischen Struktur des Geschehens münden zu sollen: wir hätten schließlich lauter Momentbilder [...].⁸² Das sich in „Momentbilder“ auflösende Geschehen verliert schließlich seine historische Individualität als Ereignis: „Gelingen wir nun aber abwärts zu einem einzelnen Handgemenge zwischen einem preußischen und österreichischen Grenadier bei Kunersdorf, so ist dies kein historisches Gebilde mehr, weil es genau ebenso bei Leuthen oder Liegnitz hätte stattfinden können. Und konnte man jede körperliche und seelische Bewegungsnuance, die unter Russen, Österreichern und Preußen am 12. August 1759 vorging, [...] so wäre damit die Absicht der Historik dennoch nicht erreicht. Denn sie begehrt gar nicht diese Einzelheiten zu wissen, sondern will das sie zusammenfassende, höhere Gebilde: Schlacht von Kunersdorf – kennen.“⁸³ Die Individualität des historischen Ereignisses verflüchtigt sich aus Sicht Simmels bei fortschreitender Zerlegung in seine Einzelelemente. Er spricht daher von einer „Schwelle der Zerkleinerung“: „Mit der Kenntnis jeder Muskelzuckung jedes Soldaten würde uns jene einheitliche Lebendigkeit des ganzen Ereignisses, die Anfang und Ende seines zeitlichen Bildes verbindet, verloren gehen; das historische Element muß so groß bleiben, daß sein Inhalt Individualität behält.“⁸⁴ Der Soziologe scheint damit augenscheinlich das rankeanische Vorgehen der deutschen Generalstabshistoriografie zu unterstützen. Diese bietet ja stets eine Gesamtdarstellung der Schlacht in der Einordnung in die Kontinuität des Siebenjährigen Krieges, ohne dabei den durchaus bekannten und berücksichtigten Einzelwahrnehmungen der Teilnehmer großes Gewicht beizumessen. Die Schlacht bleibt hier an einen historisch individuellen Plot – etwa den Erfolg der schiefen Schlachtordnung – geknüpft, der ihr Gesamtbild prägt.

Simmels Ausführungen lassen sich aber auch als neutrale Beschreibung der Strukturprinzipien mikro- und makrohistorischer Darstellungspraxis lesen, nämlich der allgegenwärtigen Schwierigkeit der historischen Synthese einzelner „Momentbilder“ zu einem Ereignis. Sie warnen ebenso vor der Illusion, die Nahblende führe doch noch zu einem naiven „Wie-es-eigentlich-gewesen“, wie vor der simplen Subsumtion unter historische Chiffren wie „das Mirakel“ oder Apriori-Begriffe wie „die Schlacht“. Jedes Ereignis und jede Schlacht ist ja erst das Produkt einer medialen, historiografischen und erinnerungskulturellen Konstruktionsarbeit.⁸⁵ Die Mikrogeschichte, die der Schlacht als epistemologischem Reflexionspunkt ihrer Möglichkeiten und Grenzen viel verdankt, kann nicht bei den „Momentbildern“ stehen bleiben.⁸⁶ Der Blick aus der Nähe soll vielmehr Zusammenhänge er-

⁸² Ebd., S. 301.

⁸³ Ebd., S. 302.

⁸⁴ Ebd., S. 303.

⁸⁵ Vgl. Marian Füssel/Michael Sikora: Einführung: Schlachtengeschichte als Kulturgeschichte. In: dies. (Hg.): Kulturgeschichte der Schlacht. Paderborn 2014, S. 11–26.

⁸⁶ Vgl. Ginzburg: Mikro-Historie (wie Anm. 75).

öffnen und konkretisieren, die oftmals abstrakt bleiben und die großen Linien klein-arbeiten, ohne sich im Klein-Klein zu verlieren.

Zu den Beiträgen

Der gleichzeitige Blick auf Mikro- und Makrodimensionen hat mithin einen räumlichen und einen zeitlichen Index, den es zu explizieren gilt, um keine analytischen Kurzschlüsse zu produzieren. Die Betrachtung translokal verflochtener Geschichten wird dabei nicht ausgeschlossen, ganz im Gegenteil: Je nach Ereignis oder Akteursgruppe treten diese fast automatisch in den Blick, so etwa bei der Geschichte der Kriegsmarinen, der Handelskompanien oder amphibischen Belagerungsoperationen (unter anderem Louisbourg, Quebec, Manila, Havanna). Die Kategorienpaare „mikro/makro“ und „lokal/global“ sind jedoch keineswegs identisch oder auch nur strukturell homolog – nicht jedes Ereignis weist zwangsläufig eine verflochtene Geschichte auf.

Ein offensichtlicher Unterschied der hier erprobten Herangehensweisen zu einer vorrangig globalgeschichtlichen Perspektive ist, dass wir in keiner Weise eine Vollständigkeit in der Behandlung der diversen Kriegstheater leisten können und wollen. Es fehlen gänzlich Südasien und Afrika, stattdessen hat der Band einen gewissen Schwerpunkt in der spanischen Dimension des Siebenjährigen Krieges, die in der deutschsprachigen Forschungsdiskussion bislang kaum eine Rolle spielte.

Viele der hier versammelten Beiträge folgen einem akteurszentrierten Ansatz. Lothar Schilling widmet sich der Genese der „diplomatischen Revolution“ aus der Perspektive ihres „Architekten“, des österreichischen Staatskanzlers Kaunitz. Schilling arbeitet heraus, wie Kaunitz geschickt „mächtropolitische Informationen“ so sammelte und aggregierte, dass sie ungeahnte, neue Entscheidungsspielräume eröffneten. Stephen Conway wählt die Makroperspektive und skizziert die britische Strategie im global geführten Krieg. Nicht der Aufbau globaler imperialer Strukturen sei dabei das zentrale Motiv gewesen, sondern die Sorge um die Sicherung der Insel selbst. Insofern kann er die berühmten Worte William Pitts („America was conquered in Germany“) umdrehen und formulieren, dass Hannover in der Karibik gewonnen worden sei. Einen neuen Blick auf ein klassisches Problem, das Mikro- und Makroebene anschaulich verbindet, nämlich die Frage nach der Anzahl der mobilisierten Streitkräfte wagt Erica Charters. Sie setzt bei den Quellen an und arbeitet heraus, welche Bedeutung die verschriftlichte Kontrolle über die Mobilisierung von „manpower“ im britischen und französischen Kolonialimperium spielte. Charters wissenshistorischer Blick sensibilisiert für das fragile Wechselspiel lokaler Informationsgewinnung und dem imperialen Blick des frühmodernen Staates. Welche Probleme die Besoldung der „manpower“ im globalen Maßstab aufwarf, macht Tim Neus Rekonstruktion der britischen Finanzlogistik deutlich. Im *glocal credit* waren lokale und globale Ebene praxeologisch miteinander verknüpft.

Auch die Ereignistypen zielen nicht auf Vollständigkeit. Es fehlen fast gänzlich die Schlachten und der „kleine Krieg“, dafür beschäftigen sich gleich mehrere Beiträge mit Belagerungen.⁸⁷ Während Daniel Hohrath einen Überblick über die diversen Belagerungen auf dem schlesischen Kriegsschauplatz gibt, beleuchten Sven Externbrink und Thomas Weller die amphibischen Operationen der Briten gegen Quebec und Havanna. Hohrath liefert nicht nur einen Blick aus der Nähe auf den Alltag des Belagerungsgeschehens, sondern problematisiert auch dessen politisch-militärischen Nutzen. So war gerade in Schlesien die Einnahme von Festungen und Städten nicht allein eine strategische Etappe für weitere Ziele, sondern bereits selbst das Ziel. Externbrink problematisiert den Faktor „Zeit“, der für die Mikrogeschichte eines Ereignisses noch unausgeschöpfte heuristische Potenziale birgt. Weller beleuchtet die britische Einnahme Havannas 1762 nicht nur als Konfrontation zweier Kulturen imperialer Herrschaft, sondern auch als Konfrontation von Mensch und Natur. Das „Imperium der Moskitos“ (McNeill) forderte durch die Übertragung von Krankheiten mehr Opfer unter den Briten als die Kampfhandlungen während des *French and Indian War*.⁸⁸

Auf die Belagerungen folgten in vielen Fällen Phasen der Okkupation, deren Erfahrungswelten sich Horst Carl in global vergleichender Perspektive widmet. Ein Vergleich, der signifikante Unterschiede zwischen einer relativ geregelten „Ressourcenmobilisierung“ im Zeichen verdichteten staatlichen Verwaltungshandelns in Europa und Szenarien einer ungebremsen „Profitmaximierung“ (Manila 1762) oder der Aushandlung eines „modus vivendi“ für die dauerhafte Herrschaftsübernahme (Kanada) zu Tage fördert. Der kommunikativen Verflechtung des Krieges gehen Mark Häberlein und Michaela Schmölz-Häberlein am Beispiel des Kommunikationsnetzes des Halleschen Pietismus nach, das von Halle über London Europa mit Südin Indien verband. Das Hallesche Netzwerk ist ein Beispiel für ein Relais zwischen Mikro- und Makroebene. Eine Art Pendant zu Conways Makroperspektive liefert Diego Téllez Alarcia für Strategie und Schauplätze des Engagements der spanischen Monarchie im Siebenjährigen Krieg. Spanien blieb lange neutral und stieg erst 1761 in den Konflikt ein, mit enormen Konsequenzen für die globale Ausdehnung der Kriegstheater, aber mit vergleichsweise geringen Konsequenzen für den Gesamtausgang des Krieges. Dem Blick von Spanien auf den dritten Schlesischen Krieg widmen sich Katrin und Sascha Möbius anhand der spanischen Militärbeobachter und den Formen militärischen Kulturtransfers. Am Beispiel der *Ordenanzas* (Dienstvorschriften) von 1768 zeigen sie den Ein-

⁸⁷ Als multiperspektivisch angelegte Bände zu einzelnen Schlachten vgl. u. a. Martin Steffen (Hg.): Die Schlacht bei Minden. Weltpolitik und Lokalgeschichte. Minden 2008; Werner Benecke/Grzegorz Podruczny (Hg.): Kunersdorf 1759. Kunowice 2009. Studien zu einer europäischen Legende. Studium pewnej europejskiej legendy. Berlin 2010; Phillip A. Buckner/John G. Reid (Hg.): Revisiting 1759. The Conquest of Canada in Historical Perspective. Toronto u. a. 2012; dies. (Hg.): Remembering 1759. The Conquest of Canada in Historical Memory. Toronto u. a. 2012; Alexander Querengässer (Hg.): Die Schlacht bei Roßbach. Akteure – Verlauf – Nachwirkung. Berlin 2017.

⁸⁸ John R. McNeill: Mosquito Empires. Ecology and War in the Greater Caribbean, 1620–1914. Cambridge 2010.



Abbildung 1: William Hogarth, *The Times*, Plate 1, 7. September 1762; The Metropolitan Museum of Art, New York (Accession Number: 91.1.62); Public domain: <https://creativecommons.org/publicdomain/zero/1.0/>.

fluss zentraleuropäischer Konzepte auf die spanische Militärreform. Nicht Preußen diente diesen jedoch wie lange angenommen als praktisches Vorbild, sondern Österreich, während die preußische Armee eher eine symbolische Referenz blieb. Während Kommunikations- und Transferprozesse für das vom Krieg ausgehende *entanglement* stehen, beförderte der Siebenjährige Krieg in einigen Fällen auch eine Art *dis-entanglement*.⁸⁹ Man denke etwa an das Ende des nordamerikanischen *Middle-Ground* (R. White) oder die Neuausrichtung der französischen Kolonialpolitik, wie sie Marion F. Godfroy exemplarisch an der Besiedlung Guayanas beleuchtet.⁹⁰ Ihr Interesse gilt vor allem der Rolle des Duc de Choiseul als kolonialen Projektentwickler und geopolitischem Gestalter.

⁸⁹ Vgl. Füssel: *Preis des Ruhms* (wie Anm. 1), S. 513–517.

⁹⁰ Richard White: *The Middle Ground. Indians, Empires, and Republics in the Great Lakes Region, 1650–1815*. New York 1991; zur Rolle der Stämme vgl. ferner Francis Jennings: *Empire of Fortune. Crowns, Colonies and Tribes in the Seven Years War in America*. New York/London 1988; Godfroy: *Kourou* (wie Anm. 55).

Der Siebenjährige Krieg eignet sich als Gegenstand zur Diskussion von Mikro- und Makroebenen schließlich auch deshalb besonders, weil bereits die Zeitgenossen von der Problematik und ihrer Repräsentation umgetrieben wurden. Auf dem Einband dieses Bandes findet sich ein Ausschnitt aus William Hogarths Stich „The Times, Plate 1“ vom September 1762, der hier noch einmal als Ganzes abgedruckt wird (Abb. 1).⁹¹ Hogarth ergreift mit seinem visuellen „Spiel mit den Maßstäben“ Partei für das politische Lager derjenigen, die – wie Premierminister Lord Bute – den Krieg beenden wollten. William Pitt facht indes das Feuer, das die Weltkugel ergriffen hat, noch an, während andere es zu löschen suchen. Die Anspielungen des Bildes sind zahlreich, und Hogarth hat es mehrfach überarbeitet. Für die Frage der Mikrogeschichte des globalen Konfliktes ist der Stich ein visuelles Beispiel dafür, wie das Handeln einzelner Akteure mit dem Schicksal der ganzen Welt symbolisch verknüpft wurde. Ein Spiel mit dem Feuer, das als historische Mahnung nie an Aktualität verloren hat.

Der vorliegende Band geht auf ein Kolloquium des Historischen Kollegs zurück, das vom 1.–3. März 2018 in München stattgefunden hat.⁹² Ich danke dem Team des Historischen Kollegs sehr herzlich für die Unterstützung bei der Organisation und Ausrichtung des Kolloquiums. Mein ganz besonders herzlicher Dank gilt Frau Dr. Elisabeth Hüls, die zudem mit der Redaktion der Beiträge des Bandes betraut war. Der Fritz Thyssen Stiftung gilt mein Dank dafür, dass sie durch die Finanzierung eines Senior Fellowships meinen Aufenthalt am Historischen Kolleg ermöglicht hat.

⁹¹ Vgl. dazu Fordham: *British Art* (wie Anm. 50), S. 18f., S. 93f., S. 96, S. 98, S. 149–152.

⁹² Vgl. die folgenden Tagungsberichte Andreas Kilb: *Eine Maria Theresia lässt sich nicht herumstoßen. Zur globalen Reichweite des Salvenfeuers: Eine Tagung in München untersucht die Weltgeschichte des Siebenjährigen Krieges*. In: FAZ, 14. 3. 2018, Nr. 62, S. N 3; Markus Christopher Müller: *„Der Siebenjährige Krieg 1756–1763: Mikro- und Makroperspektiven“/„The Seven Years War 1756–1763: Micro- and Macroperspectives“*. Veranstaltet vom Historischen Kolleg, München 1. bis 3. März. In: MGZ 77 (2018) 2, S. 485–490; Sebastian Pranghofer: *Tagungsbericht: Der Siebenjährige Krieg 1756–1763: Mikro- und Makroperspektiven*, 01. 03. 2018–03. 03. 2018 München, in: H-Soz-Kult, 21. 06. 2018, online zugänglich unter www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-7757 (letzter Zugriff am 27. 1. 2021).

Lothar Schilling

Komplexitätsreduktion als Grundlage der Bündnispolitik

Kaunitz und die Große Koalition von 1756

Einleitung

Kaum ein Akteur der Mächtepolitik des Ancien Régime ist so mit einem Ereignis identifiziert worden wie Wenzel Anton von Kaunitz¹ mit dem „Renversement des alliances“ des Jahres 1756.² Als „Architekt“ der noch von Bismarck als „Kaunitzsch“ qualifizierten Koalition Österreichs mit Russland und Frankreich³ gilt

¹ Der Staatskanzler ist Gegenstand zahlreicher Buchveröffentlichungen: Grete Klingenstein: Der Aufstieg des Hauses Kaunitz. Studien zur Herkunft und Bildung des Staatskanzlers Wenzel Anton. Göttingen 1975; Grete Klingenstein/Franz A. J. Szabo (Hg.): Staatskanzler Wenzel Anton von Kaunitz-Rietberg 1711–1794. Neue Perspektiven zu Politik und Kultur der europäischen Aufklärung. Graz u. a. 1996; Georg Kuntzel: Fürst Kaunitz-Rittberg als Staatsmann. Frankfurt a. M. 1923; Angela Kulenkampff: Österreich und das Alte Reich. Die Reichspolitik des Staatskanzlers Kaunitz unter Maria Theresia und Joseph II. Köln u. a. 2005; Alexander Novotny: Staatskanzler Kaunitz als geistige Persönlichkeit. Wien 1947; Lothar Schilling: Kaunitz und das Renversement des alliances. Studien zur außenpolitischen Konzeption Wenzel Antons von Kaunitz. Berlin 1994; Tibor Simanyi: Kaunitz oder die diplomatische Revolution. Staatskanzler Maria Theresias. Wien 1984; Franz A. J. Szabo: Kaunitz and Enlightened Absolutism, 1753–1780. Cambridge 1994; vgl. ferner Alfred von Arneth: Kaunitz, Wenzel Anton Fürst. In: ADB 15 (1882), S. 487–505; ders.: Biographie des Fürsten Kaunitz. Ein Fragment. In: Archiv für Österreichische Geschichte 88 (1900), S. 1–202; Karl Otmar von Aretin: Kaunitz, Wenzel Anton Graf. In: NDB 11 (1977), S. 363–369.

² Zur Ereignisgeschichte des Renversement etwa Max Braubach: Versailles und Wien von Ludwig XIV. bis Kaunitz. Die Vorstadien der diplomatischen Revolution im 18. Jahrhundert. Bonn 1952; Werner Bein: Schlesien in der habsburgischen Politik. Ein Beitrag zur Entstehung des Dualismus im Alten Reich. Sigmaringen 1994, S. 334–340; Hamish M. Scott: The Birth of a Great Power System, 1740–1815. Harlow 2006, S. 72–95; Franz A. J. Szabo: The Seven Years War in Europe, 1756–1763. Harlow 2008, S. 11–16; aus Sicht der sächsischen Politik ferner die minutiöse Arbeit von René Hanke: Brühl und das Renversement des alliances. Die antipreußische Außenpolitik des Dresdener Hofes 1744–1756. Berlin 2006, die allerdings den Anspruch, den entscheidenden Anteil Kursachsens an diesem Ereignis herauszuarbeiten, nicht einzulösen vermag.

³ Als „Architekt der diplomatischen Revolution“ erscheint Kaunitz bei Reiner Pommerin: Bündnispolitik und Mächtesystem. Österreich und der Aufstieg Rußlands im 18. Jahrhundert. In: Johannes Kunisch (Hg.): Expansion und Gleichgewicht. Studien zur europäischen Mächtepolitik des ancien régime. Berlin 1986, S. 113–164, hier: S. 126; „die alte Kaunitzische Coalition von Frankreich, Oestreich, Rußland“ bei: Otto von Bismarck: Gedanken und Erinnerungen. Bd. 2. Stuttgart 1898, S. 233. Vgl. ferner Braubach: Versailles (wie Anm. 2); Schilling: Kaunitz (wie Anm. 1); Simanyi: Kaunitz (wie Anm. 1).

der Staatskanzler, weil er bereits 1749 ein solches Bündnis vorschlug. Als sich 1755 ein Übergreifen des Kolonialkonflikts in Nordamerika auf den europäischen Kontinent abzeichnete, konnte er auf diesen Plan zurückgreifen.

Um Kaunitz' Bündnispläne und -politik in den Jahren 1749 bis 1757 geht es im Folgenden. Dabei wird zunächst das Memorandum vom März 1749 in den Blick genommen, in dem Kaunitz unmittelbar nach dem Aachener Frieden erstmals konkrete Überlegungen im Hinblick auf einen umfassenden Bündniswechsel anstellte.⁴ Sodann soll – ausführlich mit Blick auf die Anbahnung des Bündnisses mit Frankreich, knapp mit Blick auf Russland – untersucht werden, wie Kaunitz vom Frühjahr 1755 an auf die sich verändernde mächtropolitische Lage reagierte und welche Rolle dabei seine einige Jahre zuvor vorgelegten Überlegungen spielten.

Die Konzentration auf einen Akteur in einem politischen Zentrum Europas leugnet weder die globale Dimension des Siebenjährigen Krieges noch die Komplexität und Verflochtenheit der ihn konstituierenden Konflikte und Erfahrungen. Der folgende Beitrag behandelt nicht ein von einem isolierten Individuum erdachtes, eine „Idee“ konkretisierendes Konzept, sondern die Argumente und Verfahren mithilfe derer Kaunitz aus der Vielschichtigkeit und Komplexität des weltweiten mächtropolitischen Geschehens bündnispolitische Entscheidungsoptionen ableitete.

Zu bedenken ist auch die soziale, politische und informationelle Verflochtenheit des Akteurs Kaunitz, dessen Einschätzungen und Empfehlungen nicht mit der Haltung des Wiener Hofes und erst recht nicht mit dem (womöglich objektiv vorgestellten) Staatsinteresse der Habsburgermonarchie gleichzusetzen sind – auch wenn Kaunitz derlei immer wieder behauptete. Seine Person wie seine Politik waren am Wiener Hof nicht unumstritten, seine mächtpolitischen Analysen und Empfehlungen ungeachtet mancher programmatischer Aussagen des Staatskanzlers nicht frei von familienpolitischen Nebenabsichten⁵ – und sie dienten stets auch der Absicherung seines Einflusses, der seinerseits nicht zuletzt auf der Unterstützung am Hof wie im diplomatischen Dienst strategisch platzierter, ihm häufig auch als Klienten verbundener Akteure beruhte.⁶ Was sie an Kaunitz wei-

⁴ Druck: Reiner Pommerin/Lothar Schilling (Bearb.): Denkschrift des Grafen Kaunitz zur mächtropolitischen Konstellation nach dem Aachener Frieden von 1748. In: Kunisch (Hg.): *Expansion* (wie Anm. 3), S. 165–239.

⁵ Vgl. Horst Carl: *Okkupation und Regionalismus. Die preußischen Westprovinzen im Siebenjährigen Krieg*. Mainz 1993, S. 66–81; ders.: *Kaunitz und Ostfriesland – Aspekte hochadliger Familienpolitik im Hause Kaunitz*. In: Klingenstein/Szabo (Hg.): *Staatskanzler* (wie Anm. 1), S. 401–415; Schilling: *Kaunitz* (wie Anm. 1), S. 22f., S. 237–240; Michael Rohrschneider: *Österreich und der Immerwährende Reichstag. Studien zur Klientelpolitik und Parteibildung 1745–1763*. Göttingen 2014, S. 227–230.

⁶ Zu Kaunitz als Patronagemakler Carl: *Kaunitz* (wie Anm. 5), S. 412–414; Rohrschneider: *Österreich* (wie Anm. 5), S. 64–70, S. 228f.; mit Blick auf die 1754 von Kaunitz gegründete Orientalische Akademie zudem David do Paço: *L'Orient à Vienne au dix-huitième siècle*. Oxford 2015, S. 19–64; zu Kaunitz' wichtigsten Mitarbeitern Alfred von Arneth: *Binder von Krieglstein, Friedrich*. In: ADB 2 (1875), S. 648f.; Anton Victor Felgel: *Collenbach, Heinrich Gabriel Freiherr von*. In: ADB 4 (1876), S. 405; Heinrich Benedikt: *Binder von Krieglstein, Friedrich*. In: NDB 2

tergaben, war geprägt von je spezifischen sozialen Strategien, Selektionsentscheidungen, Wahrnehmungs- und Deutungsmustern, die Kaunitz womöglich kannte, denen er (etwa unter Hinzuziehung paralleler Informationskanäle) Rechnung tragen, die er aber nicht ausschalten konnte. Kaunitz agierte, urteilte und entschied also eingebunden in ein komplexes Akteursgeflecht, dessen Rolle sich nicht auf die stabs- beziehungsweise apparatmäßige Zuarbeit oder Befehlsausführung reduzieren lässt.⁷

Bei aller Abhängigkeit und Verflochtenheit des Akteurs Kaunitz ist zu bedenken, dass die Mächtepolitik der Habsburgermonarchie wie der meisten anderen Monarchien im Europa des Ancien Régime auf Entscheidungen im kleinen, dem jeweiligen Fürsten und seinen engsten Beratern vorbehaltenen Kreis beruhte. In dieser trotz der Kritik mancher Aufklärer meist weitgehend abgeschirmten Arkansphäre⁸ erfolgte (unter anderem in Form schriftlicher Voten und mündlicher Beratungen) die interpretierende Verarbeitung der auf vielfältigen Kanälen gewonnenen und eingespeisten Informationen. Sie schloss deren Vereinfachung, Zerlegung und Entflechtung sowie deren Subsumtion unter teilweise hoch artifizielle Kategorien und Begriffe ebenso ein wie das Ausblenden und Nichtberücksichtigen von Sachverhalten.⁹ Ohne Kenntnis dieser Verfahren der Komplexitätsreduktion ist die Rekonstruktion der Horizonte der über Krieg und Frieden entscheidenden Akteure des Ancien Régime schwerlich möglich.

Im engen Kreis der die Mächtepolitik der Habsburgermonarchie gestaltenden Akteure sicherte Kaunitz sich nach dem Aachener Frieden als Mitglied der Geheimen Konferenz rasch eine eminent einflussreiche, seit seiner Ernennung zum

(1955), S. 244; Grete Klingenstein: Institutionelle Aspekte der österreichischen Außenpolitik im 18. Jahrhundert. In: *Diplomatie und Außenpolitik Österreichs. Elf Beiträge zu ihrer Geschichte*. Wien 1977, S. 74–93, hier: S. 87–90; Szabo: Kaunitz (wie Anm. 1), S. 17f., S. 32, S. 48 und öfter.

⁷ Vgl. Hillard von Thiesen: *Diplomatie vom type ancien*. Überlegungen zu einem Idealtypus des frühneuzeitlichen Gesandtschaftswesens. In: ders./Christian Windler (Hg.): *Akteure der Außenbeziehungen. Netzwerke und Interkulturalität im historischen Wandel*. Köln 2010, S. 471–503, der warnt, frühneuzeitliche Diplomaten „allein als Ausführende der fürstlichen beziehungsweise staatlichen Politik“ zu verstehen (S. 472).

⁸ Zur Kritik der französischen Radikalaufklärer an der Arkanpolitik Felix Gilbert: *The „New Diplomacy“ of the Eighteenth Century*. In: *World Politics* 4 (1951), S. 1–38; Lothar Schilling: *Gewalt als Mittel staatlicher Expansion im Urteil der Aufklärungszeit*. In: Claudia Ulbrich u. a. (Hg.): *Gewalt in der Frühen Neuzeit. Beiträge der 5. Tagung der Arbeitsgemeinschaft Frühe Neuzeit im VHD*. Berlin 2005, S. 227–235, hier: S. 231; zu den Grenzen der Geheimhaltung und zum Zusammenhang von Geheimhaltung und Gerücht ferner Andreas Gestrich: *Absolutismus und Öffentlichkeit. Politische Kommunikation in Deutschland zu Beginn des 18. Jahrhunderts*. Göttingen 1994, S. 136–138.

⁹ Die jüngere Forschung hat auf die konstitutive Bedeutung von Vereinfachung und Nichtwissen für Entscheidungen hingewiesen; vgl. Robert N. Proctor/Londa Schiebinger (Hg.): *Agnotology. The Making and Unmaking of Ignorance*. Stanford 2008; Nicholas Rescher: *Ignorance. On the Wider Implications of Deficient Knowledge*. Pittsburgh 2009; David Gugerli/Philipp Sarasin (Hg.): *Nicht-Wissen*. Zürich/Berlin 2009; Ralf-Peter Fuchs: *Vertrauensbildung durch Unwissen? Friedensverhandlungen über Normaljahre und die Black Box im Dreißigjährigen Krieg*. In: Martin Espenhorst (Hg.): *Unwissen und Missverständnisse im vormodernen Friedensprozess*. Göttingen 2013, S. 71–88.

Staatskanzler (1753) dominierende Stellung. Bis in die Anfangsphase des Siebenjährigen Krieges baute er diese Position weiter aus. Als Leiter aller wichtigen zentralen Beratungsgremien einschließlich der Kriegskonferenz, dem in jedem dieser Gremien jeweils ein von ihm eingesetzter, aus der Staatskanzlei stammender Sekretär zuarbeitete, hatte er nun „die Position, wenn auch nicht den Titel eines Premierministers inne“.¹⁰

Kaunitz kam also eine Schlüsselstellung bei der vereinfachenden, systematisierenden und interpretierenden Darlegung der mächtropolitischen Lage und der Vorstellung sich daraus ergebender Entscheidungs- beziehungsweise Handlungsoptionen zu¹¹ – nicht umsonst verdankte er seinen Aufstieg zum faktischen Premierminister zuvörderst seiner von Zeitgenossen vielfach bemerkten Überlegenheit auf diesem Feld.¹² Seine Entscheidungen vorbereitenden, in den zentralen Beratungsgremien zirkulierenden Memoranden setzten dabei ebenso wie die nur an Maria Theresia adressierten Vorträge in der Regel Leser voraus, die im Wesentlichen bereits über die in die Argumentation einbezogenen Informationen verfügten. Eingaben, Berichte, Korrespondenzen und andere Aktenstücke, auf denen diese Informationen beruhten, wurden in Kaunitz' Voten nicht eigens zusammengefasst und nur vereinzelt explizit erwähnt, weshalb es auf der Grundlage dieser Quellen in der Regel nicht möglich ist, die Provenienz der im konkreten Einzelfall genutzten Informationen und Wissensbestände genau zu identifizieren und deren Zirkulation und Verarbeitung zu rekonstruieren. Betrachtet man die Kaunitz'schen Voten dieser Zeit in ihrer Gesamtheit, werden indes die Selektions-

¹⁰ So Franz A. J. Szabo: Favorit, Premierminister oder ‚drittes Staatsoberhaupt‘? Der Fall des Staatskanzlers Wenzel Anton Kaunitz. In: Michael Kaiser/Andreas Pečar (Hg.): *Der zweite Mann im Staat. Oberste Amtsträger und Favoriten im Umkreis der Reichsfürsten der Frühen Neuzeit*. Berlin 2003, S. 345–362, hier: S. 352f.; vgl. ferner ders.: *Chancellor of State: Prince Wenzel Anton Kaunitz, the Habsburg Foreign Office and Foreign Policy in the Era of Enlightened Absolutism*. In: Paul M. Dover (Hg.): *Secretaries and Statecraft in the Early Modern World*. Edinburgh 2016, S. 273–297. Michael Hochedlinger: *Krise und Wiederherstellung. Österreichische Großmachtpolitik zwischen Türkenkrieg und „Zweiter Diplomatischer Revolution“ 1787–1791*. Berlin 2000, S. 44–80, kennzeichnet die Jahre von 1753 bis 1765 als „Kaunitz'sche ‚Alleinherrschaft‘“ (S. 52); Peter George Muir Dickson: *Finance and Government under Maria Theresia, 1740–1780*. 2 Bde. Oxford 1987, hier: Bd. I, S. 207–266, spricht überzeichnend vom „third head of state“ (S. 255); vgl. zudem Klingenstein: *Aspekte* (wie Anm. 6); dies.: *Kaunitz kontra Bartenstein. Zur Geschichte der Staatskanzlei 1749–1753*. In: Heinrich Fichtenau/Erich Zöllner (Hg.): *Beiträge zur neueren Geschichte Österreichs*. Graz 1974, S. 243–263.

¹¹ Sein Selbstverständnis, zwingend logische Lösungsvorschläge zu unterbreiten, erhellt aus einer Äußerung aus dem Jahr 1764, als er seine Ratlosigkeit über die Entwicklung in Polen mit den Worten kommentiert: „Es ist gegen meine Gewohnheit und meine Art zu denken, E.M. Vorschläge a. geh. vorzulegen, welche nicht ganz seind und einen Zweifel übrig laßen“; Vortrag an die Kaiserin vom 28. 4. 1764 über die Konferenz vom Tage; Teildruck: Rudolf Graf Khevenhüller-Metsch/Hanns Schlitter (Hg.): *Aus der Zeit Maria Theresias. Tagebuch des Fürsten Johann Josef Khevenhüller-Metsch, kaiserlichen Obersthofmeisters 1742–1776*. 11 Bde. Wien u. a. 1907–1972, hier: Bd. 1764–1767, S. 285–288, Zitat: S. 288.

¹² Vgl. Klingenstein: *Aufstieg* (wie Anm. 1), S. 170; Harm Klueting: *Die Lehre von der Macht der Staaten. Das außenpolitische Machtproblem in der „politischen Wissenschaft“ und in der praktischen Politik im 18. Jahrhundert*. Berlin 1986, S. 171–174.

kriterien, die Ordnungsprinzipien und das begrifflich-konzeptionelle Werkzeug, derer er sich mit dem Ziel der Entscheidungen vorbereitenden (und womöglich insinuirenden) Komplexitätsreduktion bediente, durchaus deutlich.

Die Frage nach den Wissens- und Entscheidungshorizonten der Akteure im Umfeld des Renversement wurde von der Forschung bis ins späte 20. Jahrhundert nur am Rande untersucht. Dies mag auch daran liegen, dass gelegentlich, etwa von Archenholz, bezweifelt wurde, ob dieses Ereignis überhaupt als Ergebnis politischer Entscheidungen analysiert werden könne, da es in Wahrheit „ein bloßer Zufall“ gewesen sei.¹³ Vor allem aber war die Auseinandersetzung mit dem Renversement lange in so hohem Maße von weltanschaulichen Positionen bestimmt, dass dessen Bedeutung auch ohne genauere Analyse der Vorstellungen, Argumente und Entscheidungshorizonte der beteiligten Akteure ermittelbar schien.¹⁴

So erblickte die französische laizistisch-republikanische Historiografie im Renversement ein Symptom der Dekadenz der Monarchie¹⁵ und erklärte es ebenso wie viele aus preußischer Perspektive schreibende Historiker¹⁶ als Ergebnis höfischer Intrigen, insbesondere der Marquise de Pompadour. Die alte Monarchie positiver bewertende konservativ-katholische Historiker appellierten hingegen an das 1870 in Frankreich hervortretende antipreußische Ressentiment und betonten, anders als die *philosophes* habe das französische Königtum die von Preußen ausgehende Gefahr früh erkannt und versucht, sich über alte Feindbilder hinwegzusetzen, um der jüngeren und gefährlicheren der deutschen Großmächte entgegenzutreten.¹⁷

¹³ Johann Wilhelm von Archenholz: Geschichte des siebenjährigen Krieges in Deutschland von 1756 bis 1763, zuerst 1788. Neuausgabe: Johannes Kunisch (Hg.): Aufklärung und Kriegserfahrung. Klassische Zeitzeugen zum Siebenjährigen Krieg. Frankfurt a. M. 1996, S. 9–513, hier: S. 17: „Diese Allianz [...], die die Welt in Erstaunen setzte, und als das größte Meisterstück der Politik betrachtet wurde, war ein bloßer Zufall.“

¹⁴ So bereits Richard Waddington: Louis XV et le renversement des alliances. Préliminaires de la guerre de sept ans 1754–1756. Paris 1896, S. Vf.; zum Folgenden auch Stephan Skalweit: Frankreich und Friedrich der Große. Der Aufstieg Preußens in der öffentlichen Meinung des ancien régime. Bonn 1952, S. 72–74; Beate Gödde-Baumanns: Deutsche Geschichte in französischer Sicht. Die französische Historiographie von 1871 bis 1918 über die Geschichte Deutschlands und die deutsch-französischen Beziehungen. Wiesbaden 1971, S. 103–136; René Pillorget: Frédéric II vu par les historiens français. In: Revue d'histoire diplomatique 100 (1986), S. 193–217; Lucien Bély: La politique extérieure de la France au milieu du XVIII^e siècle. In: Sven Externbrink (Hg.): Der Siebenjährige Krieg – ein europäischer Weltkrieg im Zeitalter der Aufklärung. Berlin 2011, S. 75–98, hier: S. 76f.; Jörg Ulbert: Wirkungsgeschichte der „Diplomatischen Revolution“. Die Beurteilung des ‚renversement des alliances‘ und des Bündnisses mit Österreich in der französischen Öffentlichkeit und Politik (1756–1800). In: ebd., S. 159–179.

¹⁵ Prägend Jules Michelet: Histoire de la France. Bd. 16. Paris 1866, S. 331–342.

¹⁶ Vgl. Küntzel: Fürst (wie Anm. 1), S. 44; Peter Richard Rohden: Die klassische Diplomatie von Kaunitz bis Metternich. Leipzig 1939, S. 20.

¹⁷ So Pierre Gaxotte: Le siècle de Louis XV, zuerst 1933. Neuauflage Paris 1974, S. 255f.; ähnlich Pierre de Nolhac: Madame de Pompadour et la politique (1752–1764). Paris 1928; Charles Jacques V. A. duc de Broglie: L'alliance autrichienne. Paris 1895, sowie die Einleitung des Herausgebers bei Frédéric Masson (Hg.): Mémoires et lettres de François-Joachim de Pierre Cardinal de Bernis (1715–1758). 2 Bde. Paris 1878.

Die letztere Bewertung wirkte bis in jüngere Zeit nach;¹⁸ sie hat wohl nicht zuletzt wegen ihrer Projizierbarkeit auf die deutsch-französische Aussöhnung nach 1945 auch das positive Urteil des rheinischen Katholiken Braubach¹⁹ beeinflusst, dessen monumentale Studie über die Genese des europäischen Systemwechsels Kaunitz' Handeln zwar eingehend würdigt, sich aber für seine Vorstellungshorizonte kaum interessiert. Kaunitz wird hier vielmehr in der Tradition des idealistischen Historismus als Träger einer „Idee“ des Bündniswechsels gedeutet, deren historische Sinnhaftigkeit unabhängig von den Vorstellungen der Akteure unterstellt wird.

In den letzten Jahrzehnten hat das Interesse an den Horizonten der Akteure der europäischen Mächtepolitik unter dem Einfluss kulturgeschichtlicher Ansätze zugenommen. Mit Blick auf das *Renversement* hat Sven Externbrink die Kenntnisse und Sichtweisen der wichtigsten französischen Akteure rekonstruiert,²⁰ ich selbst habe dies einige Jahre zuvor mit Blick auf Kaunitz versucht.²¹ Auf die letztere Arbeit stützt sich der folgende Beitrag.

Der große Plan

Als Kaunitz Anfang 1749 vom Aachener Friedenskongress nach Wien zurückkehrte, konnte er keine Erfolgsbilanz vorweisen. Er hatte versucht, im Zusammenspiel mit den Vertretern Frankreichs zu erreichen, dass die Gebietsabtretungen, die Maria Theresia im Österreichischen Erbfolgekrieg gegenüber Sardinien und Preußen hatte hinnehmen müssen, nicht in die Garantieklauseln des Aachener Friedens aufgenommen würden. Doch die französische Seite war nicht auf seine Argumente eingegangen.²²

Zum Vorwurf gemacht wurde ihm dieser Misserfolg nicht. Vielmehr wurde er als Botschafter in Frankreich designiert und rückte als Konferenzminister in das

¹⁸ Vgl. Michel Antoine: Louis XV, Paris 1989, S. 678.

¹⁹ Braubach: Versailles (wie Anm. 2), S. 454–456.

²⁰ Sven Externbrink: Friedrich der Große, Maria Theresia und das Alte Reich. Deutschlandbild und Entscheidungsprozesse in der Außenpolitik Frankreichs im Siebenjährigen Krieg, Berlin 2006; ferner ders.: Frankreich und die Reichsexekution gegen Friedrich II. Zur Wahrnehmung der Reichsverfassung durch die französische Diplomatie während des Siebenjährigen Krieges. In: Olaf Asbach u. a. (Hg.): Altes Europa, Frankreich und Europa. Politische, philosophische und historische Aspekte des französischen Deutschlandbildes im 17. und 18. Jahrhundert, Berlin 2001, S. 221–254; ders.: Ludwig XV. als Außenpolitiker. Zum politischen „Stil“ des Monarchen (am Beispiel des *renversement des alliances*). In: Klaus Malettke u. a. (Hg.): Französisch-deutsche Beziehungen in der neueren Geschichte. Festschrift für Jean Laurent Meyer zum 80. Geburtstag, Berlin 2007, S. 221–239.

²¹ Schilling: Kaunitz (wie Anm. 1); ferner ders.: Ohne Leidenschaft und Vorurteil? Prämissen außenpolitischer Urteilsbildung bei Kaunitz. In: Klingenstein/Szabo (Hg.): Staatskanzler (wie Anm. 1), S. 142–167; ders.: Wie revolutionär war die diplomatische Revolution? Überlegungen zum Zäsurcharakter des Bündniswechsels von 1756. In: FBPG NF 6 (1996), S. 163–202.

²² Vgl. William McGill: Wenzel Anton von Kaunitz-Rittberg and the Conference of Aix-la-Chapelle, 1748. In: Duquesne Review 14 (1969), S. 154–167; Schilling: Kaunitz (wie Anm. 1), S. 122–145.

engste Beratungsgremium der Krone auf. Tatsächlich war Kaunitz für sein Scheitern in Aachen kaum verantwortlich zu machen, hatte er doch eine von der Kaiserin und Konferenzsekretär Bartenstein entwickelte Linie verfolgt, die von tiefer Enttäuschung über England, den bisherigen Hauptverbündeten, geprägt war. Auch nach dem Friedensschluss war die auf Distanz zu England bedachte Linie beibehalten worden, ohne dass eine engere Kooperation mit Frankreich absehbar gewesen wäre.

Am Wiener Hof und selbst in der Geheimen Konferenz war diese Linie nicht unumstritten. Zumal der böhmische Hofkanzler Harrach forderte die Rückkehr zum engen Bündnis mit England²³ und gab damit den Anstoß dafür, dass Maria Theresia am 7. März 1749 ihre Konferenzminister aufforderte, Memoranden zum künftigen außenpolitischen „Systema“ der Habsburgermonarchie vorzulegen.

Kaunitz legte eine Denkschrift vor, die doppelt so umfangreich war wie die Voten aller anderen Minister zusammen.²⁴ Wie viele Wiener Memoranden zuvor ging sie auf die Frage ein, weshalb Maria Theresia aus dem Bündnis mit den Seemächten nicht den Nutzen hatte ziehen können, auf den sie Anspruch zu haben glaubte. Sie beließ es aber nicht bei Vorwürfen, sondern suchte nach Erklärungen. Darüber hinaus versuchte Kaunitz aufzuzeigen, dass der in Aachen gescheiterte Versuch, Frankreich für eine Kooperation zu gewinnen, durchaus Zukunftsperspektiven bot. Dass er daneben versuchte, sich als der führende Kopf im außenpolitischen Beraterkreis Maria Theresias zu profilieren, darf unterstellt werden.

Gestützt auf die zeitgenössische Lehre festgefügtter Staatsinteressen nahm die Denkschrift eine bilaterale Perspektive ein, um die Freunde und Feinde des Erzhauses zu identifizieren und so dessen Sicherheitslage zu bestimmen. Sie kam zu dem Ergebnis, die Lage sei nie zuvor so kritisch gewesen, da sich „nicht nur die vorhienige Stärcke der Oesterreichischen Allianzen verminderet, sondern sich zugleich der Zustand in Ansehung der besorglichen Feinden ungemein verschlimmeret“ habe; an vier statt wie ehemals an zwei Seiten sei es von Feinden umgeben; drei von ihnen, Frankreich, die Pforte und Preußen, seien dem Erzhaus an Macht gleich oder überlegen – lediglich den vierten Feind, den spanischen Prinzen Don Philipp in Oberitalien, erachtete Kaunitz als nicht ebenbürtig, aber durchaus als gefährlich.²⁵

²³ Vgl. Alfred von Arneth: *Geschichte Maria Theresias*. 10 Bde. Wien 1863–1879, hier: Bd. 4, S. 22f.; ders.: *Biographie* (wie Anm. 1), S. 155; Jacob Strieder: *Kritische Forschungen zur österreichischen Politik vom Aachener Frieden bis zum Beginn des Siebenjährigen Krieges*. Leipzig 1906, S. 9; Khevenhüller-Metsch/Schlitter (Hg.): *Zeit* (wie Anm. 11), Bd. 1745–1749, S. 535; Braubach: *Versailles* (wie Anm. 2), S. 404.

²⁴ Pommerin/Schilling (Bearb.): *Denkschrift* (wie Anm. 4); *Auszüge und längere Paraphrasen bei Arneth: Geschichte* (wie Anm. 23), Bd. 4, S. 270–279, S. 535f.; ders.: *Biographie* (wie Anm. 1), S. 165–179; Adolf Beer: *Über die österreichische Politik in den Jahren 1749–1755*. In: ders. (Hg.): *Aufzeichnungen des Grafen Wilhelm Bentinck über Maria Theresia*. Wien 1871, S. I–CLXIII, hier: S. XXXVIII–LXVIII; Helmut Neuhaus (Hg.): *Deutsche Geschichte in Quellen und Darstellung*. Bd. 5: *Zeitalter des Absolutismus 1648–1789*. Stuttgart 1997, S. 298–312.

²⁵ Pommerin/Schilling (Bearb.): *Denkschrift* (wie Anm. 4), S. 207.

Kaunitz' Einschätzung der Staatsinteressen bewegte sich in den Bahnen des traditionellen Bündnissystems. Die Vorstellung von der natürlichen Interessenkonvergenz Österreichs und der Seemächte griff er ebenso auf wie jene von der Gegensätzlichkeit der österreichischen und französischen Staatsinteressen. Doch beließ er es nicht bei der Darlegung der von der zeitgenössischen Interessenlehre behandelten Staatsinteressen und der daraus abgeleiteten Vorstellung einer „natürlichen“, um die antagonistischen Mächte Frankreich und Österreich gruppierten Bündnisordnung. Vielmehr zeigte Kaunitz sich überzeugt, allein auf die Analyse der Staatsinteressen gegründete „generale [...] Betrachtungen“ reichten nicht aus. Berücksichtigt werden müssten auch die „Neben-Umstände“ – etwa die „Gemüthsregungen, Privat- und Particular-Interessen“ jener Akteure, Hofparteien und Interessengruppen, die auf die äußere Politik europäischer Mächte Einfluss hatten. Berücksichtige man diese Faktoren, stelle sich die Lage ganz anders dar als bei ausschließlicher Analyse der Staatsinteressen.²⁶

So sei die von Frankreich kurzfristig ausgehende Bedrohung vergleichsweise gering: Der König kümmere sich kaum um die Staatsgeschäfte, räume seiner Mätresse viel Einfluss ein, und die von ihr unterstützte Hofpartei sei anders als die lange Zeit dominierende Militärpartei einem Krieg abgeneigt.²⁷ Auch in Russland schätzte Kaunitz den Einfluss irregulärer Einflussfaktoren wie den Hass der Zarin und ihres Kanzlers Bestuschew auf den preußischen König hoch ein.²⁸

Was England anbelangt, habe die Erfahrung gezeigt, dass es sich ungeachtet der mit Österreich übereinstimmenden Staatsinteressen oftmals betrage, „als ob die dießseitige Wohlfahrt mit der Seinigen nicht verknüpffet, und ganz davon unterschieden wäre“. Denn in England werde „die Gemeinsame Wohlfahrt privat-Vortheilen, Absichten und Gemüths-Regungen, nachgesetzt“. Zudem bestimmten „der Geitz der bisherigen Hanoverischen Regenten, die Regierungs-Form, die beständige Parthien, und Factionen, die Englische Ungestimmigkeit“ und ähnliche „Gebrechen“ nur allzuoft die äußere Politik des Landes. Die Präponderanz „privater“ Interessen bildete für Kaunitz also das durch die innere Verfassung bedingte dominierende Strukturmerkmal der englischen Außenpolitik.²⁹

Fatale Folgen hatte diese strukturelle Schwäche Kaunitz zufolge, weil England seit dem Aufstieg Preußens und Sardiniens über die Option verfügte, ergänzend oder sogar alternativ zum Erzhaus Bündnispartner zu gewinnen, die Feinde des Letzteren seien. Die Kooperation mit diesen beiden Mächten entsprach Kaunitz zufolge nicht dem englischen Staatsinteresse, sondern war auf „irreguläre“ Wirkfaktoren zurückzuführen. Im Falle der Neigung für Preußen nannte er etwa die Begeisterung der Nation für die militärischen Erfolge Friedrichs des Großen, die

²⁶ Ebd., S. 198f.

²⁷ Ebd., S. 199–201; vgl. Schilling: Kaunitz (wie Anm. 1), S. 146–148.

²⁸ Ebd., S. 175, S. 189–194; vgl. Schilling: Kaunitz (wie Anm. 1), S. 97–121.

²⁹ Ebd., S. 170–187, Zitate: S. 170, S. 173f.; vgl. Schilling: Kaunitz (wie Anm. 1), S. 52–72; aus der Perspektive des Mächtesystems Arno Strohmeyer: Theorie der Interaktion. Das europäische Gleichgewicht der Kräfte in der frühen Neuzeit. Wien 1994, S. 184.

„Gleichheit der Religion oder [...] Irreligion“, ferner das Misstrauen gegen die Machtstellung des englischen Königs auf dem Kontinent. Die Nation befürchte, Georg könnte sein Kurfürstentum als Basis für einen Umsturz der Verfassung missbrauchen. Diese Gefahr werde durch Preußen gebannt, das die Macht Hannovers absorbiere. Dass Preußen „gegen Hannover gebraucht werden könne“, vergrößere die Sympathie der Nation und des Ministeriums für den preußischen König.³⁰

Damit aber kam Preußen, dessen Politik Kaunitz bis in die späten 1760er-Jahre hinein keiner differenzierten Analyse unterzog,³¹ in seiner Argumentation in zweifacher Hinsicht eine negative Bedeutung zu. Es musste „als der ärgste- und gefährlichste Nachbar des Durchläuchtigsten Ertzhaußes angesehen“ werden, weil es mit Schlesien und Glatz „nicht etwa ein auswärtiges Glied, sondern ein haupt-Theil des Cörpers“ der Monarchie abgerissen hatte.³² Zudem entwertete der Aufstieg Preußens das traditionelle Bündnis der Habsburgermonarchie mit den Seemächten.

Das Beharren auf der Wiedergewinnung Schlesiens entsprach der Position Maria Theresias und Bartensteins seit dem Wiedereintritt Friedrichs in den Österreichischen Erbfolgekrieg im Juni 1744.³³ Kaunitz übernahm diese Prämisse und machte sie zur Grundlage seiner eigenen Überlegungen³⁴ – eine Entscheidung, die wohl seinen raschen Aufstieg beförderte. Dabei war ihm bewusst, dass die Hauptursache der von Preußen ausgehenden Gefahr just in der Aufrechterhaltung des österreichischen Anspruchs auf Schlesien lag. Die „ohnversöhnliche Feindschaft“, so seine Argumentation, könne nicht überwunden werden, da der preußische König wisse, dass das Erzhaus „keine thunliche Gelegenheit“ zur Wiedererlangung Schlesiens auslassen werde.³⁵ Anders als etwa Harrach hielt Kaunitz einen endgültigen Verzicht auf dieses Territorium, der womöglich den Teufelskreis aus Revanchismus und gegenseitiger Bedrohungswahrnehmung durchbrochen hätte, für undenkbar.³⁶ Vielmehr erklärte er die Unverzichtbarkeit Schlesiens zum Grundaxiom,³⁷ die Reduktion der preußischen Macht auf den Stand einer kleinen Mittelmacht zum Hauptziel der österreichischen Politik.³⁸

³⁰ Pommerin/Schilling (Bearb.): Denkschrift (wie Anm. 4), S. 180; die Bemerkung zur „Irreligion“ ist eine der wenigen Passagen, in denen Kaunitz in einer Denkschrift ausdrücklich auf ein diplomatisches Aktenstück, einen Bericht des österreichischen Botschafters in London, Ignaz von Wasner, referenziert.

³¹ Dies änderte sich erst im Vorfeld der ersten Teilung Polens; Nachweise bei Schilling: Kaunitz (wie Anm. 1), S. 19, S. 239.

³² Pommerin/Schilling (Bearb.): Denkschrift (wie Anm. 4), S. 205.

³³ Barbara Stollberg-Rilinger: Maria Theresia. Die Kaiserin in ihrer Zeit. Eine Biographie. München 2017, S. 405–407.

³⁴ Vgl. Schilling: Kaunitz (wie Anm. 1), S. 19–24.

³⁵ Pommerin/Schilling (Bearb.): Denkschrift (wie Anm. 4), S. 205.

³⁶ Dies betont zurecht Stollberg-Rilinger: Maria Theresia (wie Anm. 33), S. 406.

³⁷ Vgl. – die defensive Zielrichtung betonend – Bein: Schlesien (wie Anm. 2), S. 325–333.

³⁸ In der Denkschrift vom März 1749 formuliert Kaunitz als „erste, und haupt-Staats-maxime [...] Daß, weilen der Verlust von Schlesien nicht zu verschmerzen, und der König in Preußen,

Auch die aus Wiener Sicht zu beklagenden Dysfunktionen des „Alten Systems“ erklärte Kaunitz mit dem Machtzuwachs Preußens, da er England überhaupt erst die Möglichkeit eröffne, seinen traditionellen Bündnispartner zu vernachlässigen. Preußen war somit, wie er 1755 pointiert formulierte, das „vice radical“ der Allianz mit den Seemächten.³⁹ So rechnete er letztlich alle Sachverhalte, die nicht in das Schema des alten Bündnissystems passten, der Kategorie der irregulären Wirkfaktoren zu,⁴⁰ was ihm erlaubte, den tatsächlichen Zustand des traditionellen Bündnissystems zu kritisieren und doch als dessen Verteidiger aufzutreten.

Nimmt man Kaunitz' Analyse in wissenschaftlicher Perspektive in den Blick, fällt einerseits die Vielzahl der in seine Argumentation einbezogenen Einflussfaktoren auf. Sie reichen von der Geschichte des Mächtesystems und den Interessen und Intrigen einzelner Hofparteien und Adelsgruppierungen über thronfolge- und andere verfassungsrechtliche Normen bis hin zu Handelsinteressen. Nicht zu übersehen ist andererseits, dass er vorwiegend Wissen berücksichtigte, das der Sphäre der Höfe zuzurechnen ist. Wirtschaft und Gewerbe betreffendes Wissen thematisierte er nicht, öffentliche Finanzen und innere Verwaltung europäischer Mächte oder militärstrategische und -technische Fragen bestenfalls ansatzweise. 1749 behauptete Kaunitz, auf diesen Feldern noch kaum über Kenntnisse zu verfügen.⁴¹ Später hat er sie sich systematisch zu erschließen versucht und im Gefolge auch seinen Einfluss auf die innere Politik entscheidend ausgeweitet – freilich mit eher begrenzten Rückwirkungen auf seine mächtropolitische Analyse.⁴²

als der größte, gefährlichste, und unversöhnlichste Feind des Durchläuchtigsten Ertzhauses anzu- sehen; Also auch dießseits die erste, größte, und beständige Sorgfalt dahin zu richten, wie sich nicht nur gegen des ernannten Königs feindliche Unternehmungen zu verwahren, und sicher zu stellen, sondern wie Er geschwächt, seine Übermacht beschränket, und das Verlohrne wieder herbey gebracht werden könne“ (Pommerin/Schilling [Bearb.]: Denkschrift [wie Anm. 4], S. 208); spätere Formulierungen vom August 1753 („daß dieser König wieder in seine vorhinige gränzen eingeschränket werde“), Juni 1755 („fürzudenken seye, wie fordernsamst die Gefahr vor diesem Feind verminderet, und derselbe [...] gar übern Hauffen geworffen werden könne“), August 1755 („Preussen muß übern Hauffen geworffen werden, wann das durchlauchtigste Ertzhaus aufrecht stehen soll. [...] Es ist] die große Absicht, dem König in Preussen nicht nur gantz Schlesien und das Glatzische wieder zu entziehen, sondern ihn [...] dergestalt in enge Gränzen einzuschliessen, dass er in den Stand, in welchem er sich vor dem 30jährigen Krieg befunden, gesetzet“) und (rückblickend) September 1778 („l'objet [...] était non seulement la récupération de la Silésie et du Comté de Glatz, mais même la réduction de la Maison de Brandebourg à son état primitif de petite puissance très-secondaire“) mit Nachweisen zitiert bei Rohrschneider: Österreich (wie Anm. 5), S. 54f.; Schilling: Kaunitz (wie Anm. 1), S. 19f., S. 48–50.

³⁹ Von Kaunitz verfasstes, den Regierungen der Seemächte im März 1755 übergebenes Memorandum zur Lage der Allianz; Beilage zum Vortrag vom 4. 4. 1755; gedruckt bei Khevenhüller-Metsch/Schlitter (Hg.): Zeit (wie Anm. 11), Bd. 1752–1755, S. 506–508, hier: S. 508.

⁴⁰ Vgl. Schilling: Leidenschaft (wie Anm. 21), S. 146–156.

⁴¹ Pommerin/Schilling (Bearb.): Denkschrift (wie Anm. 4), S. 206: „Der innerliche Zustand einer Monarchie ist zwar das Erste, und hauptsächlichste [...]; Ich übergehe aber solchen um deßwillen [...], weilen von demselben noch keine vollständige Kenntnüs besitze.“

⁴² Vgl. Arneht: Geschichte (wie Anm. 23), Bd. VII, S. 1–23; Friedrich Walter: Kaunitz' Eintritt in die innere Politik. Ein Beitrag zur Geschichte der österreichischen Innenpolitik in den Jahren 1760/61. In: *MIÖG* 46 (1932), S. 37–79; Klueting: Lehre (wie Anm. 12), S. 180–212; Dickson: Fi-

Folgenreicher als die Nichtberücksichtigung einzelner Wissensfelder dürfte gewesen sein, dass Kaunitz mit der Unterscheidung zwischen Staats- und Privatinteressen unterschiedlichen politischen Systemen in unterschiedlichem Maße gerecht zu werden vermochte. Während er bei Staaten, die wie Frankreich von einem höfischen Machtzentrum aus regiert wurden, sich empathisch in die Lage der maßgeblichen Akteure versetzte, um deren Motive, Interessen und Ziele zu ermitteln und deren zukünftiges Verhalten zu prognostizieren, urteilte er über eine Macht mit gemischter Verfassung wie Großbritannien ohne großes Einfühlungsvermögen. Dies hängt auch damit zusammen, dass Kaunitz wie die zeitgenössische Interessenlehre⁴³ zwischen Staat und Dynastie kaum unterschied und zumal mit Blick auf Erbmonarchien dynastische und „staatliche“ Interessen gleichsetzte. Ungeachtet beachtlicher Detailkenntnisse blieben ihm deshalb die Probleme einer stark von den Handelsinteressen „privater“ Kaufleute bestimmten Außenpolitik ebenso fremd wie die Handlungsspielräume von Akteuren, deren politisches Schicksal maßgeblich vom Parlament abhing.⁴⁴

Ähnliches gilt für die koloniale Dimension der europäischen Mächtepolitik. Da Kaunitz Handelsinteressen primär als Hindernis für eine am Staatsinteresse orientierte Politik einschätzte, spielten auch sie in seiner Denkschrift keine Rolle. Obwohl ihm sein Scheitern in Aachen die globale Dimension des englisch-französischen Konflikts vor Augen geführt hatte, reichte seine mächtepolitische Analyse kaum über den kontinentaleuropäischen Horizont der österreichischen Außenpolitik hinaus.⁴⁵

Auch sein Plan zur Reduktion Preußens bewegte sich in diesem Horizont.⁴⁶ Er sah vor, Frankreich durch einen Ringtausch, im Zuge dessen es von Sardinien-Piemont das Herzogtum Savoyen erhalten sollte, zur finanziellen und politischen, nicht aber militärischen Unterstützung eines Revanchekriegs gegen Preußen zu bewegen. Russland, Sachsen und andere Nachbarn sollten durch Aussicht auf territoriale Gewinne für ein militärisches Vorgehen gegen Preußen gewonnen werden, England glaubte er aus dem Krieg heraushalten zu können. Dieser Plan war alles andere als der Entwurf eines neuen Bündnissystems. Viel spricht dafür, dass Kaunitz die legitimitätsstiftende Orientierung an der Vergangenheit ernsternahm, als moderner politischer Zynismus glauben mag. Nicht umsonst betonte er immer wieder, mit der Reduktion Preußens werde die Gleichgewichtsordnung wiederhergestellt und „die Sachen auf den Fuß des alten Systematis gesetzt“⁴⁷. Sein Vor-

nance (wie Anm. 10), Bd. 1, S. 241–243 und öfter; Schilling: Kaunitz (wie Anm. 1), S. 271–279; Christine Lebeau: *Aristocrates et grands commis à la Cour de Vienne (1748–1791). Le modèle français*. Paris 1996, S. 107–122.

⁴³ Vgl. Jean Rousset de Missy: *Les intérêts présents des Puissances de l'Europe, Fondés sur les Traitez conclus depuis la Paix d'Utrecht inclusivement, & sur les Preuves de leurs Prétensions particulieres*. 15 Bde. 3 Suppl.-Bde. Den Haag 1733–1736.

⁴⁴ Vgl. im Einzelnen Schilling: Kaunitz (wie Anm. 1), S. 327–332.

⁴⁵ Vgl. ebd., S. 62f.

⁴⁶ Vgl. Pommerin/Schilling (Bearb.): *Denkschrift* (wie Anm. 4), S. 211–213.

⁴⁷ Ebd., S. 219, ähnlich S. 229.

haben knüpfte an die Konvenienzpolitik der Jahrzehnte nach dem Utrechter Frieden an. Ihm lag die Überzeugung zugrunde, ungeachtet gegensätzlicher Staatsinteressen gebe es eine Interessenkonvergenz der beiden großen Kontinentalmächte im Hinblick auf das wegen seiner Expansivität auch für Frankreich gefährliche Preußen.⁴⁸ Frankreich sollte seine Bündnispartner für die geplante, Züge einer Polizeiaktion tragende antipreußische Koalition mobilisieren und dafür im Gegenzug territoriale Gewinne erhalten – ein Konzept, das Kaunitz nur in der nach dem Aachener Frieden erwarteten Phase der Entspannung für realistisch hielt und deshalb aufgab, als sich die Gegensätze zwischen den Bündnissen unerwartet rasch wieder verschärften.

Der Kolonialkrieg als „conjoncture favorable“

In den Jahren nach 1749 zeigte sich, dass Kaunitz nicht auf das von ihm entworfene Szenario festgelegt war. Als deutlich wurde, dass eine Kooperation mit Frankreich einstweilen nicht möglich war, arbeitete er ernsthaft auf eine Verbesserung der Beziehungen zu den traditionellen Bündnispartnern hin. So trieb er 1753/1754 die Verhandlungen über einen neuen Barriere-Traktat mit den Niederlanden und England voran, wobei bezeichnenderweise Maria Theresia die Befürchtung hegte, er könne dabei zu weit gehen, während den Seemächten gegenüber positiver eingestellte Akteure wie Franz Stefan ihn unterstützten.⁴⁹ Dass die Verhandlungen sich bis 1755 hinzogen und dann scheiterten, lag nicht an Kaunitz.⁵⁰

Auch gemeinsame Maßnahmen gegenüber Preußen wurden ernsthaft erörtert. Selbst die von Kaunitz betriebene Einbeziehung Russlands in das alte System schien realisierbar, verhandelte die englische Regierung doch seit Mai 1753 mit dem Zarenhof über den Abschluss eines Subsidienvertrags.⁵¹ Diese Verhandlungen waren nicht zuletzt ein Erfolg der auf Festigung des Bündnisses abzielenden Politik des Staatskanzlers, auch wenn der Vertrag, als er schließlich Ende September 1755 zustande kam, eine den ursprünglichen Intentionen entgegengesetzte Wirkung zeitigte und maßgeblich zur Auflösung des alten Systems beitrug.

⁴⁸ Vgl. mit weiteren Belegen Schilling: Kaunitz (wie Anm. 1), S. 149–151.

⁴⁹ Vgl. Reed Browning: The British Orientation of Austrian Foreign Policy. 1749–1754. In: CEH 1 (1968), S. 299–323, hier: S. 322; Arneth: Geschichte (wie Anm. 23), Bd. IV, S. 365–367.

⁵⁰ Bis in jüngere Zeit findet sich die Behauptung, Kaunitz habe von 1749 kontinuierlich auf ein Bündnis mit Frankreich hingearbeitet; vgl. Herbert Harold Kaplan: Russia and the Outbreak of the Seven Years' War. Berkeley/Los Angeles 1968, S. 5; Dieter Ernst Bangert: Die russisch-österreichische militärische Zusammenarbeit im Siebenjährigen Krieg 1758–1759. Boppard 1971, S. 23; T. R. Clayton: The Duke of Newcastle, the Earl of Halifax, and the American Origins of the Seven Years' War. In: The Historical Journal 24 (1981), S. 571–603, hier: S. 598. Belege dafür sind in den Wiener Akten nicht zu finden.

⁵¹ Vgl. Arneth: Geschichte (wie Anm. 23), Bd. IV, S. 367f.; Walther Mediger: Moskaus Weg nach Europa. Der Aufstieg Rußlands zum europäischen Machtstaat im Zeitalter Friedrichs des Großen. Braunschweig 1952, S. 453–463; Browning: Orientation (wie Anm. 49), S. 320.

Bis Februar 1755 widmete Kaunitz dem aus dem alten System herauswachsenen Gegensatz in den Kolonien kaum Aufmerksamkeit. Als mit der Verschärfung der kolonialen Streitigkeiten zwischen England und Frankreich⁵² ein Übergreifen auf Europa wahrscheinlicher wurde, ergab sich eine Konstellation, die sich deutlich von dem Szenario unterschied, das er 1749 entworfen hatte. Kaunitz hatte auf Entspannung unter den Großmächten gesetzt, einen Interessenausgleich im Sinne der Konvenienz vorgesehen, möglichst weitgehende Berechenbarkeit und Planbarkeit angestrebt. Nun drohte Österreich in einen Konflikt verwickelt zu werden, dessen Eigendynamik sich genauer Planung entzog. Die Szenarien, die Kaunitz vor diesem Hintergrund entwickelte, bewegten sich bis Juni 1755 in den Bahnen des alten Systems, auch wenn sie darauf abzielten, den Schwerpunkt der eigenen Kriegführung möglichst weitgehend auf Preußen (und nicht auf die Niederlande) zu legen.⁵³ Auch als er Ende Juni 1755 angesichts sich verdichtender Gerüchte über englisch-preußische Geheimverhandlungen erstmals seit Jahren wieder von der Möglichkeit eines Bündniswechsels sprach, betonte er, derlei sei nur möglich, wenn es „gegen Vermuthen“ zu einem preußisch-britischen Vertrag komme. Aktiv darauf hinwirken könne man von Wien aus nicht.⁵⁴

Als Kaunitz im August 1755 erfuhr, dass die französische Regierung im Gefolge des Siegs am Monongahela-Fluss (9. Juli 1755) erwog, sich auf den Kolonialkrieg zu konzentrieren und dessen Ausgreifen nach Europa zu verhindern, änderte er seine Linie grundlegend.⁵⁵ Nachdem die Geheime Konferenz am 16. August bereits beschlossen hatte, den Seemächten keine Hilfe zu leisten und die Österreichischen Niederlande ihrem Schicksal zu überlassen, schlug der Staatskanzler vor, stattdessen bei der französischen Regierung wegen eines gegen Preußen gerichteten Offensivabkommens vorzufühlen. Im Gefolge dieser von der Geheimen Konferenz befürworteten, von einem Mitglied der Konferenz treffend als „coup d'état“⁵⁶ bewerteten Initiative wurden erste Geheimverhandlungen aufgenommen. Nun begriff Kaunitz den Kolonialkonflikt als „conjoncture favorable“, da er jenen „zwei Mächten, so unserem Vorhaben verhinderlich sein würden“, die

⁵² Vgl. im Einzelnen Patrice Louis-René Higonnet: *The Origins of the Seven Years' War*. In: *JMH* 40 (1968), S. 57–90; Clayton: *Duke* (wie Anm. 50); Marian Füssel: *Der Siebenjährige Krieg. Ein Weltkrieg im 18. Jahrhundert*. München 2010, S. 25–27; Edmond Dziembowski: *La guerre de Sept Ans. 1756–1763*. Paris 2015, S. 17–84.

⁵³ Vgl. Schilling: *Kaunitz* (wie Anm. 1), S. 39–43, S. 62f.; Stollberg-Rilinger: *Maria Theresia* (wie Anm. 33), S. 410f.

⁵⁴ Vortrag vom 27. 6. 1755; gedruckt bei Adolf Beer (Hg.): *Denkschriften des Fürsten Kaunitz-Rietberg*. In: *Archiv für Österreichische Geschichte* 48 (1872), S. 1–162, hier: S. 19–38, Zitat: S. 35.

⁵⁵ Zum Folgenden Adolf Beer: *Die österreichische Politik in den Jahren 1755 und 1756*. In: *HZ* 27 (1872), S. 282–373, hier: S. 318–328; Strieder: *Forschungen* (wie Anm. 23), S. 69f.; Braubach: *Versailles* (wie Anm. 2), S. 423; Walter G. Rödel: *Eine geheime französische Initiative als Auslöser für das Renversement des Alliances?* In: Kunisch (Hg.): *Expansion* (wie Anm. 3), S. 97–112; Stollberg-Rilinger: *Maria Theresia* (wie Anm. 33), S. 411–413.

⁵⁶ So Obersthofmeister Khevenhueller-Metsch in seinem Tagebuch: *Khevenhüller-Metsch/Schlitter* (Hg.): *Zeit* (wie Anm. 11), Bd. 1752–1755, S. 552.

Möglichkeit nahm, sich der Demembrierung Preußens zu widersetzen.⁵⁷ Er ergriff die Chance, Frankreich zu einer Politik zu veranlassen, der es unter anderen Bedingungen niemals zustimmen würde – eine Option, die Friedrich der Große erst sehr spät erkannte.⁵⁸ Kaunitz weckte freilich weiterhin die Hoffnung, die englische Regierung werde es bei aller Verärgerung nicht zum Bruch mit Wien kommen lassen.⁵⁹ Den Kanal für Verhandlungen mit England hielt er tatsächlich noch über den Abschluss der Westminsterkonvention hinaus offen.⁶⁰

Das Hauptcharakteristikum der Kaunitz'schen Politik jener Monate war nicht die Öffnung gegenüber Frankreich, sondern das Insistieren auf einem Offensivkrieg gegen Preußen als Vorbedingung jedweder Bündnisabsprache. Hauptziel der österreichischen Politik sei – so fasste er Ende November 1755 zusammen – die Schwächung Preußens; ob dies mithilfe Englands oder Frankreichs erreicht werde, sei letztlich sekundär – man werde jenen Weg einschlagen, auf dem dieses Ziel am ehesten erreicht werden könne.⁶¹

Für Kaunitz war das im Ersten Vertrag von Versailles vom 1. Mai 1756 unterzeichnete Defensivabkommen, in das die französische Seite unter dem Eindruck der Westminsterkonvention einwilligte, denn auch lediglich eine Zwischenstation auf dem Weg zum Offensivvertrag. Die Verhandlungen, die schließlich genau ein Jahr nach dem Defensivvertrag zum Zweiten Vertrag von Versailles führten, können hier nicht analysiert werden.⁶² Festzuhalten ist lediglich, dass Kaunitz seit Bekanntwerden der Westminsterkonvention an der Bereitschaft der französischen Seite, einen Krieg gegen Preußen zu unterstützen, nicht mehr zweifelte. Umstritten waren dagegen das Ausmaß der Demembrierung Preußens, ferner die Form und der Preis des französischen Engagements, nicht zuletzt die Frage der direkten militärischen Beteiligung französischer Truppen am Krieg gegen den ehemaligen Verbündeten.

Anders als 1749, als Kaunitz sich mit indirekter Unterstützung begnügen wollte, versuchte er 1756, Frankreich zu maximalem Engagement zu bewegen, um ein

⁵⁷ Die Entscheidungen vom 21. 8. 1755 zusammenfassende Denkschrift des Staatskanzlers vom 28. 8. 1755 („Erleuterung des fünften Weegs“); gedruckt u. a. bei: Beer (Hg.): Denkschriften (wie Anm. 54), S. 39–56, hier: S. 40f.; Kaunitz selbst spricht von „favorable[n] Umstände[n]“ (S. 43).

⁵⁸ Wie die Westminsterkonvention zeigt, hielt Friedrich den habsburgisch-bourbonischen Antagonismus für geschichtsmächtiger als den kolonialen Konflikt; vgl. Skalweit: Frankreich (wie Anm. 14), S. 72f.

⁵⁹ Dabei setzte er auf den vermittelnden Einfluss Spaniens; vgl. Schilling: Kaunitz (wie Anm. 1), S. 206; dass aus österreichischer Sicht auch 1755 offen war, ob die Annäherung an Frankreich einen Bruch mit England bewirken würde, betont auch Lucien Bély: *Les relations internationales en Europe XVII^e–XVIII^e siècles*. Paris 1992, S. 532.

⁶⁰ Vgl. Schilling: Kaunitz (wie Anm. 1), S. 219.

⁶¹ Vgl. Kaunitz' Vortrag vom 26. 11. 1755 über die Konferenz vom 20. 11. 1755 (gedruckt bei Gustav Berthold Volz/Georg Küntzel [Hg.]: *Preussische und Österreichische Acten zur Vorgeschichte des Siebenjährigen Krieges*. Leipzig 1899, S. 189–196) sowie (als Beilagen) zwei in dieser Konferenz verlesene Denkschriften des Staatskanzlers (gedruckt bei Beer [Hg.]: Denkschriften [wie Anm. 54], S. 56–63).

⁶² Vgl. neben der in Anm. 2 genannten Literatur mit Blick auf die französische Verhandlungsführung Externbrink: Friedrich (wie Anm. 20), S. 107–119.

vorzeitiges Ausscheiden im Kontext eines englisch-französischen Friedensschlusses auszuschließen. So setzte er auf die „französche Lusten“ auf einen Gebietserwerb und war regelrecht erleichtert, als die zunächst zurückhaltende französische Seite nach Unterzeichnung des Ersten Versailler Vertrags für den Fall eines Siegs über Preußen die gesamten österreichischen Niederlande forderte.⁶³

Ob es Kaunitz gelungen wäre, Frankreich zur militärischen Teilnahme am Krieg zu bewegen, wenn Friedrich der Große auf die Eröffnung des Krieges verzichtet hätte, erscheint allerdings zweifelhaft. Nennenswerte Beihilfe zum Offensivkrieg gegen Preußen sagte die französische Führung erst zu, als sie erkannte, dass ihre Bemühungen, den preußischen König zur Wahrung des Friedens zu zwingen, gescheitert waren. Nun gewannen in Versailles jene die Oberhand, die befürchteten, Österreich und Russland könnten ihre Absichten gegen Preußen verwirklichen, ohne dass Frankreich die avisierten Gewinne in den Niederlanden erhalte. Tatsächlich konnte der österreichische Botschafter Starhemberg in den folgenden Monaten Kaunitz' Maximalforderungen weitgehend durchsetzen. Im Zweiten Versailler Vertrag war nicht nur allgemein von der „*réduction de la puissance du roi de Prusse*“ als Bündnisziel die Rede, sondern es wurde darüber hinaus präzise bestimmt, welche Territorien ihm entrissen werden sollten: neben Schlesien, Glatz und dem Fürstentum Crossen mindestens das Herzogtum Magdeburg, das Fürstentum Halberstadt, das Gebiet um Halle, das ehemals schwedische Vorpommern, Obergeldern und die Westprovinzen Kleve, Mark und Ravensberg beziehungsweise ein gleichwertiges Äquivalent.⁶⁴

Die Anerkennung des Demembrierungskonzepts erfolgte allerdings unter einer Voraussetzung, die Kaunitz nicht eingeplant hatte. Denn jene für eine maritime Ausrichtung der französischen Außenpolitik eintretenden Kräfte, auf die Kaunitz 1749 und 1755 gesetzt hatte und die (wie der Siegelbewahrer und Marineminister Machault d'Arnouville) auch tatsächlich den Abschluss des Neutralitäts- und Defensivvertrags vom 1. Mai 1756 unterstützt hatten, plädierten nach dem preußischen Überfall auf Sachsen dafür, sich nicht zu sehr in die „*querelle des cours de Saxe et de Vienne*“ hineinziehen zu lassen, um alle Kräfte auf das Ringen um die Kolonien zu konzentrieren – ohne Erfolg, denn ihr Einfluss schwand rasch.⁶⁵

Maßgebliche Vertreter der traditionell antihabsburgischen Militärpartei hingegen gewannen dem neuen Bündnis zunehmend positive Seiten ab; Marschall Belle-Isle, der noch im Februar 1756 für die Fortsetzung der Allianz mit Preußen eingetreten war, drängte auf die Nachricht über den Einmarsch preußischer Truppen in Sachsen hin ebenso wie der bis dahin als „*prussien*“ hervorgetretene

⁶³ Kaunitz an den Botschafter in Petersburg, Esterházy, vom 22. 6. 1755; gedruckt bei Volz/Küntzel: Acten (wie Anm. 61), S. 367–371, hier: S. 369; vgl. Schilling: Kaunitz (wie Anm. 1), S. 225f.

⁶⁴ Vgl. im Einzelnen ebd., S. 229–234.

⁶⁵ Vgl. zur zunehmenden Gegnerschaft Machaults gegen die „*alliance autrichienne*“ Masson (Hg.): Mémoires (wie Anm. 17), Bd. 1, S. 297, S. 303 (Zitat); ferner Tagebuch des Kriegsministers d'Argenson vom 2. 11. 1756 ([E]dme] J[acques] B[enoît] Rathéry [Hg.]: Journal et Mémoires du Marquis d'Argenson. 9 Bde. Paris 1859–1867, hier: Bd. 9, S. 337). Zu den Hintergründen Strohmeier: Theorie (wie Anm. 29), S. 175–177.

Kriegsminister d'Argenson auf eine rasche, möglichst massive Beteiligung am Krieg.⁶⁶

Der Militärpartei ging es allerdings nicht um die Unterstützung des neuen Alliierten. Im Sinne ihrer Standesinteressen forderte sie unter Berufung auf Richelieu und Mazarin, auch unter den veränderten Rahmenbedingungen Prestige und Einfluss Frankreichs in Mitteleuropa zu mehren und im Reich die Ordnung des Westfälischen Friedens zu verteidigen. Tatsächlich intervenierte Frankreich unter Berufung auf seinen Status als Garantiemacht der Reichsverfassung und legte den Schwerpunkt seines Engagements trotz erheblicher Vorbehalte des Wiener Hofes auf die Besetzung des Kurfürstentums Hannover. Kaunitz' Versuch, Frankreich in den Krieg gegen Preußen einzuflechten, war somit nur ein halber Erfolg beschieden. Zwar engagierte sich der neue Alliierte schließlich mit 105 000 Mann eigener oder gemieteter Truppen und 12 Millionen Gulden Subsidien und verpflichtete sich, die von ihm eroberten Gebiete im Namen der Kaiserin zu verwalten.⁶⁷ Seine Absicht, Frankreich auf dem Kontinent an der Verfolgung eigener Ziele zu hindern, um den Krieg dort allein um die Zerschlagung der Großmachtstellung Preußens zu führen, konnte Kaunitz indes nicht verwirklichen.⁶⁸

Die Großmacht als „puissance auxiliaire“

Kaunitz ging 1749 wie auch 1755/1756 fest davon aus, dass Russland jedwede Gelegenheit, gegen Preußen Krieg zu führen, bereitwillig ergreifen würde – ein Verbündeter, der beinahe voraussetzungsfrei und in jedweder Konstellation verfügbar sein würde, wenn nur die Zahlung von Subsidien sichergestellt wäre.⁶⁹ Er schätzte das Machtpotenzial des Zarenreichs zwar durchaus hoch ein, dessen politische Eigenständigkeit aber – ähnlich wie viele andere zeitgenössische Akteure von Friedrich dem Großen bis zum späteren französischen Außenminister Choiseul – gering. Für Kaunitz war die Großmacht Russland in politischer Hinsicht eine „puissance auxiliaire“, eine von den wahren Großmächten in Gang zu setzende Maschine.⁷⁰

⁶⁶ Vgl. den Bericht des österreichischen Botschafters in Frankreich, Starhemberg, vom 20. 8. 1756; gedruckt bei Volz/Küntzel (Hg.): Acten (wie Anm. 61), S. 512–544, bes. S. 525; ferner Waddington: Louis XV (wie Anm. 14), S. 318.

⁶⁷ Vgl. im Einzelnen Schilling: Revolution (wie Anm. 21), S. 188–190; Ulbert: Wirkungsgeschichte (wie Anm. 14), S. 164–168.

⁶⁸ Dies unterschlägt Küntzel: Fürst (wie Anm. 1), der in den Verhandlungen einen Beweis für Kaunitz' „Überlegenheit und die Unvernunft Frankreichs“ erblickt (S. 45). Vgl. dagegen Sven Externbrink: Einleitung. In: ders. (Hg.): Krieg (wie Anm. 14), S. 9–23, hier: S. 18f., sowie die Einzelbelege in ders.: Friedrich (wie Anm. 20), S. 120–152.

⁶⁹ Vgl. zum Folgenden detailliert Schilling: Kaunitz (wie Anm. 1), S. 97–121.

⁷⁰ Bezeichnend seine Darstellung in einem auf Rechtfertigung seiner bisherigen Bündnispolitik abzielenden Memorandum vom Juli 1756; gedruckt bei Volz/Küntzel (Hg.): Acten (wie Anm. 61), S. 726–729, hier: S. 728: „La seule cour de Pétersbourg se trouvait par des raisons invariables d'intérêts liée à la cour de Vienne; mais pour la mettre en mouvement et en état d'agir, il fallait des

Dies wird nicht zuletzt daran deutlich, dass es Kaunitz im Vertrauen auf die chronische Finanznot und die eingeschränkte mächtropolitische Autonomie des Zarenreichs, auf die dezidiert antipreußische Haltung der Zarin und ihres Großkanzlers Bestuschew und auf die Wirksamkeit der vom österreichischen Botschafter Esterházy verteilten Bestechungsgelder erst im März 1756 für angezeigt hielt, den russischen Hof über die österreichisch-französischen Geheimverhandlungen zu unterrichten und einen gemeinsamen Angriff auf Preußen vorzuschlagen.⁷¹

In der Folge war der Staatskanzler darauf bedacht, direkte Kontakte zwischen Petersburg und Versailles zu unterbinden, um als Mittler zwischen beiden Höfen zu agieren und sie durch gesonderte Verträge in eine auf die österreichischen Interessen zugeschnittene Allianz einzubinden. Er war sich dessen bewusst, dass er die französische Regierung nur dann gewinnen konnte, wenn es ihm gelang, Russland nicht als um die Durchsetzung eigener territorialer Ansprüche kämpfende „puissance belligérante“, sondern lediglich als – von Frankreich mit Subsidien ausgestattete – Hilfsmacht zu beteiligen, denn er wusste um das Misstrauen, mit dem der französische Hof in Sorge um die französische „barrière de l'Est“ den mächtapolitischen Aufstieg Russlands betrachtete.⁷²

Die russische Führung begnügte sich indes nicht mit Subsidien und der Aussicht auf die Schwächung Preußens, sondern erhob ihrerseits Ansprüche auf das ehemalige Herzogtum Preußen, auf dem die preußische Königswürde ruhte.⁷³ Kaunitz versuchte diese Ansprüche gegenüber Frankreich zu verbergen, glaubte sie Russland gegenüber aber nicht rundheraus ablehnen zu können und entschloss sich zu halbherziger Unterstützung.⁷⁴ Je länger der Krieg dauerte, desto mehr trat am Zarenhof das Ziel territorialer Expansion gegenüber dem Ziel der Zerschlagung der preußischen Macht in den Vordergrund, was wiederum Kaunitz zu einer zunehmend skeptischeren Einschätzung des Bündnispartners veranlasste, in dem er spätestens von 1760 an einen künftigen Rivalen in Ostmitteleuropa erblickte.

So geschickelt es Kaunitz also verstand, die sich mit dem britisch-französischen Kolonialkonflikt bietende „conjoncture favorable“ zu nutzen, um die beiden bis dahin verfeindeten kontinentalen Flügelmächte in eine große Koalition gegen Preußen einzubinden, so wenig gelang es ihm, diese beiden Mächte auf ein gemeinsames Kriegsziel festzulegen und sie an der Verfolgung ihrer jeweils eigenen, mit den Interessen der Verbündeten schwerlich zu vereinbarenden Absichten zu hindern. Waren die Gegensätze im österreichisch-französischen und zumal im russisch-französischen Verhältnis von Anfang an nur mithilfe diplomatischer

subsidies qu'il nous était impossible de trouver sur nos propres fonds.“; vgl. Mediger: Weg (wie Anm. 51), S. 491.

⁷¹ Reskript an Esterházy vom 13. 3. 1756; gedruckt bei Volz/Küntzel (Hg.): Acten (wie Anm. 61), S. 258–265.

⁷² Vgl. Michael G. Müller: Rußland und der Siebenjährige Krieg. Beitrag zu einer Kontroverse. In: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas NF 28 (1980), S. 198–219, hier: S. 202–206.

⁷³ Vgl. Kaplan: Russia (wie Anm. 50), S. 47–56; Bangert: Zusammenarbeit (wie Anm. 50), S. 17–36; Müller: Rußland (wie Anm. 72), S. 211–213.

⁷⁴ Zum Folgenden im Einzelnen Schilling: Kaunitz (wie Anm. 1), S. 241–252.

Winkelzüge und dissimulierender Formelkompromisse zu kaschieren, so lag der österreichisch-russischen Verbindung zunächst eine weitgehende Konvergenz der Absichten und Ziele zugrunde. Im Laufe der folgenden Jahre schwand der Bestand an Gemeinsamkeiten aber auch hier, wobei sich die besondere Rücksicht, die Kaunitz auf Frankreich zu nehmen hatte, als Belastungsfaktor erwies, der zunächst Russlands Beteiligung am Krieg um ein Jahr verzögerte und schließlich zum Sturz Bestuschews, des für den Erfolg seines Plans unverzichtbaren Initiatoren der antipreußischen Außenpolitik Russlands, beitrug. Die Reduktion der preußischen Macht wäre womöglich eher erreichbar gewesen, wenn Kaunitz sich im Frühjahr 1756 mit den Konzessionen des französischen Königs zufriedengegeben und auf dieser Grundlage gemeinsam mit dem russischen Verbündeten einen Krieg um die Rückgewinnung von Schlesien und Glatz eröffnet hätte – seine Chancen, politisch wie militärisch die Initiative zu behalten, wären jedenfalls größer gewesen.

Zusammenfassung

Archenholz' eingangs zitierte These ist bestechend, aber unzutreffend. Obwohl Zufälle, nicht planbare Entwicklungen und nicht intendierte Effekte in der Mächtepolitik der Jahre 1755 bis 1757 und beim Zustandekommen der großen antipreußischen Koalition eine erhebliche Rolle spielten, war das Renversement nicht das Ergebnis eines Zufalls, sondern das Werk weniger Akteure, allen voran Wenzel Antons von Kaunitz. Er hat im August 1755 die Überlegungen des französischen Ministeriums über die Abwendung eines Kriegs in Kontinentaleuropa als Chance erkannt, den von Maria Theresia seit 1744 gewünschten Revanchekrieg gegen Preußen mit französischer Unterstützung zu führen. Dass sich diese Chance bot, war von Entscheidungen und Entwicklungen abhängig, die Kaunitz nicht beeinflussen konnte. Insbesondere die Westminsterkonvention und Friedrichs Überfall auf Sachsen sorgten erst dafür, dass sich die französische Strategie im ursprünglich kolonialen Krieg mit England radikal wandelte. All dies spielte Kaunitz in die Hände, doch ohne seine genaue Kenntnis der Verhältnisse am französischen Hof und die geradezu besessene Beharrlichkeit, mit der er das Ziel des Revanchekriegs verfolgte, hätte er diese Entwicklungen wohl nicht mit jener Entschiedenheit zu nutzen vermocht, die sein Agieren in den Jahren 1755 bis 1757 kennzeichnete.

Sein 1749 vorgelegter Plan war auf die Konstellation im Vorfeld und in der Anfangsphase des Siebenjährigen Krieges nicht übertragbar. Er trägt dennoch viel zum Verständnis der bündnispolitischen Zielsicherheit des Staatskanzlers in diesen Jahren bei. Kaunitz entfaltete eine Methode der systematischen Analyse und Einordnung mächtepolitischer Informationen und Befunde, deren vormoderner, nicht zuletzt an der Gleichsetzung dynastischer und staatlicher Interessen ablesbarer Grundzug ungeachtet aller Anleihen bei frühaufklärerischen Rationalitätsstandards nicht ausgeblendet werden sollte. Mithilfe dieser Methode gelang es

Kaunitz in den Jahren 1755 bis 1757, die komplexe, sich rasch verändernde mächtropolitische Lage kontinuierlich auf ihr Potenzial im Hinblick auf einen Revanchekrieg gegen Preußen zu analysieren, in großer Schnelligkeit Szenarien zu entwickeln und die Revanche gegen Preußen zunächst gegenüber den alten Alliierten, dann gegenüber Frankreich als Dienst an der gesamten Mächteordnung zu interpretieren.

Dass er dabei gegenüber den in einem globalen Konflikt stehenden westeuropäischen Großmächten jene Form der Schaukelpolitik praktizierte, dem die mächtolitischen Aufsteiger Preußen und Sardinien ihren aus Wiener Sicht so bedrohlichen Aufstieg verdankten, hat Kaunitz an keiner Stelle thematisiert, wahrscheinlich verdrängt, denn er stellte den Großmachtstatus Österreichs zu keinem Zeitpunkt infrage. Sobald Frankreich sich unter dem Eindruck der Westminsterkonvention bündnispolitisch festgelegt hatte, sah er seine Hauptaufgabe denn auch darin, den Status Österreichs als die Ziele und Bedingungen der Kriegführung vorgebende Leitmacht der antipreußischen Koalition politisch auszubuchstabieren. Ob dies indes der (nicht zuletzt militärischen) Durchschlagkraft dieser Koalition zuträglich war, erscheint durchaus fraglich.

Abstract

Many historians regard the Austrian State Chancellor Wenzel Anton von Kaunitz as the “architect” of the Grand Coalition that fought in the Seven Years’ War against Prussia and England. This assessment is based not only on his role in the formation of this coalition, but also on the fact that he had presented a plan for a broad anti-Prussian alliance some years earlier, immediately after the War of the Austrian Succession. To be sure, Kaunitz made major contributions to the Diplomatic Revolution and to the emergence of the war. A teleological interpretation of his importance seems problematic, however, since it interprets the developments leading up to the Seven Years’ War as elements of a sophisticated plan. In contrast, this article examines the premises, the constants, and the changes of Kaunitz’s assessment of the power politics between the Peace of Aachen (1748) and the Second Treaty of Versailles (1757). It analyses the underlying knowledge and the structuring concepts and procedures that allowed Kaunitz to derive decision-making options from a rapidly changing nexus of powers. The chapter does not disregard the significance of contradictions, misjudgements, omissions, and ignorance in Kaunitz’s analysis: both the selectivity of his political judgement and the flexibility of his policy become clearer accordingly.

Stephen Conway

Großbritanniens globaler Siebenjähriger Krieg

In der Nationalbibliothek von Irland in Dublin wird ein kleines Notizbuch aufbewahrt, das einem jungen britischen Heeresoffizier namens Gilbert King gehörte und die Jahre von 1761 bis 1768 umfasst. Unter den vielen interessanten Einträgen findet sich ein Lied über britische Siege im Siebenjährigen Krieg. Es jubelt über die „großen Taten des Jahres ’59“, über Siege in Indien, Deutschland und Nordamerika sowie auf dem Meer vor der Atlantikküste des europäischen Festlands, und überschüttet die besiegten Franzosen mit Spott. Dabei beschwört es das denkwürdige Bild König Ludwigs XV. und seiner Mätresse, der Madame Pompadour, herauf, die ihren Kummer in Strömen von „Burgunderwein“ ertränken.¹ Das Lied gibt mit seinem chauvinistischen Überschwang die Triumphstimmung des Jahres 1759 wieder, des *annus mirabilis* oder des „Jahrs der Siege“. Außerdem erinnert es daran, wie eng die Triumphe an Land und auf See miteinander verknüpft waren. In Kings Notizbuch bringt ein Lied sie zusammen, in diesem Aufsatz soll ihr Zusammenhang auf systematischere Weise erkundet werden.

Im Folgenden wird die britische Strategie untersucht. Das ist in einer Zeit, die sich mehr für Kultur- als für Politikgeschichte interessiert, kein sehr populäres Thema, aber ein wichtiges Gebiet, wenn man die Gründe für die Entscheidungen darüber, wo und wie Krieg geführt wurde, erkennen will. „Strategie“ ist kein zeitgenössischer Begriff, aber obwohl das Wort im 18. Jahrhundert nicht verwendet wurde, zeigen amtliche Akten, private Mitteilungen sowie öffentliche Debattenbeiträge von Ministern, dass man sich durchaus mit dem befasste, was heute strategisches Denken genannt wird. Ich konzentriere mich in diesem Aufsatz zudem auf das Empire, wenn auch ausschließlich aus der Perspektive der Regierung in London. Das Empire als Arena des individuellen oder familiären Aufstiegs oder als Feld der Ausbeutung und des Leidens von indigenen Völkern wird nicht betrachtet. Hier steht das Empire, wie es von Whitehall und Westminster aus gesehen wurde, das Empire als nationale Ressource, im Mittelpunkt. Auch Europa kommt in den Blick, allerdings hauptsächlich die Gebiete in unmittelbarer Nähe der Britischen Inseln. Damit ist natürlich vor allem das nahegelegene, mächtige Frankreich gemeint – das an der engsten Stelle des Ärmelkanals nur 34 Kilometer entfernt in Sichtweite lag und

¹ National Library of Ireland, Dublin, MS 3240, Notebook of Ensign Gilbert King, 1761–1768. Der Beitrag wurde von Klaus-Dieter Schmidt, dem ein ganz herzlicher Dank gebührt, aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt. Von ihm stammen auch – sofern nicht anders angegeben – die Übersetzungen der Zitate.

liegt –, aber auch die Low Countries, wie die Briten sie nannten, also das Gebiet der heutigen Staaten Belgien und Niederlande, gehören dazu, ebenso wie Nordwestdeutschland, wo ein von Großbritannien finanziertes Heer ab 1757 gegen Frankreich kämpfte, ab 1758 einschließlich eines britischen Truppenkontingents.

Neben der Tatsache, dass die verschiedenen Schauplätze in Europa und der Welt in der britischen Strategie vom Kriegsausbruch an verbunden waren, möchte ich zeigen, dass koloniale Eroberungen – trotz der Siege in Nordamerika, der Karibik, Westafrika und Asien – kein vorrangiges britisches Kriegsziel waren; sie sollten eher als Mittel gesehen werden, französische Ambitionen sowohl in Europa als auch weltweit im Zaum zu halten. Deshalb maßten britische Minister dem Schutz der kolonialen und imperialen Interessen Großbritanniens sicherlich eine gewisse Bedeutung bei, aber die Heimatverteidigung und die Aufrechterhaltung des Machtgleichgewichts in Europa waren britischen Politikern wesentlich wichtiger, als manche ihrer Äußerungen vermuten lassen. Dass Großbritannien Geld und dann auch Truppen in Westdeutschland einsetzte, wird häufig mit imperialen Zielen in Verbindung gebracht, aber anstatt Europa als zweitrangigen, untergeordneten Gegenstand der britischen Strategie zu betrachten, sollte man erkennen, dass es in vieler Hinsicht an erster Stelle stand. Der weltweite Krieg wurde weit mehr, als die meisten Historiker meinen, um europäischer Ziele willen geführt.

Dass der Siebenjährige Krieg ein globaler Konflikt war, ist allgemein bekannt. Winston Churchill sprach vom „ersten Weltkrieg“, und eine beeindruckende neuere Studie trägt das Attribut „global“ im Titel.² Dass der Siebenjährige Krieg in Europa, Amerika, Afrika und Asien geführt wurde, lag an der Beteiligung Großbritanniens. Durch dessen Rivalität mit den anderen imperialen Mächten Europas, insbesondere Frankreich, in geringerem Ausmaß aber auch Spanien, wurde der Krieg zu einem wahrhaft weltumspannenden Konflikt, der sich vom Sankt-Lorenz-Tal bis zu den Philippinen und vom norddeutschen Tiefland bis an den Senegal in Westafrika erstreckte.

Großbritanniens globaler Siebenjähriger Krieg begann nicht 1756, sondern mindestens zwei Jahre früher im Tal des Ohios in Nordamerika. Man könnte sogar sagen, dass er noch früher in Südasien begann, wo die Ostindienkompanien Großbritanniens und Frankreichs um die Vorherrschaft kämpften. Der britische Siebenjährige Krieg kann wie der österreichische und der preußische als Folge des vorherigen Österreichischen Erbfolgekriegs (1740–1748) betrachtet werden, der mit einem französischen Triumph in Westeuropa endete – ein Heer unter dem Marschall von Sachsen hatte einen großen Teil der Niederlande erobert –, während Großbritannien zum Ausgleich einige Siege auf See und außerhalb Europas, insbesondere in Nordamerika, errungen hatte. Im Frieden von Aachen, durch den

² Siehe Winston Churchill: *Geschichte*. 4 Bde. Bern 1967, Bd. 3: *Das Zeitalter der Revolutionen*, S. 153–166. Vgl. auch Tom Pococks populäres Buch: *Battle for Empire. The Very First World War, 1756–63*. London 1998. Für die Benutzung des Attributes „global“ vgl. Daniel A. Baugh: *The Global Seven Years War, 1754–1763. Britain and France in a Great Power Contest*. London/New York 2011.

der Krieg beendet wurde, tauschte Großbritannien seine überseeischen Eroberungen gegen den Rückzug Frankreichs aus den strategisch bedeutsamen Niederlanden ein, von denen ein Angriff auf die lange britische Nordseeküste ausgehen konnte. Nach dem Krieg fürchteten britische Politiker und die breitere Öffentlichkeit, denen die Macht Frankreichs weiterhin Respekt abnötigte, dass zu der französischen Vormachtstellung auf dem Kontinent bald auch eine entsprechende Dominanz auf See und in zwischen beiden Ländern umkämpften Gebieten in Amerika und Asien hinzukommen könnte.³ Britische Zeitungen und Zeitschriften hoben den wachsenden Einfluss Frankreichs in Indien und das französische Vordringen in Neuschottland und im Ohio-Tal in Nordamerika hervor.⁴

Frankreich reagierte seinerseits auf eine vermeintliche Schwächung seiner Position, insbesondere in Amerika. Die französische Macht in Kanada beruhte auf engen Beziehungen zur indigenen Bevölkerung, auf deren Unterstützung sie in Kriegszeiten zählen konnte. Angesichts der beträchtlichen demografischen Überlegenheit der britischen Kolonien im Süden stellten die amerikanischen Indianer eine wesentliche Verstärkung der Frankokanadier dar.⁵ Um die guten Beziehungen zu den Indigenen aufrechtzuerhalten, musste der Pelzhandel mit der regelmäßigen Einfuhr von Gütern aus Europa unterstützt werden. Im letzten Jahr des Österreichischen Erbfolgekrieges hatte die britische Marine erfolgreich den Sankt-Lorenz-Golf blockiert, sodass Kanada von der Versorgung mit europäischen Waren abgeschnitten war.⁶ Da die Franzosen die verlangten Dinge nicht mehr liefern konnten, wandten sich viele Stämme den britischen Kolonialhändlern im Süden zu, die eine Vielzahl britischer Fertigwaren anboten. Der französische Vorstoß ins Ohio-Tal im Jahr 1746 und der Aufbau von Forts in diesem Gebiet dienten dem Ziel, den Einfluss auf die native Americans zurückzugewinnen.⁷

Nach einer langen Phase zunehmender Spannungen führte der französische Einmarsch in dieses umkämpfte Gebiet 1754 schließlich zum Zusammenstoß zwischen britischen Kolonialtruppen aus Virginia und französischen Kolonialtruppen aus Kanada. Der Herzog von Newcastle, der gerade erst seinem verstorbenen Bruder Henry Pelham als Premierminister in London nachgefolgt war, wollte ver-

³ Siehe Bob Harris: *Patriotic Commerce and National Revival: The Free British Fishery Society and British Politics, c. 1749–58*. In: EHR 114 (1999), S. 285–313; Robert Harris: *Politics and the Nation. Britain in the Mid-Eighteenth Century*. Oxford 2002.

⁴ Siehe beispielsweise: *Oxford Gazette and Reading Mercury*, 27.10.1755. Vgl. auch zur Berichtslektüre: Sir James Balfour Paul (Hg.): *The Diary of George Ridpath of Stichel, 1755–1761*. Edinburgh 1922, S. 16f.

⁵ Neueren Forschungen zufolge umfasste die frankokanadische Bevölkerung, als die Kolonie an die Briten fiel, rund 67 000 Menschen (vgl. John A. Dickinson: *A Short History of Quebec. A Socio-Economic Perspective*. Toronto 1988, S. 73), während die Siedlerbevölkerung der britischen Kolonien in Nordamerika etwa zur gleichen Zeit auf 1,3 Millionen Menschen geschätzt wird. Robert V. Wells: *Population and Family in Early America*. In: Jack P. Greene/J. R. Pole (Hg.): *A Companion to the American Revolution*. Oxford 2004, S. 41 (Table 1).

⁶ Siehe Jeremy Black: *Britain as a Military Power, 1688–1815*. London 1999, S. 130.

⁷ Fred Anderson: *Crucible of War: The Seven Years' War and the Fate of Empire in North America, 1754–1766*. New York 2000, Kap. 2.

hindern, dass der Kolonialkonflikt zu einem umfassenden Krieg mit Frankreich eskalierte.⁸ Anfangs hoffte die britische Regierung, dass die Kolonien selbst in der Lage wären, mit dem französischen Vordringen fertigzuwerden. Aber Versuche, eine politische und militärische Zusammenarbeit der Kolonien zustande zu bringen, schlugen fehl; der Unionsplan, auf den sich mehrere Kolonien auf einem Kongress in Albany in New York einigten, scheiterte am provinziellen Partikularismus und Eigenständigkeitsgefühl der Kolonien, deren repräsentative Versammlungen ihn ablehnten, weil sie jedes neue Arrangement fürchteten, das ihre autonome legislative Autorität gefährden konnte.⁹ Da die Einheit Amerikas offenbar nicht zu erreichen war, schien der Einsatz britischer Truppen die einzig mögliche Antwort auf die französische Herausforderung zu sein. Doch diese regulären Truppen, die durch vor Ort ausgehobene Soldaten verstärkt wurden, erlitten im Juli 1755 bei dem französischen Fort Duquesne – dort, wo heute Pittsburgh liegt – eine verheerende Niederlage. Von französischen Truppen und native Americans in einem Hinterhalt gefangen, hielten die britischen Einheiten zwar noch einige Zeit stand, ergriffen schließlich aber die Flucht. Zu den vielen Gefallenen gehörte auch ihr Befehlshaber, General Edward Braddock. In den Siedlungen im Hinterland der britischen Kolonien, deren Einwohner fürchteten, nun selbst angegriffen zu werden, breitete sich Panik aus.¹⁰

Newcastle war immer noch bestrebt, einen allgemeinen Krieg zu vermeiden, aber die Ereignisse hatten sich seiner Kontrolle entzogen. Die Franzosen steckten in Nordamerika keineswegs zurück, wie er gehofft hatte, sondern übten ihrerseits Druck aus. 1755 und Anfang 1756 zogen sie in Nordfrankreich Truppen zusammen, um Großbritannien oder Irland durch die Androhung einer Invasion dazu zu bewegen, in Amerika eine weniger kriegerische Haltung einzunehmen. Newcastle, der fand, dass das Heimatterritorium für eine feindliche Landung gefährlich offenstand, oder einfach von einem solchen Angriff abschrecken wollte, heuerte Soldaten aus Hannover und Hessen-Kassel an, die Südeuropa einen gewissen Schutz vor einer Invasion bieten sollten. Daraufhin verlagerten die Franzosen den Druck in den Mittelmeerraum und mobilisierten die Flotte in Toulon. Unsicher über die französischen Absichten beorderte Newcastle zehn Linienschiffe unter Admiral John Byng nach Gibraltar. Das französische Angriffsziel war der britische Vorposten Menorca, den die Regierung in London und die britische Öffentlichkeit als wichtigen Marineankerplatz, Rückhalt von Gibraltar und unverzichtbare Stütze des britischen Handels in Südeuropa betrachteten. Im April 1756 landeten französische Truppen auf der Insel und begannen die Briten in der Festung St. Philip (Castillo de San Felipe) zu belagern.

⁸ Zu Newcastles Überlegungen siehe T. R. Clayton: *The Duke of Newcastle, the Earl of Halifax, and the American Origins of the Seven Years War*. In: *Historical Journal* 24 (1981), S. 571–603.

⁹ Zu dem Kongress und seinen weiterreichenden Folgen siehe Timothy Shannon: *Indians and Colonists at the Crossroads of Empire. The Albany Congress of 1754*. Ithica, NY 2000.

¹⁰ Zu einer neueren Darstellung mit einer ausführlichen Diskussion der Folgen siehe Richard Hall: *Atlantic Politics, Military Strategy, and the French and Indian War*. Basingstoke 2016.

Am 17. Mai gab Newcastle es schließlich auf, so zu tun, als herrsche in Europa immer noch Frieden, und erklärte Frankreich förmlich den Krieg. Drei Tage später stellte Byng die französische Flotte in Toulon ergebnislos zum Kampf. Als er sich nach Gibraltar zurückzog, ließ er die belagerte Festung St. Philip ohne große Hoffnung auf Entsatz zurück. Ende Juni ergaben sich die britischen Truppen auf Menorca nach, wie es allgemein hieß, heroischem Widerstand. Byngs besonnenes – oder, wie es seine Zeitgenossen sahen, übervorsichtiges oder sogar verzagtes – Verhalten trat deutlich zutage. Noch schlimmer erschien die britische Lage, als Newcastle im Mai erfuhr, dass Paris einen Vertrag mit Österreich geschlossen hatte, dem alten Verbündeten Großbritanniens und bisherigen Erzfeind Frankreichs. Der Premierminister hatte seit dem Ende des Österreichischen Erbfolgekriegs viel Kraft und Geld darauf verwendet, ein brüchiges Bündnis zu erhalten, und jetzt waren seine Hoffnungen geplatzt.¹¹ Im August unternahm Friedrich der Große, von einem früher im Jahr unterzeichneten Abkommen mit der britischen Regierung bestärkt und in zunehmender Sorge über die österreichischen Absichten, seinerseits einen Präventivschlag, indem er den österreichischen Verbündeten Sachsen angriff. Einige Wochen später trafen österreichische und preußische Truppen bei Lobositz in Nordböhmen aufeinander. Der britisch-französische Konflikt war zum Teil eines umfassenderen europäischen Krieges geworden, in dessen Mittelpunkt der neu entflammte Konflikt zwischen Österreich und Preußen stand.

Der Krieg hatte für die britische Regierung auf katastrophale Weise begonnen, und Newcastle geriet bald unter erheblichen Druck. Zu Braddocks Niederlage kam im Sommer 1756 die Einnahme von Fort Oswego am Ontariosee durch französische Truppen hinzu. Die größten Probleme löste jedoch der Verlust von Menorca aus. Die britische Öffentlichkeit war entsetzt. Byng, dem die Presse Feigheit vorwarf, wurde rasch zum Sündenbock. Die aufgepeitschte nationale Stimmung von 1756/1757 war also weitgehend eine Folge der Unzufriedenheit mit dem Kriegsverlauf, insbesondere damit, dass Byng und die Marine die nationalen Erwartungen nicht hatten erfüllen können. Aber sie wurde durch andere Entwicklungen verstärkt: durch eine Lebensmittelknappheit – deren Grund manche ungerechtfertigterweise im Krieg sahen, insbesondere im illegalen Handel mit Frankreich – und durch den durch die Schaffung einer neuen Landwehr entstandenen Unwillen, die den Armen eine schwere Last aufzubürden schien, während diejenigen, die es sich leisten konnten sich freizukaufen, kaum Nachteile hinnehmen mussten. Obwohl Newcastle nicht befürchten musste, seine Parlamentsmehrheit zu verlieren, war er über die öffentliche Unruhe und parlamentarischen Attacken besorgt. Von wichtigen Kabinettskollegen allein gelassen, trat er im November 1756 zurück und überließ es seinen Nachfolgern, dem Herzog von Devonshire als

¹¹ Zu Newcastles Anhänglichkeit an das „alte System“, wie er es nannte, in dem Großbritannien mit Österreich und den Vereinigten Niederlanden zu einem antifranzösischen Bündnis vereint waren, siehe Hamish M. Scott: *British Foreign Policy in the Age of the American Revolution*. Oxford 1990, S. 43–46.

Schatzkanzler und William Pitt d. Ä. als Außenminister, die Krisen im Innern und in Übersee zu bewältigen.¹²

Trotz seiner früheren Kritik am Engagement auf dem Kontinent war sich Pitt der Notwendigkeit bewusst, Preußen im Krieg zu halten, nicht zuletzt deshalb, weil sich nach dessen Ausscheiden das volle Gewicht der französischen Macht gegen Großbritannien richten würde. Deshalb reagierte er auf ein Hilfersuchen Friedrichs des Großen damit, dass er einen Angriff auf den französischen Atlantikhafen Rochefort anordnete. Damit sollte sicherlich Druck von einem britischen Verbündeten genommen werden – was vorübergehend tatsächlich erreicht wurde –, aber Pitts eigentlicher Grund für die Aktion dürfte der Wunsch nach öffentlicher Zustimmung gewesen sein. Sein Verlangen nach Popularität kannte keine Grenzen, wie manche seiner patrizischen Kritiker mit Vorliebe monierten. Er scheint überzeugt gewesen zu sein, dass ein Marineangriff populär war und seine eigene Glaubwürdigkeit als „Hochsee“-Strategie stärken würde.¹³ Es ist fast sicher, dass diese Überlegung es war, die ihn bewog, ihn zu unternehmen, obwohl es schon viel zu spät im Jahr war und die Vorbereitungen offensichtlich völlig ungenügend waren. Tatsächlich wurde der Angriff zu einer Katastrophe, was die Anhänger solcher Unternehmungen als Alternativen zur Entsendung von Truppen nach Deutschland jedoch nicht dazu brachte, ihre Meinung zu ändern. In Deutschland selbst wurde die hannoversche Armee unter dem Befehl des Herzogs von Cumberland, des Sohns Georgs II., in der Schlacht von Hastenbeck bei Hameln von den Franzosen besiegt und zur Kapitulation gezwungen, wonach französische Truppen fast das gesamte Kurfürstentum besetzten.

In Nordamerika verlief der Krieg für Großbritannien immer schlechter. Trotz beträchtlicher Verstärkungen aus Großbritannien und Irland gelang es dem britischen Befehlshaber, Lord Loudon, nicht, die Initiative zu ergreifen. Sein französischer Gegner, der Marquis de Montcalm, handelte wesentlich kühner und nahm das Fort William Henry am Lake George in New York ein.¹⁴ Erneut schienen die britischen Kolonien offen dazuliegen, und dennoch erwies es sich als ungeheuer schwierig, sie zur Kooperation zu bewegen. Zahlenmäßig konnten die Franzosen in Kanada, selbst wenn man ihre indigenen Verbündeten mitrechnete, kein Gegengewicht zu den gemeinsam handelnden amerikanischen Kolonien darstellen, zumal Letztere von einer großen Zahl regulärer britischer Soldaten unterstützt wurden. Aber es fehlte die Einigkeit der Kolonien und auch in vielen britischen Provinzen die Bereitschaft, örtliche Rekruten für den gemeinsamen Kampf auszuheben. Loudon war sowohl über den vermeintlichen Unwillen der Amerikaner, Opfer zu bringen, als auch über ihren Widerstand gegen seine Autorität ent-

¹² Zum Ausmaß der Krise siehe Nicholas Rogers: *Crowds, Culture, and Politics in Georgian Britain*. Oxford 1998, Kap. 2. Vgl. auch Stephen Conway: *War, State, and Society in Mid-Eighteenth-Century Britain and Ireland*. Oxford 2006, S. 129–132.

¹³ Nicholas A. M. Rodger: *The Command of the Ocean. A Naval History of Britain, 1649–1815*. London 2004, S. 268.

¹⁴ Siehe Ian K. Steele: *Betrayals: Fort William Henry and the ‚Massacre‘*. Oxford 1990.

täuscht. Er schrieb immer verbittertere Briefe über die Unmöglichkeit, mit den Kolonisten zusammenzuarbeiten, nach Hause.¹⁵ Die einzigen guten militärischen Neuigkeiten für die Briten kamen aus Indien, wo Robert Clive, ein Kommandeur der Ostindienkompanie, im Juni 1757 bei Plassey das Heer des profranzösischen Nawab von Bengalen besiegte.

Der Wendepunkt des britisch-französischen Ringens kam 1758, als die Briten schließlich in Nordamerika Erfolge erzielten und wichtige französische Sklavenhandelsstützpunkte in Westafrika eroberten. Das Krisengefühl in England, das 1756 stark angestiegen war und 1757 lange nachgewirkt hatte, machte einer optimistischen Stimmung Platz, die zum einen der besseren militärischen Lage und zum anderen der 1757 wesentlich besser ausgefallenen Ernte, welche die wirtschaftlichen Aussichten grundlegend veränderte, zu verdanken war. Sogar der greise Georg II., den viele wegen seiner offensichtlichen Vorliebe für Hannover geschmäht hatten, wurde jetzt mit freundlichen Kommentaren bedacht, da insbesondere die Siege in Nordamerika ein glückliches Ende seiner langen Regentschaft zu versprechen schienen.¹⁶

Die Voraussetzungen für diese Siege, wenigstens diejenigen in Nordamerika, dürften im Jahr 1757 geschaffen worden sein. Im Juli des Jahres war eine neue Regierung gebildet worden, der sowohl Newcastle als auch Pitt angehörten. Die Beziehung zwischen beiden war nicht einfach, waren sie doch seit vielen Jahren in Feindschaft verbunden, aber ihre Zusammenarbeit führte zur Kooperation eines populären Kriegsführers mit einem erfahrenen Finanzier, der in der Lage war, das Geld für Pitts hochfliegende Pläne zu beschaffen. Die Regierung Pitt-Newcastle, die bis 1761 hielt, gilt weithin als politisches Fundament, auf dem die ab 1758 erungenen militärischen Siege aufbauten.¹⁷ Pitts Ruf als Gegner der abwertend „Hannoveraner Maßnahmen“ genannten Politik ermöglichte ein beispielloses Maß an politischem Zusammenhalt, da sowohl Verächter als auch Befürworter eines kontinentalen Engagements jetzt im selben Ministerium vereint waren. Die neue Regierung sicherte sich sogar die Unterstützung der marginalisierten Tory-Partei, deren wenige Abgeordnete im April 1758 zur Überraschung mancher Zeitgenossen Subsidien für Friedrich den Großen zustimmten, obwohl es ihrer traditionellen Ablehnung der Einmischung in europäische Angelegenheiten völlig zuwiderlief. „Wie freundlich und lenkbar die Tories in diesen außergewöhnlichen Zeiten doch sind“, bemerkte Lord Milton, ein schottischer Richter.¹⁸

¹⁵ Stanley Pargellis (Hg.): *Military Affairs in North America, 1748–1765: Selected Documents from the Cumberland Papers in Windsor Castle*. Hamden, CT 1969, bes. S. 272f.

¹⁶ Zu lobenden Äußerungen über Georg II. siehe beispielsweise: *A Family History begun by James Fretwell*. In: *Yorkshire Diaries and Autobiographies in the Seventeenth and Eighteenth Centuries*. Durham 1875, S. 241. Zum Vorwurf der Vorliebe für Hannover siehe J. C. D. Clark (Hg.): *The Memoirs and Speeches of James, 2nd Earl Waldegrave, 1742–1763*. Cambridge 1988, S. 175.

¹⁷ Richard Middleton: *The Bells of Victory: The Pitt-Newcastle Ministry and the Conduct of the Seven Years War*. Cambridge 1985.

¹⁸ National Library of Scotland, Edinburgh, Fletcher of Saltoun Papers, MS 16520, fol. 32.

Ende 1757 traf Pitt die folgenreiche Entscheidung, Loudon als Oberbefehlshaber in Nordamerika abzulösen und die Amerikaner zu besänftigen, statt sie zur Zusammenarbeit zu drängen. Der Ausgleich mit den Kolonien kann als Voraussetzung für die erfolgreiche Beendigung des Krieges in Nordamerika betrachtet werden.¹⁹ Zugeständnisse in Bezug auf die Stellung kolonialer Provinzialbeamter und die Zusage, dass das Parlament in Westminster einen großen Teil der in den Kolonien entstehenden Mobilisierungskosten übernehmen würde, hatten einen erstaunlichen Anstieg der Rekrutenzahl der lokal aufgestellten Provinzialregimenter zur Folge. Für den Feldzug von 1758 standen rund 23 000 amerikanische Kolonialsoldaten zur Verfügung.²⁰

Dieser Feldzug verlief für die Briten sehr erfolgreich. Gewiss kam der Vormarsch durch den Lake-Champlain-Korridor – die Route nach Montreal und ins Herz des französischen Kanada – bei Ticonderoga, südlich des Sees, zum Stehen, wo Montcalm Verteidigungsstellungen vorbereitet hatte. Aber anderswo auf dem nordamerikanischen Kriegsschauplatz feierten Briten und Amerikaner einen Sieg nach dem anderen. Louisbourg, die große französische Festung auf der Kap-Breton-Insel, wurde erobert, was den Briten den Zugang zum Sankt-Lorenz-Strom öffnete. Während dieser Sieg fast ausschließlich das Werk der britischen Armee und Marine war, nahm eine große amerikanische Provinzialarmee Fort Frontenac ein, einen bedeutenden französischen Verbindungsposten zwischen dem Sankt-Lorenz-Tal und dem inländischen Pelzhandel. Eine andere amerikanische Abteilung erstürmte Fort Duquesne im Ohio-Tal, Braddocks Angriffsziel drei Jahre zuvor. Die Schlinge zog sich um das französische Kanada zusammen.

Der britische Erfolg in Nordamerika war nicht ausschließlich eine Folge von Pitts Besänftigung der Kolonisten und ihrer Mobilisierung für den Krieg. Er verdankte sich auch Pitts Entscheidung von 1758, seine bisherige Ablehnung des Einsatzes britischer Truppen auf dem europäischen Festland aufzugeben. Eine Gruppe von Historikern ist überzeugt, dass Pitt sich angestrengt bemühte, eine skeptische britische Öffentlichkeit von seinem Kurswechsel zu überzeugen.²¹ Tatsächlich hoben seine Unterstützer bei der Presse hervor, dass er mit seiner Kehrtwende die britischen Feldzüge außerhalb Europas unterstützen wolle. Außerdem begannen sie Friedrich den Großen als „protestantischen Helden“ zu preisen, der die ehrfurchtgebietende katholische Allianz von Frankreich und Österreich tapfer auf Abstand halte.²² In Wirklichkeit war Friedrich, wie schon Zeitgenossen an-

¹⁹ Siehe Peter James Marshall: *The Thirteen Colonies in the Seven Years War. The View from London*. In: Julie Flavell/Stephen Conway (Hg.): *Britain and America Go to War. The Impact of War and Warfare in Anglo-America, 1754–1815*. Tallahassee, FL 2004, S. 69–92, bes. S. 80f.; Peter James Marshall: *The Making and Unmaking of Empires: Britain, India, and America, c. 1750–1783*. Oxford 2005, S. 95–97.

²⁰ Siehe *The National Archives of the United Kingdom*, Kew, Chatham Papers, PRO 30/8/96, Pt. I, fol. 11f. zur Größe der Kolonialtruppen 1758, 1759 und 1760.

²¹ Siehe M. John Cardwell: *Arts and Arms: Literature, Politics, and Patriotism during the Seven Years War*. Manchester 2004, Kap. 9.

²² Siehe beispielsweise *Monitor, or British Freeholder*, 10. 3. 1759, 12. 5. 1759.

merkten, als aufgeklärter Skeptiker für die Rolle des protestantischen Vorkämpfers denkbar ungeeignet. Aber dieses Image diente offensichtlich dazu, eine Öffentlichkeit zu gewinnen, die immer noch auf die Idee einer internationalen „protestantischen Sache“, die sich mit einem bedrohlich expansiven Katholizismus in einem Kampf auf Leben und Tod befand, ansprach.²³ Angesichts von Pitts Bemühen um die Anerkennung der Öffentlichkeit erscheint es aber ebenso wahrscheinlich, dass er die öffentliche Stimmung nicht zu beeinflussen versuchte, sondern auf sie reagierte.²⁴ Friedrich der Große war in Großbritannien, insbesondere nach seinen Siegen bei Roßbach und Leuthen im Dezember 1757, ungemein beliebt, und Pitt mag darauf spekuliert haben, dass die Öffentlichkeit nichts dagegen einzuwenden hätte, Truppen nach Deutschland zu entsenden, um dem preußischen König zu helfen. Eine andere Überlegung mag sich auf Ferdinand von Braunschweigs Sieg bei Krefeld im Juni 1758 bezogen haben, der mit einem vom britischen Steuerzahler finanzierten Heer errungen worden war, das in Westfalen operierte und wie Cumberlands hannoversche Armee im Jahr zuvor Friedrichs Westflanke sicherte. Die Begeisterung der britischen Öffentlichkeit über Ferdinands Sieg legte den Schluss nahe, dass sie es billigen würde, wenn britische Soldaten in dessen Heer kämpften und einen Teil des Ruhms für Britannien erwarben.²⁵

Ob als Resultat von Pitts Führung oder als Reaktion auf die öffentliche Stimmung, jedenfalls wurde im August 1758 eine britische Expeditionstruppe nach Deutschland entsandt, die anfangs nur aus 8 000 Mann bestand, in der Folgezeit aber erheblich verstärkt wurde. Es war dieses britische Kontingent in Ferdinands Heer, das sich im August 1759 in der Schlacht von Minden herausragend schlug und einen der großen Triumphe des *annus mirabilis* mit errang, der in der Heimat ebenso viel Begeisterung auslöste wie die anderen Siege dieses Jahres – in Indien,

²³ Zu späterer Skepsis über die „protestantische Sache“ als Grund der Intervention in Deutschland siehe [Anon.:] *A Letter to the People of England, on the Necessity of Putting an Immediate End to the War; and the Means of Obtaining an Advantageous Peace*. London 1760, S. 28f.; [Israel Mauduit:] *Considerations on the Present German War*. London 1760, S. 17. Zu Belegen für die Resonanz der Idee einer internationalen protestantischen Sache an der Basis siehe beispielsweise den Bericht über die Trinksprüche im Edinburgher Revolution Club in: *Edinburgh Chronicle*; or, *Universal Intelligencer*, 14–17. 11. 1759. Vgl. auch National Library of Ireland, Dublin, Bruce Papers, MS 20903, Sermons of the Rev. Samuel Bruce, 11. 2. 1757, 17. 1. 1758, 13. 1. 1761. Die Begeisterung für Friedrich den Großen als protestantischen Helden erfasste nicht nur britische und irische Protestanten; zu Berichten über die Ansichten holländischer Protestanten siehe Vincenzo Merolle (Hg.): *The Correspondence of Adam Ferguson*. 2 Bde. London 1995, hier: Bd. 1, S. 15 (Ferguson to Lord Milton, Groningen, 4. 10. 1756).

²⁴ Siehe Middleton: *Bells of Victory* (wie Anm. 17), S. 73.

²⁵ Zur Popularität Friedrichs des Großen siehe beispielsweise Bedfordshire and Luton Archives Service, Bedford, Lucas of Wrest Park Papers, L30/9/56/35; Donald Gibson (Hg.): *A Parson in the Vale of White Horse: George Woodward's Letters from East Hendred, 1753–1761*. Gloucester 1982, S. 195; Brian Fitzgerald (Hg.): *Correspondence of Emily, Duchess of Leinster*. 3 Bde. Dublin 1949–1957, hier: Bd. 1, S. 182. Zur Begeisterung über Krefeld siehe beispielsweise: *Records of the Borough of Nottingham*. 9 Bde. Nottingham 1882–1956, hier: Bd. 6, S. 273, Kämmererbuch, Zahlung, 29. 6. 1758, an Glöckner für Glockengeläut „zu Prinz Ferdinands Sieg über die Franzosen“.

wo die Franzosen bei Masulipatam besiegt wurden, in der Karibik, wo Guadeloupe erobert wurde, und auf dem berühmtesten Schauplatz, Nordamerika, wo Fort Niagara und dann Quebec eingenommen werden konnten.²⁶ Im folgenden Jahr fiel Montreal, und mit der anschließenden Kapitulation Neufrankreichs ging der Krieg in Nordamerika praktisch zu Ende.

1762 rechtfertigte Pitt, mittlerweile nicht mehr im Amt, den Einsatz britischer Truppen auf dem Kontinent im Widerspruch zu seiner früheren Ablehnung solcher Unternehmungen mit dem Argument, Amerika sei in Deutschland gewonnen worden.²⁷ Mit dieser Behauptung, die seine Unterstützer bei der Presse schon einige Jahre zuvor aufgestellt hatten, wollte er andeuten, dass seine Regierung mit der Bereitstellung britischen Geldes und ab 1758 britischer Soldaten für den deutschen Krieg keine kontinentalen Ziele, sondern eine koloniale und maritime „Übersee“-Strategie verfolgt habe. Durch die militärische Intervention in Deutschland, so der Gedankengang, seien französische Truppen in Europa gebunden worden, sodass die Eroberung Kanadas sowie der französischen Karibikinseln und sogar der französischen Stützpunkte in Indien wesentlich einfacher gewesen sei. Dies war zweifellos nicht ganz von der Hand zu weisen, aber man sollte auch bedenken, dass Pitt seine Gründe hatte, derart zu argumentieren. Es war für ihn nicht notwendig, die Unterstützung derjenigen zu gewinnen, die „kontinentale Verwicklungen“ instinktiv ablehnten und sich kaum mit ihnen abfinden würden, wenn man ihnen nicht glaubwürdig versichern konnte, dass sie letztlich zu „Übersee-Zwecken“ eingegangen wurden. In Wirklichkeit waren die Beziehungen zwischen den verschiedenen Kriegsschauplätzen wesentlich komplexer, als Pitt und seine Anhänger öffentlich eingestanden.

Man kann vielleicht ein wenig von der Komplexität der Kriegsschauplätze und der Art ihrer Wechselbeziehungen erkennen, wenn man nicht mit dem Landkrieg, sondern mit den maritimen Siegen von 1759 beginnt. Im August brachte Admiral Boscawen der französischen Flotte von Toulon in der Nähe der portugiesischen Hafenstadt Lagos eine vernichtende Niederlage bei, und im November erlitt die französische Atlantikflotte in der Bucht von Quiberon durch Admiral Hawkes Schiffe schwere Verluste. Diese großen Siege waren die Folge einer Politik der Konzentration der britischen Marine auf die europäischen Gewässer, die zuvor schon in fast jedem anderen Krieg im 18. Jahrhundert verfolgt und während des Österreichischen Erbfolgekriegs durch die Aufstellung der von Plymouth und Portsmouth aus operierenden Western Squadron institutionalisiert worden war.²⁸ Diese Konzentration versetzte die Royal Navy in die Lage, französische und spa-

²⁶ Zur Begeisterung über Minden siehe beispielsweise: *Edinburgh Chronicle*, 11–16. 8. 1759; London Metropolitan Archives, Eliot and Howard Family Papers, Acc. 1017/983, Philip Eliot to John Eliot III, 9. 8. 1759.

²⁷ William Cobbett/John Wright (Hg.): *Parliamentary History of England*. 36 Bde. London 1806–1820, hier: Bd. 15, col. 1267 (9. 12. 1762).

²⁸ Siehe Michael Duffy: *The Establishment of the Western Squadron as the Linchpin of British Naval Strategy*. In: ders. (Hg.): *Parameters of British Naval Power, 1650–1820*. Exeter 1992, S. 60–81.

nische Häfen zu blockieren, den hinausgehenden und hereinkommenden britischen Handel zu schützen und feindliche Handelsschiffe aufzubringen. Vor allem aber bedeutete die Stationierung großer Marinekräfte in der Nähe der Heimat, dass die Gefahr einer Invasion minimiert wurde. Deshalb waren Lagos und Quiberon ebenso bedeutsam wie jeder an Land errungene Sieg im Siebenjährigen Krieg. Die Royal Navy erfüllte ihre Hauptaufgabe, die Britischen Inseln vor einer feindlichen Landung zu schützen. Frankreich hatte Truppen für eine Invasion zusammengezogen, und seine Mittelmeer- und Atlantikflotte versuchten sich zu vereinen, um ein Heer nach Großbritannien oder Irland überzusetzen. Verschärft wurde die Gefahr aus britischer Sicht durch die französische Absicht, den Stuart-Anwärter auf die Throne der drei Königreiche (England, Schottland und Irland) an die Macht zu bringen, deren Bekanntwerden, so fürchtete die Regierung, sowohl in Schottland als auch in Irland die jakobitische Sehnsucht wieder aufleben lassen könnte.²⁹ Lagos und Quiberon hatten diese Bedrohung der Hannoveraner Dynastie beseitigt, und zwar endgültig, wie sich herausstellen sollte.

Auf lange Sicht waren die maritimen Siege von 1759 für den Krieg außerhalb Europas kaum weniger wichtig. Da die Reste der französischen Marine in den Häfen festlagen, übte die britische Marine ab 1760 die unbestrittene Seeherrschaft aus. Spanien trat erst 1762 in den Krieg ein, zu spät, um seine Flotte wirkungsvoll mit der französischen vereinen zu können, die zu diesem Zeitpunkt bereits demoralisiert und stark unterfinanziert war: 1760 erhielt sie umgerechnet lediglich eine halbe Million Pfund, während das französische Heer rund 7 Millionen Pfund bekam; im selben Jahr standen der Royal Navy 4,5 und 1762 6 Millionen Pfund zur Verfügung.³⁰ Hätte sich Spanien von Anfang an oder auch erst ab 1758 an dem Konflikt beteiligt, wäre die vereinigte bourbonische Flotte sicherlich eine beachtliche Bedrohung für die Royal Navy und die Sicherheit des Heimatterritoriums gewesen. 1755 verfügten die französische und die spanische Flotte zusammen über einen Schiffsraum von 275 000 Tonnen, während die Royal Navy 277 000 Tonnen aufbieten konnte.³¹ Aber da die Royal Navy ab 1760 auf dem Meer kaum noch mit Störungen rechnen musste, war sie in der Lage, die außerhalb Europas operierenden französischen Truppen weitgehend von Nachschub und Verstärkung abzuschneiden und die britischen Truppen bei der Eroberung von französischen Besitzungen zu unterstützen. Das französische Überseereich war gefährlich expo-

²⁹ Siehe Claude Nordmann: *Choiseul and the Last Jacobite Attempt of 1759*. In: Eveline Cruickshanks (Hg.): *Ideology and Conspiracy: Aspects of Jacobitism, 1689–1759*. Edinburgh 1982, S. 201–217. Zur Befürchtung, die „Bewohner der papistischen“ Teile des schottischen Hochlands lebten „tagtäglich in der Hoffnung und Erwartung auf eine französische Landung“ siehe auch: National Library of Scotland, Edinburgh, Erskine Murray Papers, MS 5080, fol. 210, fol. 219, fol. 229.

³⁰ Siehe Michael Duffy: *The Foundations of British Naval Power*. In: ders. (Hg.): *The Military Revolution and the State 1500–1800*. Exeter 1980, S. 49–85, hier: S. 80, S. 85; Jonathan R. Dull: *The French Navy and the Seven Years War*. Lincoln, NE 2005, S. 170f.

³¹ 1760 besaßen Spanien 137 000 und Großbritannien 375 000 Tonnen. Jan Glete: *Navies and Nations: Warships, Navies, and State Building in Europe and America, 1500–1860*. 2 Bde. Stockholm 1993, hier: Bd. 1, S. 263 (Table 23.6).

niert und Ziel schwerer Angriffe; in den letzten Kriegsjahren fielen seine geschwächten Überseebesitzungen rasch eine nach der anderen. Dass Spanien zu einem solch späten Zeitpunkt in den Krieg eintrat, war eine wahrhaft Don Quichotische Geste, die der spanischen Krone kaum etwas einbrachte.³² Ein Angriff auf Portugal band zwar britische Truppen, die sonst anderswo hätten eingesetzt werden können, trug aber in keiner Weise zur Rettung des verstreuten und verwundbaren spanischen Reichs bei. Es erging den Portugiesen wie dem französischen Reich: Britische Truppen eroberten 1762 zuerst Havanna auf Kuba und dann Manila in den fernen Philippinen.³³

Aus den Erfolgen, die Großbritannien zwischen 1759 und 1762 außerhalb Europas erzielte, könnte man den Schluss ziehen, dass ihnen die imperiale Absicht zugrunde lag, sich einen großen Teil des französischen und des spanischen Reichs anzueignen. Auch die Expansion des britischen Empires, die 1763 auf der Pariser Friedenskonferenz bestätigt wurde, scheint diese Annahme zu stützen. In Nordamerika gewann die britische Krone nicht nur das französische Kanada und das spanische Florida, sondern auch die großen unberührten Gebiete im Inland, von den Appalachen bis zum Mississippi. Damit befand sich die gesamte Osthälfte des Halbkontinents, von der Hudson-Bucht im Norden bis zum Golf von Mexiko im Süden, in britischer Hand. In der Karibik waren bisher französische Inseln in britischen Besitz übergegangen, und in Westafrika wurde Senegambia als neues britisches Territorium geschaffen. Zwei Jahre später gewährte der Mogul-Kaiser in Delhi der britischen Ostindienkompanie in drei Provinzen – Bengalen, Bihar und Orissa – mit einer Gesamtbevölkerung von, je nach Schätzung, zehn bis zwanzig Millionen Menschen, das Recht, Steuern zu erheben und die Gerichtsbarkeit auszuüben. Es überrascht nicht, dass die Briten stolz waren auf diesen Zuwachs an Macht und Ansehen für ihre Nation; am Ende des Siebenjährigen Krieges tauchte dann auch die Vorstellung eines weltumspannenden britischen Empires im öffentlichen Diskurs auf.³⁴

Es wäre jedoch falsch anzunehmen, die britische Regierung habe während des Krieges Mittel für außereuropäische Kriegsschauplätze in der Absicht bereitgestellt, ein riesiges neues Reich zu schaffen. Dass im Jahr 1763 in Großbritannien die Befürchtung verbreitet war, das Empire sei zu groß und lade die besiegten Bourbonen-Mächte daher zum Angriff ein, sollte zu denken geben. Die Einstellung zur imperialen Expansion war durchaus zwiespältig. Klassisch gebildeten Politikern, die an Vergleiche mit der Antike gewöhnt waren, musste die Vorstellung eines neuen britischen Reichs von der Größe des römischen, das nach An-

³² Zur Rolle Spaniens im Siebenjährigen Krieg vgl. auch den Beitrag von Diego Téllez Alarcia in diesem Band.

³³ Siehe David Syrett: *The Siege and Capture of Havana*. London 1970; Nicholas Tracy: *Manila Ransomed. The British Assault on Manila in the Seven Years War*. Exeter 1995. Zur Eroberung Havannas vgl. auch den Beitrag von Thomas Weller in diesem Band.

³⁴ Siehe Huw V. Bowen: *British Conceptions of Global Empire, 1756–83*. In: *Journal of Imperial and Commonwealth History* 26 (1998), S. 1–27.

sicht vieler an eben dieser Größe zugrunde gegangen war, Unbehagen bereiten.³⁵ Ursprünglich, am Beginn des Konflikts, hatte die britische Regierung ein defensives Ziel verfolgt – den Schutz britischer Positionen, insbesondere in Nordamerika, das für britische Politiker von Bedeutung war, weil es zum einen wichtige Rohstoffe und lukrative Handelsgüter lieferte, die auf den Kontinent reexportiert werden konnten, und zum anderen einen wachsenden Markt für britische Fertigwaren darstellte. Außerdem leistete es durch Abgaben auf seinen Handel und seine Produkte einen beträchtlichen Beitrag zum britischen Staatshaushalt. Vor allem aber spielten die Kolonien deshalb eine große Rolle, weil der Handel mit den Überseebesitzungen nach den britischen Schifffahrtsgesetzen aus dem 17. Jahrhundert nur mit britischen Schiffen mit überwiegend britischer Besatzung durchgeführt werden durfte. Mit dieser Vorschrift wollte man erreichen, dass es stets genügend gut ausgebildete Seeleute gab, die im Kriegsfall zur Royal Navy eingezogen werden konnten.³⁶ Der Transatlantikhandel stärkte also die Kriegsmarine, und die Kolonien wurden letztlich in erster Linie deshalb wertgeschätzt, weil sie die britische Seemacht stärkten. Und diese Seemacht wurde ihrerseits, wie erwähnt, vor allem wegen ihrer Rolle in europäischen Gewässern, insbesondere beim Schutz des Heimterritoriums vor einer Invasion, geschätzt. Die Schifffahrtsgesetze waren, wie der amerikanische Historiker Daniel Baugh es ausdrückt, Teil eines merkantilistischen Systems, das dazu diente, in Großbritanniens atlantischem „Hinterhof“ Ressourcen zu generieren, die in seinem europäischen „Vorgarten“ verwendet werden konnten.³⁷ Daraus folgte, dass jede Bedrohung der Sicherheit der Kolonien, alles, was deren Fähigkeit, die Seemacht zu unterstützen, untergraben würde, äußerst ernst genommen wurde. 1754 und 1755 glaubte Newcastle, dass genau solch eine Gefahr bestand. Er befürchtete, dass Frankreich die britischen Kolonien einkreisen wollte, indem es seine kanadischen Besitzungen durch eine Kette von Forts entlang der Grenze zu den britischen Provinzen mit seinen Stützpunkten in Louisiana verband.³⁸

Wenn aber die Vertreibung der Franzosen aus dem Ohio-Tal und der anschließende Angriff auf ihr Kernland am Sankt-Lorenz-Strom dazu dienten, die britischen Kolonien in Nordamerika zu sichern, darf man daraus nicht schließen, dass Eroberung und dauerhafte Erwerbung in der Spätphase des Krieges zum von bri-

³⁵ Siehe Anthony Pagden: *Lords of All the World: Ideologies of Empire in Spain, Britain, and France, c. 1500–c. 1800*. New Haven, CT 1995, bes. S. 103–107; Bob Harris: „American Idols“: Empire, War, and the Middling Ranks in Mid-Eighteenth-Century Britain. In: *P&P* 105 (1996), S. 128f. Zu einem zeitgenössischen Beispiel für die Furcht vor übermäßiger Expansion siehe Arthur Friedman (Hg.): *Collected Works of Oliver Goldsmith*. 3 Bde. Oxford 1966, hier: Bd. 2, S. 74.

³⁶ Siehe Stephen Conway: *Another Look at the Navigation Acts and the Coming of the American Revolution*. In: John McAleer/Christer Petley (Hg.): *The Royal Navy and the British Atlantic World, c. 1750–1820*. London 2016, bes. S. 87–90.

³⁷ Daniel A. Baugh: *Maritime Strength and Atlantic Commerce: The Uses of „A Grand Marine Empire“*. In: Lawrence Stone (Hg.): *An Imperial State at War. Britain from 1689 to 1815*. London 1994, S. 185–223.

³⁸ British Library, London, Newcastle Papers, Add. MSS 33,029, fol. 124 and 32,735, fol. 597.

tischen Politikern allgemein gewünschten Ergebnis wurden. Nach der Eroberung Kanadas und dem Fall von Montreal im Jahr 1760 wurde sowohl innerhalb der britischen Regierung als auch in Flugschriften und Zeitungen lebhaft darüber gestritten, ob es klug sei, Kanada ins Empire aufzunehmen, und ob es nicht vielleicht besser sei, stattdessen eine oder mehrere französische Karibikinseln zu behalten.³⁹ Dass man weithin mit der Rückgabe zumindest einiger der eroberten französischen Gebiete an Frankreich rechnete, legt den Schluss nahe, dass ihre Eroberung nicht Teil eines Masterplans für eine umfangreiche imperiale Expansion war. Diese Schlussfolgerung ist so begründet wie korrekt.

Schauen wir uns die britischen Angriffe auf die französischen Karibikinseln an, die 1759 begannen, aber erst nach dem Ende des Krieges in Nordamerika mit aller Kraft vorangetrieben wurden. Guadeloupe wurde, wie erwähnt, bereits 1759 erobert; Dominica fiel 1761, und Martinique und St. Lucia folgten 1762. Einer der Gründe für die Eroberung dieser Inseln war die Überzeugung, ihr Verlust würde die französische Kriegsanstrengung schwächen. Man nahm an, dass sowohl die Armee als auch die Marine Frankreichs in erheblichem Ausmaß von den im französischen Überseereich, insbesondere auf den Westindischen Inseln, erzielten Steuereinnahmen abhingen. Indem man die Nachschublinien unterbrach, über die Geld aus der Karibik in die französische Staatskasse floss, hoffte man, die französischen Streitkräfte ihrer finanziellen Grundlage zu berauben.⁴⁰ Ab 1760, als die französische Marine bereits stark geschwächt war, bestand das Hauptziel darin, die Kampfkraft der französischen Armee zu verringern, insbesondere der in Westdeutschland eingesetzten Truppen. Nicht weniger wichtig war, dass Frankreich ohne die Einnahmen aus dem Karibikhandel seine Verbündeten, insbesondere Österreich, aber auch Schweden, dessen Armee als Teil der antipreußischen Koalition in Norddeutschland kämpfte, nicht mehr finanziell unterstützen konnte.⁴¹ Und jede Schwächung der gegen Preußen aufmarschierten Kräfte war eine gute Nachricht für Berlin, das sich in den letzten Kriegsjahren fast ununterbrochen in Bedrängnis befand. So erklärte William Beckford, einer von Pitts führenden Verbündeten, im September 1758 zur Begründung der Forderung nach Angriffen auf die französischen Karibikinseln: „Frankreich ist unser Ziel, das perfide Frankreich: Schwächt seine Macht, und Europa wird zur Ruhe kommen. Dies kann auf keine andere Weise geschehen als durch die Zerstörung dieser Ressourcen, aus denen es Geld zieht, mit dem es Deutschland und die nördlichen Mächte besticht,

³⁹ Zu einer Zusammenfassung der Argumente siehe Philip Lawson: *The Imperial Challenge. Quebec and Britain in the Age of the American Revolution*. Montreal 1989, S. 9–15.

⁴⁰ Derselbe Gedankengang sollte auch in späteren Kriegen eine Rolle spielen; siehe beispielsweise Stephen Conway: *A Short History of the American Revolutionary War*. London 2013, S. 90, und Georgs III. Bemerkungen gegenüber Henry Dundas am 1. 6. 1793, nachdem Großbritannien am Anfang des Konflikts mit dem revolutionären Frankreich ihm gehörende Karibikinseln erobert hatte: Arthur Aspinall (Hg.): *The Later Correspondence of George III*. 5 Bde. Cambridge 1962–1970, hier: Bd. 2, S. 46.

⁴¹ Siehe Matt Schumann/Karl W. Schweizer: *The Seven Years War. A Transatlantic History*. London 2008, Kap. 3.

gegen ihre eigenen Interessen zu handeln.“⁴² Beckford, muss hinzugefügt werden, war ein westindischer Plantagenbesitzer, der seine eigenen Gründe für die Forderung nach Militäraktionen in der Karibik gehabt haben dürfte. Aber andere, die kein persönliches Interesse an der Verdrängung der französischen Zuckerproduktion hatten, äußerten sich ähnlich. In einem damals neuen Periodikum, dem *Annual Register*, hieß es 1759, dass die britische Regierung, wenn sie ihre Anstrengungen auf Französisch-Westindien richte, „einen großen Teil der Ressourcen, die den Krieg nähren, wegschneiden“ würde.⁴³ Im folgenden Jahr sprach sich Israel Mauduit, ein einflussreicher Pamphletist, der die Entsendung britischer Truppen nach Westfalen ablehnte, dafür aus, „Deutschland auf praktikable Weise zu verteidigen, indem man die Franzosen auf ihren Inseln angreift“.⁴⁴ Man nahm also weithin an, dass die britischen Streitkräfte durch die Einnahme französischer Besitzungen in der Karibik erheblichen Einfluss auf den Krieg in Europa ausüben könnten, weil sie die Schlagkraft der Armeen sowohl Frankreichs als auch seiner Verbündeten verringern würden. Eine solche Reduzierung der französischen Militärmacht sollte sowohl Ferdinand von Braunschweigs Armee in Westfalen als auch Friedrichs von Preußen bedrängten Kräften weiter im Osten helfen.

Am wichtigsten dürfte jedoch die Absicht gewesen sein, durch die Eroberung französischer Überseebesitzungen, insbesondere derjenigen in der Karibik, Verhandlungsmasse in die Hand zu bekommen, die in Friedensverhandlungen eingebracht werden konnte. Solche Verhandlungen würden, wie den britischen Politikern – wenn auch nicht der breiten Öffentlichkeit – klar war, früher oder später geführt werden müssen, um den Krieg zu beenden. Nach der Schlacht bei Minden war der Kampf in Westdeutschland zu einem Abnutzungskrieg geworden, da keine Seite in der Lage war, einen entscheidenden Sieg zu erringen. Trotz bedeutender britischer Verstärkungen vermochte Ferdinands Heer die Franzosen nicht zu vertreiben. In Westdeutschland war im Grunde eine Pattsituation eingetreten. Der Abzug der französischen Truppen aus Westfalen wurde schließlich nur als Teil eines Pakets erreicht, zu dem die Rückgabe mehrerer eroberten französischer Überseebesitzungen gehörte. Insofern wurden die eroberten Karibikinseln ähnlich benutzt wie zuvor schon im Österreichischen Erbfolgekrieg gemachte Eroberungen – um durch die Beilegung spezifisch europäischer Differenzen das Machtgleichgewicht aufrechtzuerhalten. Das 1745 von neuenglischen Truppen zusammen mit der Royal Navy eingenommene große französische Fort Louisbourg, das den Sankt-Lorenz-Strom beherrschte, war 1748 als Gegenleistung für den Abzug französischer Truppen aus den Niederlanden, von denen aus leicht eine Invasion Großbritanniens unternommen werden konnte, an Frankreich zurückgegeben worden. 1762/1763 wurden Karibikinseln zurückerstattet, um Frankreichs militä-

⁴² William Stanhope Taylor/John Henry Pringle (Hg.): *Correspondence of William Pitt, Earl of Chatham*. 4 Bde. London 1838–1840, hier: Bd. 1, S. 329f., S. 353.

⁴³ *Annual Register*, Bd. 2 (1759), S. 11. Vgl. auch: *Monitor, or British Freeholder*, 13.1.1759; [Anon.:] *A Letter to a Great M-n, on the Prospect of Peace*. [London 1761], S. 139.

⁴⁴ [Mauduit:] *Considerations on the Present German War* (wie Anm. 23), S. 45.

rische Präsenz in Nordwestdeutschland zu beenden, das die Briten nicht nur als Teil des Verteidigungsvorwerks der Niederlande betrachteten,⁴⁵ sondern auch als Schlüssel zum Flusssystem des Rheins, über das große Mengen von britischen Fertigsgütern auf die europäischen Märkte transportiert wurden. Mit anderen Worten, Pitts Aphorismus lässt sich auch umkehren, denn so wie Amerika, seiner Meinung nach, in Deutschland gewonnen wurde, wurde Westdeutschland in der Karibik gewonnen – oder wenigstens gerettet.

Abstract

This chapter considers British military strategy, admittedly not a popular subject in an era more concerned with cultural than political history. Still, the topic provides a crucial way to discover the reasoning behind decisions on where and how to fight wars. The word “strategy” didn’t have its current meaning in the eighteenth century. Official records, private communications, and even interventions in public debate, however, show that government ministers engaged in what we would now call strategic thinking. This chapter also considers empire, though purely from the perspective of the government in London. Rather than a field for individual and family advancement, or an arena of exploitation and suffering for native peoples, I describe the perception of empire from Whitehall and Westminster: empire as a national resource. I examine Europe more broadly, too, discussing the mainland areas closest to Britain itself: France, modern-day Belgium and the Netherlands, and north-western Germany, where a British-funded German army fought the French from 1757 and included a British contingent from 1758.

I establish that the different theatres – in Europe and the wider world – were linked in British strategy from the very beginning of the war. I also show that imperial conquest, albeit the outcome of the victories in North America, the Caribbean, West Africa, and Asia, was not the primary British objective. Rather, that objective lay in checking assumed French ambitions both in Europe and the wider world. To this end, ministers in London certainly attached importance to protecting British colonial and imperial interests. They assigned much greater significance to home defence and the preservation of the balance of power in Europe, however, than the rhetoric of the time might suggest. Historians often perceive the British commitment of money and then manpower to the war in western Germany as designed to further imperial objectives. Rather than regard Europe as secondary and subservient in British strategy, however, we should recognize that in many senses Europe played a primary role: Britain pursued the global war, to a much greater extent than most historians acknowledge, for European ends.

⁴⁵ Siehe Brendan Simms: *Three Victories and a Defeat: The Rise and Fall of the First British Empire, 1714–1783*. London 2007, S. 4.

Erica Charters

Empires und Manpower

„Soldaten zählen“ im Siebenjährigen Krieg

In europäischen Militärarchiven verstreut werden Tausende von Berichten aufbewahrt, die kommandierende Offiziere über die effektive Truppenstärke eingebracht haben. Es sind gewöhnliche Aktenstücke, die Historikern, die über den modernen Krieg forschen, vertraut, ihren Kollegen auf nichtmilitärischem Gebiet wahrscheinlich aber völlig unbekannt sind. Diese unter den verschiedensten Namen abgegebenen Berichte, Verzeichnisse, Meldungen, *états*, Rapporte, Listen oder sogar „Exacten Listen“ bilden den Grundstock der Militärarchive, Tausende von Folianten, die elementare Angaben über Soldaten und Matrosen enthalten, aber nicht so berührend sind wie die narrativen Korrespondenzen, welche die meisten Kriegsgeschichten füllen. Doch diese Berichte bildeten die Grundlage, auf der Offiziere und Staatsbeamte während des Siebenjährigen Krieges den Zustand der Streitkräfte einschätzten und, ob nun aus logistischen oder strategischen Gründen, Entscheidungen in Bezug auf den Personalbestand trafen.¹

In diesem Beitrag befasste ich mich mit solchen Berichten über die Truppenstärke und entreiße sie dem Dunkel der Militärarchive, um ihren Ursprung und ihre Entwicklung im Kontext der frühmodernen statistischen und buchhalterischen Verfahren zu analysieren und um die in Großbritannien und Frankreich ausgefertigten Dokumente zu vergleichen. In den britischen Akten wurde mehr Wert auf numerische, quantitative Angaben gelegt, während die französischen Berichterstatter genauer auf einzelne Soldaten eingingen und qualitative, narrative Beschreibungen lieferten. Dies spiegelt unterschiedliche Wahrnehmungsweisen und Denkungsarten in Bezug auf das Militärpersonal wider, die zu einer unterschiedlichen Herangehensweise an strategische Planungen und Probleme in den Streit-

¹ Die Militärakten liefern Angaben über die Zahl von Soldaten und Matrosen sowie von Desertionen und Krankheiten und geben Hinweise auf breitere gesellschaftliche Entwicklungen in Bezug auf Ernährung und Lebensstandard. Siehe beispielsweise André Corvisier: *Les contrôles de troupes de l'Ancien Régime*. 4 Bde. Paris 1968–1970; Philip D. Curtin: *Death by Migration. Europe's Encounter with the Tropical World in the Nineteenth Century*. Cambridge 1989; John Komlos: *Nutrition and Economic Development in the Eighteenth-century Habsburg Monarchy. An Anthropometric History*. Princeton 1989; Roderick Floud u. a.: *The Changing Body. Health, Nutrition, and Human Development in the Western World since 1700*. Cambridge 2011. Der Beitrag wurde von Klaus-Dieter Schmidt, dem ein ganz herzlicher Dank gebührt, aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt. Von ihm stammen auch – sofern nicht anders angegeben – die Übersetzungen der Zitate.

kräften führten. Die Briten betrachteten Manpower als begrenzte, knappe Ressource, während die Franzosen sie als potenzielles Personalreservoir sahen. In beiden Fällen prägte die Art der Akten die militärische Strategie und das Vorgehen in Übersee und hob zugleich die Bedeutung der Manpower als kostbare staatliche Ressource hervor.

Diese Untersuchung der Personalmeldungen stützt sich auf zwei historiografische Ansätze: zum einen auf die Untersuchung von „paper technology“, ein Ansatz der aus dem Bereich der Geschichte von Naturwissenschaft und Medizin stammt und sich mit der Art der Akten selbst beschäftigt – mit ihrer Struktur und ihren Mustern sowie damit, wie sie, insbesondere in der Naturwissenschaft, als Produzenten von Evidenz den Anspruch auf legitimes Wissen geltend machen.² Wendet man dieses Konzept auf Militärakten an, erweisen sich die Personalmeldungen als Mittel und Systeme – oder, anders ausgedrückt, als Technologien –, die Informationen in Wissen verwandeln. Der zweite historiografische Ansatz, auf den ich mich beziehe, ist mit dem sogenannten *archival turn* verknüpft. Historiker und Historikerinnen, die dem aus der Literaturwissenschaft und der Anthropologie stammenden Ansatz folgen, nutzen Archive nicht nur als Fundgrube für Quellen, als Orte, an denen man Wissen findet oder sammelt, sondern betrachten das Archiv selbst als eigenen Forschungsgegenstand und berücksichtigen die Prozesshaftigkeit der Dokumente beziehungsweise Institution.³ In der Folge haben Historiker und Historikerinnen, indem sie den Kontext und die Form historischer Akten untersuchten, Archive als Orte analysiert, die das Wissen prägen und sogenannte „soziale Fakten“ hervorbringen. „Reiche“, schreibt Carolyn Steedman, „wurden durch Auflistung, Registrierung und Klassifizierung ihrer Untertanen geschaffen.“⁴

² Zu den „paper technologies“ und Wissenstechnologien siehe: Daniel Headrick: *When Information Came of Age. Technologies of Knowledge in the Age of Reason and Revolution, 1700–1850*. Oxford 2000; Ben Kafka: *Paperwork. The State of the Discipline*. In: *Book History* 12 (2009), S. 340–353; Anke te Heesen: *Systems and How Linnaeus Looked at Them in Retrospect*. In: *Annals of Science* 70 (2013), S. 305–317; Staffan Müller-Wille/James Delbourgo: *Introduction to Isis Focus Section Listmania*. In: *Isis* 103 (2012), S. 710–715; Staffan Müller-Wille/Isabelle Charmantier: *Lists as Research Technologies*. In: *Isis* 103 (2012), S. 743–752; Staffan Müller-Wille: *Names and Numbers. Data in Classical Natural History, 1758–1859*. In: *Osiris* (2017), S. 109–128; Volker Hess/J. Andrew Mendelsohn: *Case and Series. Medical Knowledge and Paper Technologies, 1600–1900*. In: *History of Science* 48 (2010), S. 287–314.

³ Zum „archival turn“ siehe: Natalie Zemon Davis: *Fiction in the Archives. Pardon Tales and Their Tellers in Sixteenth-century France*. Stanford 1987; Arlette Farge: *Le goût de l'archive*. Paris 1989; Ann Laura Stoler: *Colonial Archives and the Arts of Governance*. In: *Archival Science* 2 (2002), S. 87–109; dies.: *Along the Archival Grain. Epistemic Anxieties and Colonial Common Sense*. Princeton 2009; Thomas Richards: *The Imperial Archive. Knowledge and the Fantasy of Empire*. London 1993; Carolyn Steedman: *Dust. The Archive and Cultural History*. New Brunswick 2002; Carolyn Kay Steedman: *After the Archive*. In: *Comparative Critical Studies* 8 (2011) 2–3, S. 321–340; Marie Houllémare: *La fabrique des archives coloniales et la naissance d'une conscience impériale (France, XVIII^e siècle)*. In: *RHMC* 2 (2014), S. 7–31; Stefan Berger: *The Role of National Archives in Constructing National Master Narratives in Europe*. In: *Archival Science* 13 (2013) 1, S. 1–22.

⁴ Steedman: *Archive* (wie Anm. 3), S. 332.

Bevölkerung und Statistik

In frühmoderner Zeit entwickelten die europäischen Staaten verschiedene Methoden für die Messung des Wohlstands und der Vitalität ihrer Völker. Wie Forscherinnen und Forscher schon vor langer Zeit bemerkt haben, wurde der Begriff der Statistik zuerst in Deutschland benutzt. Im 18. Jahrhundert hatte er allerdings wenig bis gar nichts mit Zahlen zu tun. Vielmehr bezeichnete er die Politökonomie und den Wohlstand des Staates, der durch qualitative und deskriptive Übersichten über die Landwirtschaft und andere Naturressourcen ermittelt wurde, bis hin zum Glücksgefühl der Menschen. Noch an der Jahrhundertwende hatte Statistik mehr mit ihrer Wortherkunft – „den Staat betreffend“ – zu tun als mit ihrer modernen Bedeutung als mathematisches Messverfahren. Im Jahr 1800 definierte Jacques Peuchet Statistik als „methodische und affirmative Beschreibung derjenigen Gegenstände, die Reichtum und Stärke eines Staats ausmachen“.⁵

Untersuchungen staatlicher Ressourcen konnten viele Formen annehmen. In Frankreich zum Beispiel wurde die regelmäßige Zählung von Geburten, Heiraten und Todesfällen im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts immer gebräuchlicher und zunehmend standardisiert. Als zentrales Element des frühmodernen Absolutismus haben Historikerinnen und Historiker die Ausweitung staatlicher Übersichten und Untersuchungen des Wesens und der Fakten von Staaten hervorgehoben. So wurde Jean-Baptiste Colbert als „Informationsmeister“ bezeichnet, der im Rahmen seines Bestrebens, die staatliche Kontrolle zu festigen, politische, rechtliche und finanzielle Informationen über Frankreich sammelte, ordnete und katalogisierte. Besitz aufzulisten und zu beschreiben bedeutete, seinen Umfang zu kennen, und bildete insofern die Grundlage dafür, ihn als Machtressource zu nutzen.⁶

Zwei Beispiele zeigen das beeindruckende Ausmaß des staatlichen Wissens, das in dieser Zeit angesammelt wurde. Als erstes ist das französische System des Marinewehrdiensts zu nennen, das Colbert durch seinen Marineerlass von 1689 eingeführt hat. Danach mussten alle wehrfähigen Seeleute und Unteroffiziere Frankreichs zwischen 18 und 60 Jahren, ob sie nun Fischer oder Handelsmatrosen waren, registriert werden, um im Gegenzug für finanzielle und rechtliche Zuwendungen zeitweise

⁵ Zitiert in Marie-Noëlle Bourguet: *Déchiffrer la France. La statistique départementale à l'époque napoléonienne*. Paris 1989, S. 14. Siehe auch Jean-Claude Perrot/Stuart J. Woolf: *State and Statistics in France, 1789-1815*. London 1984; Harald Westergaard: *Contributions to the History of Statistics*. New York 1969; Karl Pearson: *The History of Statistics in the 17th and 18th Centuries against the Changing Background of Intellectual, Scientific and Religious Thought*. Hg. von E. S. Pearson. New York 1978; Andrea Rusnock: *Vital Accounts. Quantifying Health and Population in Eighteenth-century England and France*. Cambridge 2002; Karin Johannisson: *Society in Numbers. The Debate over Quantification in 18th-Century Political Economy*. In: Tore Frängsmyr u. a. (Hg.): *The Quantifying Spirit in the 18th Century*. Oxford 1990, S. 343-361.

⁶ Bourguet: *France* (wie Anm. 5); Vincent Denis: *Une histoire de l'identité. France 1715-1815*. Seysell 2016; Jacob Soll: *The Information Master. Jean-Baptiste Colbert's Secret State Intelligence*. Ann Arbor 2009; Vincent Denis: *L'encartement. De l'Ancien régime à l'Empire*. In: Xavier Crettiez (Hg.): *Du papier à la biométrie. Identifier les individus*. Paris 2006, S. 39-50; Éric Brian: *La mesure de l'État. Administrateurs et géomètres au XVIII^e siècle*. Paris 1994.

zur Kriegsmarine eingezogen werden zu können. Damals empfanden die Menschen dieses Verfahren, das die Aushebung und Zwangsrekrutierung im Kriegsfall vermied, als human und vernünftig. Die Konskribierten waren in ein System von unterschiedlichen Klassen eingeteilt, das eine ständige Beobachtung und Erfassung von Seeleuten erforderte, und französische Pfarrbezirke (später Departements) beschäftigten zahlreiche Schreiber oder Büroangestellte, die ihre Tage damit verbrachten, die Namen, Daten und Aufenthaltsorte wehrfähiger Seeleute aufzuzeichnen.⁷

Das zweite Beispiel, das hier erwähnt werden soll, sind die Übersichten der *Société royale de médecine* über Bevölkerung, Gesundheit und Klima im Frankreich des 18. Jahrhunderts. Sie werden häufig als Beleg für die neuen zentralisierten und rationalisierten statistischen Praktiken des absolutistischen Staats angeführt. Unter Leitung der *Société royale* wurden für alle Regionen Frankreichs detaillierte Informationen über Krankheiten, Gesundheitszustand und Klima zur Verfügung gestellt, sodass Wissenschaftler eine Art medizinischer Topografie des Landes anfertigen konnten.⁸ Beide Arten von Akten sind materielle Belege für die beeindruckende Datenmenge, die frühmoderne Staaten zur Erhaltung ihrer Macht für notwendig hielten.

Als Schlüssel zu Reichtum und Macht eines Staats galt seine Bevölkerung. Infolgedessen versuchten verschiedene frühmoderne Zusammenstellungen, ob nun statistischer Art oder nicht, den Umfang der Bevölkerungen der Nationen zu zählen, zu messen oder zu beschreiben. Auf der Grundlage von merkantilistischen und kameralistischen Theorien galt die Bevölkerung als handfester Indikator staatlicher Macht, bildete sie doch eine entscheidende Quelle von Arbeit, einen großen Pool von Produzenten und Konsumenten von Fertigwaren, eine Quelle von Steuereinnahmen und ein Maß der Effizienz von Regierungen.⁹ So entwickelte Sébastien Le Prestre de Vauban seine berühmten Methoden zur zahlenmäßigen Erfassung der französischen Bevölkerung mit dem Ziel, sowohl die Steuereinnahmen des Königs als auch durch systematische Rekrutierung seine Militärmacht zu vergrößern. „Die Größe eines Königs“, erinnerte er Ludwig XIV., „bemisst sich nach der Zahl seiner Untertanen.“¹⁰

Ähnliches wurde in der gleichen Zeit in Großbritannien versucht, wo, insbesondere mit Methoden der politischen Arithmetik, regelmäßig gewisse Angaben über die Einwohner Londons und gelegentlich auch der gesamten Bevölkerung

⁷ James Pritchard: Louis XV's Navy, 1748–1762. A Study of Organization and Administration. Kingston 1987, Kap. 5; Marc Perrichet: L'administration des classes de la marine et ses archives dans les ports Bretons. In: Revue d'histoire économique et sociale (1959), S. 89–112; Martine Acerra/André Zysberg: L'essor des marines de guerres européennes, vers 1680 – vers 1790. Paris 1997, Kap. 2.

⁸ Perrot/Woolf: State (wie Anm. 5); Rusnock: Accounts (wie Anm. 5), Kap. 5; Jean-Pierre Peter: Une enquête de la Société royale de médecine (1774–1794). Malades et maladies à la fin du XVIII^e siècle. In: Annales 4 (1967), S. 711–751.

⁹ John L. Heilbron: Introductory Essay. In: Frängsmyr u. a. (Hg.): Spirit (wie Anm. 5), S. 1–23.

¹⁰ Sébastien Le Prestre, Comte de Vauban: Méthode generale et facile pour faire le dénombrement des peuples. [Paris] 1686; siehe auch Michèle Virol: Connaître et accroître les peuples du royaume. Vauban et la population. In: Population 56 (2001) 5, S. 845–875.

erhoben wurden, wenn auch seltener durch Zentralbehörden und häufiger auf Initiative Einzelner. Laut Statistikhistorikern beruhten solche „Bevölkerungskonten“ ebenfalls auf der Annahme, dass die Bevölkerung ein eindeutiger Indikator von staatlicher Macht sei, da sie eine entscheidende Quelle von Steuern und natürlich auch von militärischer Manpower darstellte. Bevölkerungsakten waren daher auch Teil des Wettbewerbs zwischen den Nationen, wobei die Debatten über Wachstum und Niedergang zwischen den Rivalen England und Frankreich besonders erbittert geführt wurden.¹¹

Buchhaltung und Manpower

Während das zeitgenössische Nachdenken über Bevölkerung und Registrierung einen nützlichen Kontext für das Verständnis der Personalakten bietet, unterstreicht die Form dieser Akten ihre buchhalterische Art. Tatsächlich waren Buchhaltung und Manpower im Allgemeinen eng miteinander verknüpft. Dies lag zum Teil daran, dass die Größe der Streitkräfte einen entscheidenden finanziellen Faktor darstellte, da die befehlshabenden Offiziere, um ihre Truppen bezahlen, versorgen und ausrüsten zu können, wissen mussten, wie groß sie waren. Durch die Zählung und Registrierung der Soldaten wurde die finanzielle Beziehung zwischen staatlichen Stellen und Streitkräften aktenkundig.¹²

Der erste Schritt der Vorbereitung auf eine Schlacht war es daher, sich einen Überblick über seine Truppen zu verschaffen, indem man mit traditionellen Musterungsmethoden Angaben über sie erhob. In der Praxis fungierten Musterungen als detaillierte Zählpelle oder Heerschauen, bei denen alle Soldaten aufgestellt und erfasst wurden. Außerdem bildeten sie eine Art Markt, da die Zentralbehörden die Truppen als Ganze bezahlten und Offiziere häufig Unternehmern glichen, die Soldaten zur Verfügung stellten. Insofern waren Musterungsrollen sowohl für den Lieferanten als auch für den Käufer eine Art Quittung über die verkaufte beziehungsweise erworbene Ware.¹³ Tatsächlich besitzt „mustern“ zudem dieselbe

¹¹ Andrea A. Rusnock: *Biopolitics. Political Arithmetic in the Enlightenment*. In: William Clark u. a. (Hg.): *The Sciences in Enlightened Europe*. London 1999, S. 49–68, speziell: S. 53; siehe auch David Victor Glass: *Numbering the People. The Eighteenth-century Population Controversy and the Development of Census and Vital Statistics in Britain*. London 1973; Peter Buck: *People Who Counted. Political Arithmetic in the Eighteenth Century*. In: *Isis* 73 (1982) 1, S. 28–45; Julian Hoppit: *Political Arithmetic in Eighteenth-Century England*. In: *EHR* 2nd ser. XLIX (1996), S. 516–540; Joanna Innes: *Inferior Politics. Social Problems and Social Policies in Eighteenth-Century Britain*. Oxford 2009, Kap. 4.

¹² David Parrott: *Richelieu's Army. War, Government and Society in France, 1624–1642*. Oxford 2001, Kap. 3.

¹³ André Corvisier: *Les hommes, la guerre et la mort*. Paris 1985, S. 27–30; Corvisier: *Contrôles* (wie Anm. 1), Bd. 1; Fritz Redlich: *The German Military Enterpriser and his Work Force. A Study in European Economic and Social History*. Wiesbaden 1964/1965; David Parrott: *The Business of War. Military Enterprise and Military Revolution in Early Modern Europe*. Cambridge 2012; Jeff Fynn-Paul (Hg.): *War, Entrepreneurs, and the State in Europe and the Mediterranean, 1300–1800*. Leiden 2014.

Wortherkunft wie „demonstrieren“ (von lateinisch *monstrare*). Zu mustern bedeutet also, seine Macht oder seine Güter im Rahmen einer Vorstellung von nationaler Bevölkerung und Stärke zur Schau zu stellen.¹⁴ Daher waren militärische Personalakten in vieler Hinsicht buchhalterische Belege, und ihre Form lehnte sich stark an diejenige von Geschäftsbüchern an, insbesondere, was die in der Renaissance in Europa aufgekommene doppelte Buchführung betrifft. Aus der Verbreitung der arabischen Zahlen erwachsen und wahrscheinlich auch von den Handelspraktiken islamischer Kaufleute geprägt hoben die Verfechter der doppelten Buchführung hervor, Geschäftsleute hätten durch das System der doppelten Einträge jeder Transaktion als Soll (Forderung) und Haben (Umsatz) stets den vollen Überblick über ihr Geschäft. Der Renaissancegelehrte Luca Pacioli erklärte in seiner berühmten „Abhandlung über die Buchhaltung“: „Du [wirst die Buchhaltung] nunmehr [...] selbst verstehen. Denn die Konten sind nichts anderes als eine geeignete Anordnung der Vorstellungen, die der Kaufmann sich selbst macht, um durch ihre gleichmäßige Anwendung zur Kenntnis seiner sämtlichen Geschäfte zu gelangen und leicht zu sehen, ob seine Geschäfte gut oder schlecht gehen [...]“.“¹⁵

Historikerinnen und Historikern, insbesondere solchen der Wissenschaftsgeschichte, zufolge war die Ausbreitung der doppelten Buchführung jedoch nicht nur in ihrer praktischen Funktionalität begründet. Es ging nicht einfach nur um die Beschreibung von Transaktionen und die Aufzeichnung von Kalkulationen. Die doppelte Buchführung beruhte auf einer neuartigen konzeptuellen Grundlage, da sie Zahlen mit Tatsachen verknüpfte (was aufgrund des westlichen Zahlenverständnisses zuvor nicht geschehen war). Darüber hinaus hatte sie eine breitere gesellschaftliche Wirkung in Bezug auf Ehrlichkeit, Vertrauenswürdigkeit und damit gesellschaftliche Respektabilität der Kaufmannschaft. Immerhin wurde sie benutzt, um den Fernhandel zu kontrollieren, bei dem das Vertrauen in Kaufleute – genauer in deren Kreditwürdigkeit – entscheidend war, insbesondere wenn sie weit von den Besitzern eines Geschäfts entfernt tätig waren. Die vollständige, detaillierte Aufzeichnung aller Geschäftsvorgänge bildete die Grundlage der Vertrauens- und daher der Kreditwürdigkeit. Anders gesagt, die Entwicklung der modernen Buchhaltung ist ebenso als gesellschaftliche wie als finanzielle Praxis zu

¹⁴ muster, Nr. 1. In: Oxford English Dictionary Online; September 2016. Oxford University Press (letzter Zugriff am 19. 9. 2016); für registrierte Nutzer online zugänglich unter: <http://www.oed.com/view/Entry/124259?rskey=j9ZmXP&result=1&isAdvanced=false>. Siehe auch John Gagné: Counting the Dead. Traditions of Enumeration and the Italian Wars. In: RQ 67 (2014), S. 791–840, hier: S. 796.

¹⁵ Luca Pacioli: Abhandlung über die Buchhaltung, 1494. Hg. von Balduin Penndorf. Stuttgart 1933. Vgl. Edward A. Fennell: Figures in Proportion. Art, Science and the Business Renaissance. London 1994, S. 25. Siehe auch Thomas A. Lee u. a. (Hg.): Accounting History from the Renaissance to the Present. A Remembrance of Luca Pacioli. London 1996; David Oldroyd/Alisdair Dobie: Bookkeeping. In: J. Edwards/S. Walker (Hg.): The Routledge Companion to Accounting History. London 2009; Jacob Soll: The Reckoning. Financial Accountability and the Rise and Fall of Nations. New York 2014; David Murray: Chapters in the History of Bookkeeping Accountancy & Commercial Arithmetic. Glasgow 1930.

verstehen. Sie wird häufig als eine Form der Rhetorik bezeichnet, als Methode, bestimmte Daten zur Unterstützung eines Arguments hervorzuheben. Dies bedeutet, dass sie nicht einfach nur ein System zur Aufzeichnung und Sammlung nützlicher Informationen ist, sondern auch eines, das bestimmte Formen des Wissens hervorhebt, während es andere verbirgt.¹⁶ Für die Personalakten aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges lässt sich Ähnliches sagen. Sie verzeichneten und vermittelten in zunehmendem Maß Angaben über Truppen in Übersee, in europäischen Kolonien, die auch dort erhoben wurden, weit entfernt von den Zentralbehörden in London und Paris oder anderen europäischen Metropolen, die sich daher auf die Vertrauenswürdigkeit der Beamten verlassen mussten, die solche Musterungsrollen anfertigten.

Britische und französische Personalakten

Diese beiden Zusammenhänge sind zu berücksichtigen, wenn man untersucht, wie Informationen in Militärakten strukturiert wurden. Insbesondere französische Militärakten konzentrierten sich – wie die französischen staatlichen Erhebungen allgemein, etwa Colberts Wehrdienstakten für die Marine – auf die Aufzeichnung individueller Angaben: Namen und körperliche Eigenschaften wie Haarfarbe und Größe. Ein Beispiel dafür sind die *registres de contrôles*, die der französische Historiker André Corvisier untersucht hat.¹⁷ Infolgedessen stand während des Siebenjährigen Krieges nicht die genaue Zahl der Truppen im Mittelpunkt der Informationen französischer Behörden. Selbst Offiziere, die an zentralen Schaltstellen von Berichten dienten, benutzten in Korrespondenzen und weitergeleiteten *états* oder Berichten über die Truppenstärke in der Regel angenäherte oder gerundete Zahlen, indem sie beispielsweise meldeten, zur Komplettierung der Truppen in ihrem Zuständigkeitsbereich würden noch rund 1250 Soldaten benötigt. Ein Großteil der Meldungen über den Zustand der Truppen war nicht in exakten, sondern in allgemeinen Zahlen gehalten, und in den meisten Fällen wurden Namenslisten weitergeleitet, da diese die tatsächliche Anwesenheit von Individuen bewiesen.¹⁸ Tatsächlich scheinen französische Beamte kein großes Vertrauen in Zahlen gehabt zu haben. So bemerkte etwa der Herzog von Choiseul 1762 über

¹⁶ Mary Poovey: *A History of the Modern Fact. Problems of Knowledge in the Sciences of Wealth and Society*. London 1998; Grahame Thompson: *Is Accounting Rhetorical? Methodology*, Luca Pacioli and Printing. In: *Accounting, Organizations and Society* 16 (1991) 5/6, S. 572–599; James Aho: *Confession and Bookkeeping. The Religious, Moral, and Rhetorical Roots of Modern Accounting*. New York 2005; Theodore Porter: *Trust in Numbers. The Pursuit of Objectivity in Science and Public Life*. Princeton 1995; Harold Garfinkel: *Studies in Ethnomethodology*. Cambridge 1984; zum westlichen Zahlenverständnis siehe Alfred Crosby: *The Measure of Reality. Quantification and Western Society, 1250–1600*. Cambridge 1997, S. 41.

¹⁷ Corvisier: *Contrôles* (wie Anm. 1); Corvisier: *Hommes* (wie Anm. 13), S. 27–30.

¹⁸ Siehe beispielsweise Archives nationales d’Outre Mer (Aix-en-Provence) (fortan ANOM): Louisiana correspondence in D 2C 51 und D 2C 52.

einen Bericht mit den Zahlen von Offizieren und Soldaten, man dürfe „der Genauigkeit dieser Art von Zählungen nicht allzu sehr vertrauen“.¹⁹

Gleichwohl besaßen die Franzosen während des Krieges in enormem Umfang Informationen über ihre Truppen. Neben in den Kolonialakten verstreuten Soldatenlisten reichten französische Beamte mehrseitige Episteln ein, die genaue Angaben über Gesundheit, Stimmung, Ernährung und allgemeine Lebensumstände von Soldaten und Offizieren enthielten, aber auch über Truppenbewegungen, weitere Vorhaben und die Verwaltung der jeweiligen Kolonie und ihrer Truppen berichteten. Die Anfertigung dieser „exakten Berichte“, die sowohl an den Kriegsminister als auch an den Kolonialminister gingen, war Aufgabe eines *commissaire ordonnateur* oder Armeekommissars.²⁰ Darüber hinaus reagierten französische Behörden auf Probleme in den Kolonien häufig damit, genauere Informationen anzufordern. Beispielsweise empfahl fast ein Viertel der neuen Anweisungen eine „genauere und umfangreichere Aktenführung, um die Bewegungen jedes Soldaten zu verfolgen“, einschließlich der Anfertigung monatlicher Register und der Ausgabe von Ausweisen, in denen die körperlichen Eigenschaften der Soldaten verzeichnet sein sollten.²¹

Daher ist der enorme Umfang der französischen Kolonialakten nicht überraschend. 1763 machte die Korrespondenz mit den Kolonien 22 Prozent der Bestände des Staatsarchivs in Versailles aus. Allein im Jahr 1713 hat das Kolonialministerium, laut Kenneth Banks, schätzungsweise „mindestens rund 3 170 handgeschriebene Seiten archivierter Korrespondenz“ hervorgebracht, Duplikate nicht mitgerechnet. Dies überstieg „Englands Kontakt mit seinen Kolonien bei Weitem“, denn zwischen 1675 und 1737 schrieben sowohl die amerikanischen Kolonialgouverneure als auch die Handelsminister im Durchschnitt nur 52 Briefe im Jahr.²² Solche Schätzungen passen zu dem allgemeinen Bild, das Historiker in Bezug auf Kommunikation und Wissen von den französischen und britischen Kolonien im 18. Jahrhundert zeichnen. François Regourd und James McClellan haben

¹⁹ Service Historique de la Défense (Vincennes) (fortan SHD): Choiseul to Cronillon, 1. 10. 1762, YA 512.

²⁰ Siehe beispielsweise André Doreils Korrespondenz als *commissaire ordonnateur* der französischen Armee in Kanada in den Jahren 1755–1759: Rapport de l'archiviste de la province de Québec (fortan RAPQ) 1944–45, S. 4–171; Pierre-Georges Roy: Les lettres du commissaire des guerres Doreil. In: Les Cahiers de Dix (1944), S. 121–149; zu „exakten Berichten“ siehe: Doreil an de Paulmy, 297. 1755, RAPQ 1944–45, S. 29.

²¹ Kenneth Banks: Chasing Empire across the Sea. Communications and the State in the French Atlantic, 1713–1763. Montreal 2002, S. 135.

²² Zum Anteil der Kolonialkorrespondenz siehe Houlemare: Fabrique (wie Anm. 3), S. 22. In der genannten Zahl sind auch die Handelskolonien enthalten; allein auf die königlichen Kolonien bezogen lag der Anteil bei 15 Prozent. Zur Entwicklung der französischen Militärarchive siehe Robert Fulton: Crafting a Site of State Information Management. The French Case of the Dépôt de la Guerre. In: French Historical Studies 40 (2017) 2, S. 215–240; zur Korrespondenz von 1713 siehe Banks: Empire (wie Anm. 21), S. 50–52; siehe auch Thomas Wien: Rex in fabula. Travailler l'inquiétude dans la correspondance adressée aux autorités métropolitaines depuis le Canada (1700–1760). In: Outre-mers 96 (2009), S. 65–85.

die mit „absolutistischen Tentakeln“ über den Atlantik greifende französische Kolonialwissenschaft und Kolonialmedizin mit einer Kolonialmaschine verglichen, die von einem umfangreichen zentralisierten staatlichen Netzwerk unterstützt wurde. Dagegen setzte das britische Modell auf lokalisierte und geschäftliche Verknüpfung.²³

Da die Briten während des Siebenjährigen Krieges kein Äquivalent zum Posten eines Finanz- oder Militärkommissars besaßen, gab es auch keinen Administrator, zu dessen Pflichten es gehörte, lange Briefe über alle Aspekte des sozialen und materiellen Lebens der in den Kolonien stationierten Offiziere und Soldaten zu verfassen. Stattdessen legten Feldoffiziere ihren Schreiben an die Behörden in Großbritannien zahlenmäßige Aufstellungen der verfügbaren Truppen bei. Diese Rückmeldungen hatten sich, auf deutschen und holländischen Vorbildern fußend, wahrscheinlich im 17. Jahrhundert herausgebildet. Im Unterschied zu den detaillierten französischen Registern enthielten sie keine individuellen Angaben oder gar Erläuterungen zu den Zahlen. Vielmehr waren es numerische Zusammenfassungen von Angaben über die vorhandenen Truppen in tabellarischer Form, ohne jede Anmerkung. 1758 gab es in einer Druckerei gegenüber dem Sitz der Admiralität in Whitehall entsprechende Vordrucke zu kaufen. Die Spalten hatten Überschriften wie „diensttauglich“, „krank“, „gefangen“, „gesamt“ und andere; darunter trugen Offiziere die jeweils aktuellen Zahlen ein.²⁴

Die Tabellen lieferten jedoch mehr als nur genaue Zahlen. In ihrer numerischen, tabellarischen Form stellten sie einen Schnappschuss der Truppenstärke dar, der in regelmäßigem Abstand angefertigt werden konnte, sodass Bestands- und Verlustraten leicht verglichen werden konnten. Tatsächlich erlaubten die Rückmeldungen Militärs und Beamten, sich im Verlauf eines Feldzugs auf monatlicher oder sogar wöchentlicher Basis ein stets aktuelles Bild der Truppenstärke zu machen. Immerhin hatten politische Arithmetiker Tabellen zum Teil deshalb entwickelt, weil sie eine leichte Möglichkeit boten, Daten miteinander zu vergleichen, Veränderungen über die Zeit zu verfolgen sowie Verschiebungen und Muster zu erkennen. Während Heeresschaun oder Musterungen sich auf Individuen konzentrierten, enthielten die Rückmeldungen nichts als exakte Zahlen. Und sie wurden während der Feldzüge des Siebenjährigen Krieges – wahrscheinlich, weil jeder Offizier sie

²³ James E. McClellan/François Regourd: *The Colonial Machine. French Science and Overseas Expansion in the Old Regime*. Turnhout 2011; siehe auch Charles Gillespie: *Science and Polity in France. The End of the Old Regime*. Princeton 1980; Loïc Charles/Paul Cheney: *The Colonial Machine Dismantled. Knowledge and Empire in the French Atlantic*. In: P&P (2013), S. 127–163. Zum Vergleich zwischen französischer und britischer Kolonialwissenschaft siehe Richard Drayton: *Knowledge and Empire*. In: Peter James Marshall (Hg.): *The Oxford History of the British Empire. The Eighteenth Century*. Oxford 2001, S. 231–252; Richard Drayton: *Nature's Government. Science, Imperial Britain, and the 'Improvement' of the World*. New Haven 2000; Christopher M. Parsons/Kathleen S. Murphy: *Ecosystems under Sail. Specimen Transport in the Eighteenth-Century French and British Atlantics*. In: *Early American Studies* (2012), S. 503–539.

²⁴ Siehe die Werbung in: *Returns Weekly, Monthly, and General*. In *New Manual Exercise as Performed by His Majesty's Dragoons*. London 1758.

leicht ausfüllen und abschicken konnte – nicht nur von britischen, sondern auch von deutschen Armeen in regelmäßigem Abstand eingereicht.²⁵

Die britischen Rückmeldungen waren offensichtlich elementarer als die detaillierten französischen Berichte. Diese quantitativen Zusammenfassungen bildeten wahrscheinlich die ursprüngliche Form der Musterungsrollen, wie sie zum ersten Mal im Italien des 13. Jahrhunderts angefertigt wurden und als Verträge zwischen Truppenanbietern und Truppenkäufern dienten. Häufig wurden sie nur von unteren Offiziersdienstgraden angefertigt, da sie den unmittelbaren Überblick über die Truppen hatten; Hauptleute enthielten den Zentralstellen solche genauen Zahlen wahrscheinlich lieber vor, für den Fall, dass sie der offiziellen Musterung widersprachen. Daher waren die Rückmeldungen eine niedrig angesiedelte, elementare Schreibeinheit: „praktische“ Akten, welche die alltäglichen Operationen einer Armee dokumentierten und aufgrund ihres geringen Status häufig nicht von Archivaren geführt wurden, im Gegensatz zu „hochrangigen Verwaltungsakten“, die zumeist sorgfältig aufbewahrt und katalogisiert wurden.²⁶ Deshalb darf man die Rückmeldungen nicht mit allgemeinen *états*, Zustandsberichten mit ungefähren Zahlen, die für die Planung von Feldzügen verwendet und daher in Archiven aufbewahrt wurden, in einen Topf werfen. In diesen Berichten wurden Truppen bataillons- oder regimentsweise gezählt und ihre Stärke in runden Zahlen wie 500 oder 1 000 angegeben. Historiker haben seit Langem darauf hingewiesen, dass diese Schätzungen erheblich von der tatsächlichen Anzahl der kämpfenden Soldaten abwichen. Auch wenn ein Heer bei seiner Aufstellung die Sollstärke erreichte, verringerte sich seine Stärke durch Krankheit, Gefallene, Desertion und Musterungsfehler rasch in erheblichem Umfang, Historikern zufolge auf durchschnittlich 30 Prozent der in den Berichten angegebenen Größe.²⁷ Da Musterungsrollen und Heeresschaufen mit ihren Annäherungszahlen zur hochrangigen Verwaltungskorrespondenz gehörten, sind sie jedoch heute noch in den Archiven zu finden.

Auch die Art, wie diese Akten geführt wurden, legt den Schluss nahe, dass man sie nicht „wörtlich“ nehmen sollte. So informierte zum Beispiel der französische *commissaire ordonnateur* André Doreil in den 1750er-Jahren kurz nach seiner Ankunft in Kanada die königlichen Behörden darüber, dass es in Amerika nicht möglich sei, wie von den Instruktionen verlangt, alle zwei Monate eine Heeresschau durchzuführen. Im Sommer seien die Truppen weit verstreut, und selbst wenn sie sich in Garnisonen aufhielten, seien sie nur durch kostspielige lange Flussreisen zu erreichen.²⁸ Darüber hinaus gingen Doreil bald die Formulare aus,

²⁵ Erica Charters: *Disease, War, and the Imperial State. The Welfare of the British Armed Forces during the Seven Years' War, 1756–63*. Chicago 2014, Kap. 3.

²⁶ Andrea Guidi: 'Per peli e per segni'. Muster Rolls, Lists and Notes. Practical Military Records Relating to the Last Florentine *ordinanze* and Militia, from Machiavelli to the Fall of the Republic (1506–30). In: *Historical Research* 89 (2016) 246, S. 673–686.

²⁷ Parrott: *Army* (wie Anm. 12), Kap. 3; John Lynn: *Giant of the Grand Siècle. The French Army, 1610–1715*. Cambridge 1997, Kap. 2; Olaf van Nimwegen: *The Dutch Army and the Military Revolutions, 1588–1688*. Woodbridge 2010, S. 45–65.

²⁸ Doreil: 25. 9. 1755, RAPQ 1944-45, S. 51.

auf denen er seine Zählungen verzeichnete, und er forderte die Zusendung neuer Vordrucke aus Frankreich an (die er nie erhalten sollte), da es in den Kolonien keine Druckerei gab – was der königlichen Zensur zu verdanken war, die auf diese Weise den Zentralbehörden half, die Produktion von gedrucktem Material unter Kontrolle zu halten.²⁹ Auch Doreils Nachfolger, Benoît-François Bernier, teilte den Zentralstellen mit, dass es aufgrund der landschaftlichen Gegebenheiten, des Klimas und der Lebensumstände der Soldaten in Neufrankreich unmöglich sei, regelmäßige Heeresschauen durchzuführen.³⁰ In den Akten von in Louisbourg auf der Île Royale (Kap-Breton-Insel) stationierten Soldaten sind viele, die beim Festungsbau beschäftigt oder auf der Jagd waren, oft einfach als „abwesend“ vermerkt. Ein Kommissar merkte auch an, dass manche Soldaten als anwesend gezählt wurden, obwohl man sie seit über zehn Jahren nicht mehr in der Garnison gesehen hatte.³¹ Ganz ähnlich berichtet Jean-François-Benjamin Dumont de Montigny in seinen Memoiren, wie leicht es gewesen sei, jedes Mal, „wenn eine Heeresschau stattfand, als anwesend gezählt zu werden, obwohl ich abwesend war“.³² Dies war nicht einfach nur ein Problem kolonialer Logistik, sondern scheint für alle zentralen Akten über die französischen Truppen zuzutreffen. André Corvisier erklärt in seiner erschöpfenden Darstellung der *contrôles de troupes*, dass er sich die Untersuchung von Akten aus Kriegszeiten gespart habe, weil es unmöglich sei, „die Rekrutierung in Kriegszeiten mit einiger Sicherheit zu analysieren, da die *contrôles* unvollständig oder desorganisiert“ seien.³³ Mit anderen Worten, nach Aussage eines Historikers, der sein Leben lang intensiv über französische Akten zur Truppenstärke geforscht und sechs Bände über sie veröffentlicht hat, waren sie in Kriegszeiten viel zu unzuverlässig, um sie vorbehaltlos benutzen zu können.

Manpower und Kolonialkrieg

Die Einführung und Verbreitung bürokratischer Methoden in der Frühmoderne und im 18. Jahrhundert wird seit Langem als zentrales Element staatlicher Autorität, wenn nicht gar als Inbegriff moderner imperialer Macht betrachtet. Bei der Gegenüberstellung von moderner Verwaltung und auf roher Gewalt beruhender vormoderner Macht werden Statistik, Zählung, Kartierung und andere bürokratische Verfahren als Anzeichen, wenn nicht Wesensmerkmale moderner Staatlichkeit ausgemacht. Ob nun durch den Akt des Schreibens selbst, Rationalisierungstheorien à la Max Weber, die „militärische Revolution“ oder den Aufstieg des bürokratischen Staats, auf jeden Fall erweiterte der moderne Staat seinen Aktionsradius

²⁹ 25. 8bre 1757 und 20. 8bre 1758, RAPQ 1944–45, S. 117f., S. 163. Zu Druckereien siehe Banks: *Empire* (wie Anm. 21), S. 180.

³⁰ SHD: 15. 4. 1759, A1 3540, f. 44.

³¹ Allan Greer: *The Soldiers of Isle Royale, 1720–45*. Ottawa 1979, S. 11.

³² Jean-François Dumont de Montigny: *The Memoir of Lieutenant Dumont, 1715–1747. A Sojourner in the French Atlantic*. Übersetzt von Gordon M. Sayre. Chapel Hill 2012, S. 78.

³³ Corvisier: *Contrôles* (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 381.

und seine Eingriffe in den Alltag seiner Bürger. Bernhard Cohn zum Beispiel beschreibt solche Entwicklungen im Indien des 18. Jahrhunderts als Aspekt des Versuchs europäischer Staaten, „ihre Macht sichtbar“ zu machen.³⁴

Nach der britischen Eroberung Kanadas im Jahr 1760 erhielt beispielsweise General James Murray den Auftrag, eine Karte des Sankt-Lorenz-Tals anfertigen zu lassen, um den Briten die Verwaltung der neuen Kolonie zu ermöglichen. Murrays Karte zeigte nicht nur das Territorium, sondern umfasste auch eine Zählung der Kolonialbevölkerung im wehrfähigen Alter. Sie erfüllte insofern die staatliche Anforderung einer „vollständigen und detaillierten Zählung“ der eroberten Überseeterritorien.³⁵ Größere, „für die Zurschaustellung als Kriegstrophäe in großen Räumen geeignete“ Exemplare der Karte gingen an König Georg und William Pitt, während die Kolonialverwaltung eine kleinere Version benutzte. Murrays Karte versinnbildlicht also sowohl die symbolische als auch die praktische Bedeutung des imperialen Wissens über die Truppenstärke.³⁶ Musterungsrollen stellen insofern starke papierne Symbole moderner staatlicher und imperialer Macht im militärischen wie im bürokratischen Sinn dar und sind handfeste Belege für die Ausweitung staatlicher Erfassungsmethoden im 18. Jahrhundert, das heißt der Identifizierung, Zählung, Klassifizierung und Standardisierung von Ressourcen, die im weltweiten imperialen Zensus des 19. und 20. Jahrhunderts Früchte tragen sollten.

Gleichzeitig erinnern etwa James Scotts Buch „Seeing Like a State“ und André Wakefields Arbeiten über den ungeordneten Policey-Staat im Kameralismus des 18. Jahrhunderts Historiker und Historikerinnen daran, dass das, was sie in Archiven studieren, ein papiernes Trugbild aus Wissen und Macht sein könnte. Papierbelege sollten nicht als Beweise dafür gesehen werden, dass solche Methoden und Verfahren effizient waren. „Ein Imperium ist zum Teil Fiktion“, stellte Thomas Richards provokant fest. „Ein Imperium ist per Definition und naturgemäß eine überdehnte Nation – eine Nation, die zu weit gegangen ist, eine Nation, die zu

³⁴ Bernard Cohn: *Colonialism and its Forms of Knowledge. The British in India*. Princeton 1996, S. 3. Am eingehendsten ist das britische Vorgehen in Indien untersucht worden; siehe beispielsweise Uma Kalpagam: *The Colonial State and Statistical Knowledge*. In: *History of the Human Sciences* 13 (2000) 2, S. 37–55; Arjun Appadurai: *Number in the Colonial Imagination*. In: Carol A. Breckenridge/Peter van der Veer (Hg.): *Orientalism and the Postcolonial Predicament*. Delhi 1994; Hayden J. Bellenoit: *The Formation of the Colonial State in India. Scribes, Paper and Taxes, 1760–1860*. Abingdon 2017; allgemeiner Christopher Alan Bayly: *Empire and Information. Intelligence Gathering and Social Communication in India, 1780–1870*. Cambridge 1996; Cohn: *Colonialism* (diese Anm.). Das Standardwerk zum Thema „Schreiben und Staatlichkeit“ ist Jack Goody: *Die Logik der Schrift und die Organisation von Gesellschaft*. Frankfurt a. M. 1990; zu Bürokratisierung und Regierbarkeit siehe Valentin Groebner: *Der Schein der Person. Steckbrief, Ausweis und Kontrolle im Europa des Mittelalters*. München 2004; Mitchell Dean: *Governmentality. Power and Rule in Modern Society*. London 1999; Michel Foucault: *Die „Gouvernementalität“*. In: Michel Foucault: *Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits*. Bd. 3. Frankfurt a. M. 2003, S. 796–823; Anthony Giddens: *A Contemporary Critique of Historical Materialism*. Bd. 2: *The Nation-state and Violence*. Cambridge 1985.

³⁵ Zitiert in Nathaniel N. Shipton: *General James Murray's Map of the St Lawrence*. In: *The Cartographer* 4 (1967) 2, S. 93–101, hier: S. 100.

³⁶ Jeffrey S. Murray: *Terra Nostra, 1550–1950. The Stories behind Canada's Maps*. Montreal 2010, S. 46. Ich danke Nicola Martin dafür, dass er mich auf Murrays Karte aufmerksam gemacht hat.

viele Länder übernommen hat, die zu weit von zu Hause entfernt sind, um sie wirkungsvoll kontrollieren zu können.“³⁷

Deshalb finden viele Forscherinnen und Forscher die französischen Akten mit ihren detaillierten qualitativen Angaben beeindruckender und halten sie in größerem Maß als die britischen für Beweise eines machtvoll zugreifenden Staats und der Herausbildung einer modernen Staatsmacht. Geoffrey Parker zeigt allerdings in seiner Studie über Philipp II. und das frühmoderne Spanien, dass zu viele Informationen eine imperiale Verwaltung auch überfordern und, anstatt zu einer besser informierten Politik zu führen, Entscheidungsprozesse lähmen können.³⁸ Ganz ähnlich beklagte sich die französische Militärverwaltung in den 1790er-Jahren, sie habe zwar viele Informationen, insbesondere über die einzelnen Soldaten, aber keinen Überblick über den Allgemeinzustand der Truppen.³⁹ Aus der französischen Korrespondenz während des Krieges ergibt sich das gleiche Bild: Die Beamten erhielten zwar ständig nützliche Informationen über den Wert der Truppen, aus ihnen ging aber nie klar hervor, welcher Kurs in der Truppenpolitik eingeschlagen werden sollte.⁴⁰

Dagegen konzentrierten sich die britischen Rückmeldungen, obwohl ursprünglich als Mittel gegen Korruption gedacht, mit ihren Tabellen voller Zahlen bald mehr auf die Truppenstärke als auf den Geldfluss. Sie machten die Soldaten selbst zu Waren, die gezählt wurden. Statt die Stellung des Verfassers, des individuellen Berichterstatters, in den Vordergrund zu rücken, war der Beweisanspruch in die Struktur der Rückmeldungen, die sich auf den Gegenstand der Zählung konzentrierten, integriert. Und wie Kapitalismuskritikerinnen hervorheben, wird alles, was gezählt wird, eingeordnet und daher bewertet.⁴¹ In den britischen Rückmeldungen mit ihren deutschen Wurzeln werden die Soldaten erfasst, gezählt und eingeschätzt, und zwar nicht als Individuen, sondern als verfügbare Kräfte, als Manpower. Tatsächlich ist beim Betrachten solcher Tabellen die Kälte überraschend, mit der die Zahlen der „Diensttauglichen“ neben denjenigen der „Kranken“ und „Toten“ stehen. Aber genau diese Meldungen erlaubten es den Zeitgenossen wahrscheinlich, das örtliche und zeitliche Vorkommen von Krankheiten zu erkennen und danach, insbesondere in der Kolonialkriegführung, zu entschei-

³⁷ Richards: *Archive* (wie Anm. 3), S. 1; James Scott: *Seeing Like a State. How Certain Schemes to Improve the Human Condition Have Failed*. New Haven 1998; André Wakefield: *The Disordered Police State. German Cameralism as Science and Practice*. Chicago 2009.

³⁸ Geoffrey Parker: *The Grand Strategy of Philip II*. London 1998.

³⁹ Jean-Paul Bertaud: *La Révolution armée. Les soldats-citoyens et la Révolution française*. Paris 1979, bes. S. 17–27; allgemeiner: Howard Brown: *War, Revolution, and the Bureaucratic State. Politics and Army Administration in France, 1791–1799*. Oxford 1995.

⁴⁰ Doreil räumte dem Kriegsminister gegenüber ein, dass dieser, wenn er alles, was er ihm über Rekruten geschrieben habe, noch einmal lese, werde er „die Schwierigkeiten, die Unentschlossenheit und sogar Streitigkeiten erkennen, die wir ständig bei diesem Thema wie bei vielen anderen haben“ (Doreil an D’Argenson, 30. 7. 1758, RAPQ 1944–45, S. 148).

⁴¹ Jane Gleeson-White: *Double Entry. How the Merchants of Venice Created Modern Finance*. London 2013, Kap. 9–10; Marilyn Waring: *If Women Counted. A New Feminist Economics*. London 1989.

den, wann und wo Truppen stationiert werden sollten. Das heißt, sie ermöglichten strategische Kalkulationen aufgrund der Überlegung, wie viele Verluste an Kranken und Toten man sich leisten konnte.

Soldaten wurden in dieser Art von Akten so behandelt, wie Staaten und Reiche auch andere natürliche Rohstoffe behandelten: als Vermögenswerte, die inventarisiert, rationalisiert und dabei ausgebeutet wurden. Quantitative Meldungen waren Truppenzählungen, aus denen die Zentralbehörden ein präzises Bild der Truppenverteilung entnehmen konnten. Der große Renaissancemathematiker Simon Stevin hatte Fürst Moritz von Oranien geraten, seine Herrschaft effizienter zu gestalten, indem er nicht nur auf seine Finanzen, sondern auch auf seine Soldaten die doppelte Buchführung anwandte.⁴² Im breiteren Kontext der frühmodernen Versuche, Naturressourcen wie Bäume, Mineralien und landwirtschaftliche Erzeugnisse zu rationalisieren und damit auszubeuten, passt die quantitative Analyse von Truppen perfekt zur frühmodernen Auffassung der Manpower als wertvollster Naturressource. Sie wurde ebenso wie andere wertvolle Naturressourcen erfasst und zur Zählung aufbereitet, getauscht, verkauft und gekauft, das heißt zur Ware gemacht und als solche ausgebeutet.

Wie in andere Naturressourcen konnte auch in Manpower investiert werden; sie konnte kultiviert und geschützt werden. Rückmeldungen dienten der Bestätigung ihres Werts und bewogen die britischen Zentralstellen dazu, in diese kostbare Ware zu investieren und nicht nur Geld, sondern auch Männer zu verbuchen.⁴³ Im Gegensatz dazu bedeutete das Fehlen exakter Zahlen über die französischen Truppen, dass die vorgesetzten Stellen sie häufig benutzten, ohne den Verlustzahlen besondere Beachtung zu schenken. Tatsächlich scheinen französische Truppen wesentlich mehr Männer durch Krankheit verloren zu haben als britische, was zum Teil an finanziellem Missmanagement lag, aber auch daran, dass man über die Manpower nicht auf der Ebene einzelner Einheiten, sondern auf derjenigen der allgemeinen Bevölkerung nachdachte. Im Vergleich mit den kühlen Kalkulationen der britischen Rückmeldungen scheinen die französischen Berichte achtlos mit der Manpower umzugehen. In den britischen Meldungen spiegelte sich dagegen das Bewusstsein der Begrenztheit des Rekrutenreservoirs wider. Zu entscheiden, was mit einem Bataillon erreicht werden konnte, war etwas anderes, als zu entscheiden, was mit genau 173 Mann in diesem Bataillon möglich war.

Da Reiche sich zutreffend als Mittel zur Ressourcenbeschaffung beschreiben lassen, kann die Überwachung der Manpower als Beispiel europäischer Methoden betrachtet werden, die Wissen mit kommerziellem Austausch kombinierten, auf koloniale Gebiete angewandt wurden und dort häufig florierten, da sie den europäischen Behörden Informationen, Ressourcen und damit Macht verschafften. Zum

⁴² Simon Stevin: *Livre de compte de Prince a la maniere d'Italie* [...]. Leiden 1608, S. 97–99.

⁴³ Die Rückmeldungen bestärkten die Empfänger auch darin, was gezählt werden konnte und sollte; bemerkenswerterweise fehlen in ihnen Angaben über informelle Arbeit, das heißt, die entscheidende Rolle von Frauen in der Logistik wurde durch die Prioritätensetzung der Aktenführenden unsichtbar; siehe Barton Hacker: *Women and Military Institutions in Early Modern Europe. A Reconnaissance*. In: *Signs* 6 (1981) 4, S. 643–671; Waring: *Women* (wie Anm. 41).

Aufbau eines Imperiums gehörte die Anhäufung papierner Autorität, das heißt das Sammeln und Ordnen von Wissen über die Kolonialbevölkerungen. Dieser Zusammenhang stellt eine Definition moderner Staatsautorität vor neue Herausforderungen. Immerhin umfasst das Narrativ der militärischen Revolution und der europäischen Staatenbildung neben der Herausbildung moderner Buchhaltungsmethoden und Finanzpraktiken auch die Entstehung moderner professioneller Armeen. Doch während der französische Staat sich durch sein umfangreiches System der Informationssammlung zu modernisieren schien, behielt der britische ältere, archaischere, niedrig angesiedelte und kommerzielle Zählverfahren bei, die nicht geeignet waren, Einzelne zu identifizieren und im Auge zu behalten. Bei beiden Kolonialmächten konzentrierten sich die „paper technologies“ auf die Erfassung und Überwachung der Manpower, indem sie deren Wert als Naturressource von Staat und Reich ausdrückten, wenn nicht sogar als deren wertvollste Ressource. Sowohl Musterungen als auch Rückmeldungen konzentrierten sich auf exakte und detaillierte Angaben, und beide waren Methoden, um Informationen über Truppen zu sammeln und weiterzuleiten. Aber die deutlichen Unterschiede zwischen der französischen und der britischen Art der Erfassung stellen die historische Annahme infrage, nach der die moderne Staatsautorität schlicht durch ihre Fähigkeit entstanden ist, immer mehr über ihre Bevölkerungen in Erfahrung zu bringen.

Abstract

This chapter examines how European officials identified and measured manpower during the Seven Years' War. By comparing British and French wartime methods of manpower record keeping, I reveal that differing practices of identifying and tracking manpower resulted in divergent approaches to troop health, logistics, and military strategy. Whereas British records used German-style numerical reports, collecting numbers in ways that resemble double-entry bookkeeping, French records identified and tracked individuals throughout the empire. As a result, British records turned military men into nameless commodities that were counted, cultivated, and exploited, encouraging officials in the metropole to make decisions on the basis of numerical calculations. By contrast, French records were qualitative, describing manpower in detailed narrative accounts; they focused as much on the authority and status of their authors as on the soldiers and sailors they identified. Whereas historians have been impressed by the French state's ability to produce and collect voluminous information, I here highlight a different perspective: French officials were overcome by too much information, often unable to translate it into knowledge to guide policy and decision making. Both of these imperial powers used paper technologies to track manpower, identifying it as a valuable natural resource of states and empires. By tracing the evolution of military records and their application as scientific methods of extracting knowledge, this chapter links military and medical manpower accounting to the bureaucratic structure of European states.

Tim Neu

Glocal Credit

Die britische Finanzlogistik als fraktales Phänomen am Beispiel des Siebenjährigen Krieges

Ende Juni 1759 schrieb Abraham Mortier, der in New York tätige *Deputy Paymaster General* für die britischen Truppen in Nordamerika, seinem Vorgesetzten Henry Fox in London einen Brandbrief. Der militärische Dienst sei unter Druck geraten, da keine Geldsendungen aus England eingetroffen seien, und auch die Vertreter der dafür zuständigen Kontraktoren, also der privatwirtschaftlichen Finanzdienstleister im Auftrag der Krone, hätten sich unfähig gezeigt, ihn mit finanziellen Mitteln zu versorgen. Die Militärkasse habe daraufhin „a total Bankruptcy“ hinnehmen müssen.¹ Als die Nachricht im August in London eintraf, brach der *public credit*, aufgrund einer drohenden französischen Invasion ohnehin schon angeschlagen, endgültig zusammen, und die Regierung sah sich gezwungen, im Haushalt für 1760 millionenschwere Kürzungen vorzunehmen. Dennoch wurden die öffentlichen Anleihen im kommenden Frühling nicht vollständig gezeichnet, und das wichtigste Ziel des Jahres, die Eroberung Kanadas, konnte nicht erreicht werden. Montreal hielt stand, woraufhin die Pitt-Newcastle-Regierung noch zu Lebzeiten König Georgs II. stürzte – 1759 erwies sich in der Rückschau als ein *annus horribilis* für Großbritannien.

Selbstverständlich hat es sich ganz anders zugetragen:² Der *public credit* hatte sich bis Ende 1759 erholt und Premierminister Thomas Pelham-Holles, Herzog von Newcastle, brachte das größte Budget aller Zeiten in die Haushaltsberatungen des Parlaments ein; von den 14 Millionen Pfund Sterling wurden ganze 7 Millionen erfolgreich über öffentliche Anleihen aufgebracht und Kanada wurde restlos

¹ Abraham Mortier an John Appy, 25. 6. 1759, New York, The National Archives of the United Kingdom, London (= TNA), WO 34/98, fol. 232r: „I have by the Pacquet acquainted Mr. Fox [Henry Fox, Paymaster General, T.N.], the distress the Service has been put to, for want of remittances from home, and the incapacity of the Contractor's Agents supplying me, have also told him the Military Chest had suffer'd a total Bankruptcy.“

² Richtig ist allerdings, dass der *public credit* 1759 im Zusammenhang mit einer befürchteten französischen Invasion tatsächlich unter Druck stand; vgl. Fred Anderson: *Crucible of War. The Seven Years' War and the Fate of Empire in British North America, 1754–1766*. New York 2001, S. 312; zum Wert von *counterfactuals* in der Geschichtswissenschaft vgl. Alexander Demandt: *Ungeschehene Geschichte. Ein Traktat über die Frage: Was wäre geschehen, wenn ...?* Göttingen 2011, aber auch die kritische Position von Richard J. Evans: *Veränderte Vergangenheiten. Über kontrafaktisches Erzählen in der Geschichte*. München 2014.

erobert.³ Schon die Zeitgenossen waren der Meinung, dass die fast unglaubliche und europaweit beneidete Leistungsfähigkeit des öffentlichen Schuldenwesens Großbritanniens die politischen und militärischen Erfolge seit der Glorreichen Revolution im Allgemeinen und die des noch andauernden Krieges im Speziellen überhaupt erst möglich gemacht hatte.⁴ In der Forschung wird dieselbe Meinung vertreten, wenn sich beispielsweise Fred Anderson in seinem Standardwerk zustimmend auf Newcastles Warnung bezieht, dass der Krieg nur geführt werden könne, solange er durch die Londoner City auf Kredit finanziert werde.⁵ Den Brandbrief von 1759 aber gab es wirklich. Damit stellt sich die Frage, wie zu erklären ist, dass es eben nicht zu den eingangs kontrafaktisch imaginierten Folgen kam, warum der Bankrott der nordamerikanischen Militärkasse sich nicht über das Londoner *Pay Office* und die *Treasury* nachteilig auf den kriegsentscheidenden öffentlichen Kredit auswirkte. Denn grundsätzlich galt doch, so ließ es sich in allen Handelslehrbüchern nachlesen: „If the people he trusts fail, or fail but of a punctual compliance with him, he can never support his own credit.“⁶ Newcastle als erster Schatzlord und Premierminister hatte aber Henry Fox, dem Generalzahlmeister, vertraut und dieser wiederum Abraham Mortier als seinem Stellvertreter in Nordamerika. Daher sei noch einmal gefragt: Warum hatte das Scheitern des Letztgenannten in New York keine Auswirkungen auf seine Vorgesetzten in London?

Eine Antwort auf diese Frage scheint mir beim gegenwärtigen Stand der Forschung zum Siebenjährigen Krieg aus zwei Gründen schwierig zu sein.⁷ Erstens liegen das System des öffentlichen Kredits und die ihm angelagerte Finanzlogistik weitgehend außerhalb des Forschungsinteresses, weil im Anschluss an das be-

³ Vgl. für den Haushalt Anderson: *Crucible* (wie Anm. 2), S. 384, und für die Eroberung Kanadas ebd., S. 387–409.

⁴ Vgl. etwa Anon.: *Reflections on the Rise and Progress of the British Constitution*. London 1761, S. 120: „The nature, the effects, and the benefits resulting from public credit, have been stated [...]; it has been likewise shewn, that from the uses made of this credit, we derive that rank, that power, that influence we have over the affairs of Europe.“

⁵ Anderson: *Crucible* (wie Anm. 2), S. 308: „As Newcastle never failed to remind him, the nation could sustain Pitt’s monstrously expensive war only so long as the financiers in the City of London went on lending the government money.“

⁶ Anon. [Daniel Defoe]: *The Complete English Tradesman, in Familiar Letters; Directing him in all the several Parts and Progressions of Trade [...]*. London 1726, S. 77. Vgl. etwa Francesca Trivellato: *The Familiarity of Strangers. The Sephardic Diaspora, Livorno, and Cross-Cultural Trade in the Early Modern Period*. New Haven/London 2009, S. 174: „The loss of credibility with one correspondent could generate a detrimental domino effect.“; vgl. für den britischen Kontext auch Natasha Glaisyer: *The Culture of Commerce in England, 1660–1720*. Woodbridge 2006, S. 38–42; Nuala Zahedieh: *The Capital and the Colonies. London and the Atlantic Economy, 1660–1700*. Cambridge 2010, S. 90–103.

⁷ Zum Stand der Forschung vgl. die Einleitung von Marian Füssel in diesem Band; vgl. auch ders.: *Der Siebenjährige Krieg. Ein Weltkrieg im 18. Jahrhundert*. München 2012; ders.: *Der Preis des Ruhms. Eine Weltgeschichte des Siebenjährigen Krieges*. München 2019; Sven Externbrink (Hg.): *Der Siebenjährige Krieg (1756–1763). Ein europäischer Weltkrieg im Zeitalter der Aufklärung*. Berlin 2011; für den britisch-imperialen Kontext vgl. Peter J. Marshall: *The Making and Unmaking of Empires. Britain, India, and America c. 1750–1783*. Oxford 2005; Anderson: *Crucible* (wie Anm. 2).

rühmte Buch von Dickson über die *financial revolution* gemeinhin angenommen wird, dass diese Revolution bis zum Beginn des Krieges abgeschlossen war, *war finance* also zu den relativ unproblematischen, weil institutionalisierten und konsentierten Infrastrukturen von Politik und Krieg gehörte.⁸ Wenn *public credit* aber thematisiert wird, dann, und das ist das zweite Problem, in aller Regel nur als Makrophänomen: Es geht um große Summen in der einen großen Stadt, genauer um die Frage, ob „die City“ „der Regierung“ „das Geld“ zur Verfügung stellt. Das sah schon Newcastle so, und diese Einschätzung wird von vielen Forschern und Forscherinnen bis heute geteilt.⁹ Aus einer solchen Perspektive bekommt man aber Phänomene auf der Meso- oder Mikroebene, zumal solche in der imperialen Peripherie, wie eben die Krise der Militärkasse in New York, konzeptionell kaum in den Blick, geschweige denn den Zusammenhang zwischen „großen“ und „kleinen“ Ereignissen, Prozessen und Strukturen.¹⁰ Auch eine globalgeschichtliche Neuausrichtung, die oft als Lösung oder Überwindung des grundlegenden Mikro-Makro-Problems präsentiert wird, hat für den Siebenjährigen Krieg bisher keine grundsätzlich neuen Erkenntnisse erbracht.¹¹

⁸ Vgl. Peter G. M. Dickson: *The Financial Revolution in England. A Study of the Development of Public Credit, 1688–1756*. London/New York 1967, S. 11: „The new system of English public borrowing was complete in its essentials by the eve of the Seven Years War [...]“; vgl. auch Henry Roseveare: *The Financial Revolution 1660–1760*. Harlow 1991, S. 63; Carl Wennerlind: *Casualties of Credit. The English Financial Revolution 1620–1720*. Cambridge, MA/London 2011, S. 238; Anne L. Murphy: *The Financial Revolution and its Consequences*. In: Roderick Floud/Jane Humphries/Paul Johnson (Hg.): *The Cambridge Economic History of Modern Britain*. Bd. 1: 1700–1870. Cambridge 2014, S. 321–343, hier: S. 321.

⁹ Vgl. nur Anderson: *Crucible* (wie Anm. 2), S. 308, und Reed Browning: *The Duke of Newcastle and the Financing of the Seven Years' War*. In: *JEH* 31 (1971), S. 344–377. Umgekehrt gilt, dass Studien zu Finanzlogistik einzelner Expeditionen, Feldzüge oder Schlachten oft nicht auf das imperiale Schuldenwesen und den britischen *public credit* eingehen; vgl. etwa Theodore Thayer: *The Army Contractors for the Niagara Campaign, 1755–1756*. In: *WMQ* 14 (1957), S. 31–46, hier: S. 41 f.; William T. Baxter: *The House of Hancock. Business in Boston 1724–1775*. New York 1965, S. 129–161.

¹⁰ Zur Mikro-Makro-Problematik vgl. die Einleitung von Marian Füssel in diesem Band und allgemein Jürgen Schlumbohm (Hg.): *Mikrogeschichte – Makrogeschichte, komplementär oder inkommensurabel?* Göttingen 1998; Matti Peltonen: *Clues, Margins, and Monads. The Micro-Macro Link in Historical Research*. In: *H & T* 40 (2001), S. 347–359.

¹¹ Zu den bisher weitgehend uneingelösten Ansprüchen der Globalgeschichte hinsichtlich des Mikro-Makro-Problems vgl. Antoinette Burton: *Not Even Remotely Global? Method and Scale in World History*. In: *History Workshop Journal* 64 (2007), S. 323–328, hier: S. 326 f.; Sebouh David Aslanian u. a.: *AHR Conversation „How Size Matters: The Question of Scale in History“*. In: *AHR* 118 (2013), S. 1431–1472, hier etwa: S. 1445; John-Paul A. Ghobrial: *Introduction: Seeing the World Like a Microhistorian*. In: *P&P* 242 (2019), Supplement 14, S. 1–22, hier: S. 16; in Bezug auf den Siebenjährigen Krieg vgl. beispielsweise Daniel A. Baugh: *The Global Seven Years War, 1754–1763. Britain and France in a Great Power Contest*. London/New York 2011, wo sich keine Auseinandersetzung mit dem Mikro-Makro-Problem findet und das Adjektiv „global“ nur den Maßstab des Konflikts bezeichnet; die Beiträge in Mark H. Danley/Patrick J. Spellman (Hg.): *The Seven Years' War. Global Views*. Leiden 2012, thematisieren das Mikro-Makro-Problem ebenfalls nicht; vgl. jetzt aber Aaron Graham: *Corruption and Contractors in the Atlantic World, 1754–1763*. In: *EHR* 133 (2018), S. 1093–1119, wenngleich ohne Bezug auf globalgeschichtliche Theoriedebatten.

Im Folgenden möchte ich daher einen Zugang zur britischen Finanzlogistik entwickeln, der zum einen empirisch erklärt, warum die Krise in New York keinen Einfluss auf das imperiale Setting des öffentlichen Kredits im Ganzen hatte,¹² und der damit zum anderen plausibel macht, dass der britische *public credit* methodisch-theoretisch als grundsätzlich „globales“ Phänomen begriffen werden sollte, als Phänomen, dessen Gestalt und Eigenschaften vor allem aus der Verflechtung lokaler und globaler Elemente heraus erklärt werden können.¹³ Dazu werde ich erstens mit einer eingehenderen Untersuchung der Krise beginnen, die 1759 Zahlmeister Mortier zu seinem Brandbrief motivierte. Ausgehend von diesem Geschehen, das aus Sicht der Metropole – und damit auch aus Sicht vieler Historiker und Historikerinnen – gleich in doppelter Hinsicht als „mikro“ einzu-stufen ist, da es „fern“ in der Peripherie vonstatten ging und auch nur vergleichs-weise „kleine“ Summen betraf, werde ich dann zweitens zeigen, wie und auf welche Weise die Finanzlogistik einen imperialen Zusammenhang schuf, wie sie die fernen und kleinen Peripherien mit der nahen und großen Metropole verband. Drittens wird das metropolitane Setting des *public credit* in London mit denselben Kategorien untersucht wie das koloniale. Viertens geht es darum, die herausgearbeiteten Homologien der Kreditsettings der verschiedenen Maßstabsebenen zu nutzen, um die Globalität des *public credits* inhaltlich präziser als Fraktalität zu bestimmen und durch einen kurzen Vergleich mit dem französischen System zu einer Erklärung zu kommen, warum die lokale Krise von 1759 den globalen *public credit* Großbritanniens nicht schädigte. Ich gehe also vom Kleinen ins Große, sowohl was das Phänomen als auch was den methodischen Zugang betrifft.

Ein totaler Bankrott? New York, 1759

Eigentlich hätte es 1759 keine finanzielle Krise bei den britischen Truppen geben sollen, denn deren finanzlogistische Versorgung in Nordamerika, wo die berühm-

¹² „Setting“ wird im Folgenden als Terminus technicus verwendet und bezeichnet „Konstellationen von Menschen und nicht-menschlichen Aktanten [...], bei denen Kompetenzen und Performanzen verteilt sind“ (Madeleine Akrich/Bruno Latour: Zusammenfassung einer zweckmäßigen Terminologie für die Semiotik menschlicher und nicht-menschlicher Konstellationen. In: Andréa Belliger/David J. Krieger [Hg.]: ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie. Bielefeld 2006, S. 399–405, hier: S. 399). Auf diese Weise lässt sich die Handlungs-Struktur-Dichotomie unterlaufen, was es einfacher macht, die Verbindungen zwischen der Mikro- und der Makroebene herauszustellen.

¹³ Vgl. Roland Robertson: The New Global History. History in a Global Age. In: Cultural Values 2 (1998), S. 368–384, hier: S. 374: „I have, on the other hand, insisted that even if one were to think of globalization as a recent phenomenon (which I certainly do not), it would still be more than appropriate to consider the pivotal aspect of globalization to be the ongoing interpenetration of universalizing and particularizing tendencies. This interpenetration I have specified, in summary conceptual form, in the concept of globalization“; vgl. auch ders.: Globalization. Time-Space and Homogeneity-Heterogeneity. In: Mike Featherstone/Scott Lash/ders. (Hg.): Global Modernities. London 1995, S. 25–44; Victor Roudometof: Globalization. A Critical Introduction. London 2016.

ten *Redcoats* im Siebenjährigen Krieg bekanntlich zum ersten Mal in größerem Umfang zum Einsatz kamen, war schon 1754 den Londoner Kaufleuten John Hanbury und John Thomlinson übertragen worden.¹⁴ Diese wurden damit im Sprachgebrauch der Zeit zu *contractors*, genauer *remittance contractors*, also Vertragsnehmern zum Zwecke der Geldversendung. Wie die jüngere Forschung gezeigt hat, war das ein ganz typisches Vorgehen frühneuzeitlicher Regierungen, es ist sogar von einem *contractor state* in Ergänzung des bekannten *fiscal-military state* gesprochen worden.¹⁵ Heute würde man eher von einem Public-private-Partnership sprechen. Kaufleute kannten sich nun in der Tat in Fragen des Geldtransfers am besten aus, aber auch dieses Modell löste nicht alle Probleme: Seit Juli 1758 wurde der Kontrakt von einer erweiterten Gesellschaft gehalten, der neben Thomlinson und dem Sohn von Hanbury noch George Colebrook und Arnold Nesbitt angehörten.¹⁶ Diese hatten sich gegenüber der Krone verpflichtet, so hieß es schon im ersten Kontrakt von 1754, mit den ihnen in London zur Verfügung gestellten Geldern in England oder den Kolonien spanische Dollars und sonstiges gemünztes spanisches Silber sowie spanisches und portugiesisches gemünztes Gold anzukaufen und dieses Münzgeld nach Nordamerika zu transportieren.¹⁷ Vor Ort sollte Charles Apthorp, der Geschäftspartner und bevollmächtigte Vertreter der Kontraktoren, zeitgenössisch *agent* genannt, das spanische und portugiesische Münzgeld, das er von seinen Prinzipalen – eben der Gesellschaft

¹⁴ Vgl. Graham: *Corruption* (wie Anm. 11), S. 1100; vgl. auch Gordon E. Bannerman: *Merchants and the Military in Eighteenth-Century Britain. British Army Contracts and Domestic Supply, 1739–1763*. London 2008, S. 49, laut dem Hanbury und Thomlinson schon seit 1745 gelegentlich als *remittance contractors* auftraten.

¹⁵ Vgl. die Beiträge in Richard Harding/Sergio Solbes Ferri (Hg.): *The Contractor State and its Implications, 1659–1815*. Las Palmas de Gran Canaria 2012; vgl. auch Roger Knight/Martin Wilcox: *Sustaining the Fleet, 1793–1815. War, the British Navy and the Contractor State*. Woodbridge 2010; Rafael Torres Sánchez: *Military Entrepreneurs and the Spanish Contractor State in the Eighteenth Century*. Oxford 2016; für den Sonderfall der *remittance contractors* vgl. Bannerman: *Merchants* (wie Anm. 14), S. 42–46, S. 125f.; Graham: *Corruption* (wie Anm. 11); Pepijn Brandon: *War, Capital, and the Dutch State (1588–1795)*. Leiden/Boston 2015, S. 210–263; ders.: „The whole art of war is reduced to money“. *Remittances, Short-Term Credit and Financial Intermediation in Anglo-Dutch Military Finance, 1688–1713*. In: *FHR* 25 (2018), S. 19–41.

¹⁶ Hinsichtlich der Kontrakte gehen die Angaben in der Literatur auseinander. Ich halte mich an die Angaben in den offiziellen Abrechnungen. Danach wurde der erste Kontrakt am 29. November 1754 zwischen der *Treasury* und John Thomlinson und John Hanbury geschlossen (vgl. Thomlinson, J. Hanbury, and others, *Contractors for remitting money for the Forces in North America*, TNA AO1/190/592), ein zweiter am 28. Juli 1756 mit John Thomlinson, John Hanbury, George Colebrook und Arnold Nesbitt und ein dritter am 27. Juli 1758 mit John Thomlinson, Osgood Hanbury, George Colebrook und Arnold Nesbitt (vgl. J. Thomlinson, J. Hanbury, and others, *Contractors for remitting money for the Forces in North America*, TNA AO 1/190/593). Laut Graham: *Corruption* (wie Anm. 11), S. 1101, sei John Hanbury nach seinem Tod 1758 durch „his nephews Capel and Osgood Hanbury“ ersetzt worden. Capel war jedoch laut der Abrechnungen nicht Vertragspartner und Osgood nicht der Neffe, sondern der Sohn von John Hanbury; vgl. Jacob M. Price: *The Great Quaker Business Families of Eighteenth-Century London. The Rise and Fall of a Sectarian Patriarchate*. In: Richard S. Dunn/Mary Maples Dunn (Hg.): *The World of William Penn*. Philadelphia 1986, S. 363–399, hier: S. 380.

¹⁷ TNA AO1/190/592 (wie Anm. 16).

Thomlinson, Hanbury, Colebrook und Nesbitt – aus London erhielt, dem ebenfalls in New York ansässigen Zahlmeister Mortier regelmäßig und gegen Quittung aushändigen.¹⁸ Dieser wiederum unterstand direkt dem erst kürzlich ernannten Oberkommandierenden der Truppen in Nordamerika, Generalmajor Jeffery Amherst. Die Gelder wurden dann von Mortier entsprechend den Anweisungen Amhersts ausgezahlt, was in den meisten Fällen bedeutete, die Münzen bewacht landeinwärts nach Albany zu transportieren, wo sich Amherst überwiegend aufhielt, und dort an die Truppen und die Armeelieferanten auszuzahlen.¹⁹

Bis Mitte 1759 geriet dieses Arrangement jedoch in die besagte Krise, weil die Kontraktoren ihren Pflichten nicht mehr nachkamen: Sowohl im März als auch im April hatte Aphorpe jeweils Münzgeld im Wert von nur 20 000 Pfund Sterling bereitstellen können, was schon die laufenden Militärkosten nicht deckte, und war nur kurze Zeit später zudem von seinen Prinzipalen informiert worden, dass er für den Moment überhaupt nicht mit weiteren Münzlieferungen rechnen könne.²⁰ Tatsächlich blieben diese aus, was dann mittelbar den Brandbrief Mortiers zur Folge hatte, in dem er vom totalen Bankrott der Militärkasse sprach. Eine Lösung hatte der Zahlmeister jedoch nicht parat, sodass es Amherst, noch heute für seine logistischen Fähigkeiten bekannt, vorbehalten blieb, die Krise durch ein unkonventionelles Vorgehen zu bewältigen – Anfang Juni bat er die Provinz New York um einen Kredit.²¹ Einige Wochen später hatte man sich auf ein Maßnahmenpaket geeinigt: Die Provinz New York, genauer: *Governor, Council and General Assembly* verabschiedeten am 3. Juli ein Gesetz zur Emission von Papiergeld in Höhe von 150 000 Pfund New Yorker Währung;²² eine Summe, die 87 500 Pfund Sterling entsprach.²³ Diese kolonialen *bills of credit* galten für ein Jahr als gesetzliches Zahlungsmittel, um danach wieder in Münzgeld umgetauscht und aus dem Verkehr gezogen zu werden. Das so geschaffene Papiergeld wurde

¹⁸ Vgl. Virginia D. Harrington: *The New York Merchant on the Eve of the Revolution*. Gloucester, MA 1964, S. 293f.

¹⁹ Vgl. Robert J. Andrews (Hg.): *The Journals of Jeffery Amherst, 1757–1763*. Bd. 1: *The Daily and Personal Journals*. East Lansing 2015, S. 82: „I arrived at Albany“ (Eintrag vom 3. 5. 1759), S. 86: „today Mr. Mortier arrived with some money it is time, there was none left.“ (Eintrag vom 25. 5. 1759); zu Amherst vgl. auch ders.: *Jeffery Amherst in America. A Personal Assessment*. In: ebd., S. XVII–XXII.

²⁰ Vgl. TNA PMG 14/1 (Deputy Paymasters' Accounts, America, A. Mortier No. 2), fol. 53v und fol. 54v; „Extract of a Letter from the Contractors, to their Agent at New York, dated 11 April 1759“. In: Abraham Mortier an John Appy [Amhersts Sekretär, T.N.], 2. 7. 1759, New York, TNA WO 34/98, fol. 236f.

²¹ Vgl. Andrews: *Jeffery Amherst* (wie Anm. 19), S. XXI: „A master of logistics and tactics“; vgl. auch Anderson: *Crucible* (wie Anm. 2), S. 321 für eine kurze Schilderung der Episode im größeren Kriegskontext. Ähnliche Krisenbewältigungsstrategien lassen sich zeitlich parallel auch in Virginia beobachten, wo John Hunter als Agent der Kontraktoren tätig war; vgl. dazu eingehend Graham: *Corruption* (wie Anm. 11), S. 1112.

²² Vgl. *An Act for Emitting Bill [sic!] of Credit to the amount of One Hundred and Fifty thousand pounds to enable his Majesties General to Pay the Debts Contracted and to Carry on His Majesties Service in North America and for Sinking the same within twelve months*. In: *The Colonial Laws of New York from the Year 1664 to the Revolution*. Bd. 4. Albany 1894, S. 350–355.

²³ Vgl. TNA PMG 14/1, fol. 69.

von Provinzschatzmeister De Peyster als Darlehen für ebenfalls ein Jahr an Mortier ausgezahlt. Im Gegenzug übergab Mortier der Provinz Wechsel oder *bills of exchange*, die als Sicherheiten dienten. Diese Wechsel, frühe Formen des Schecks, die jedoch nicht nur auf Banken, sondern grundsätzlich auf beliebige Personen und Korporationen ausgestellt werden konnten, „zog“ Mortier, wie es zeitgenössisch hieß, mit Wissen und Willen Amhersts auf Generalzahlmeister Fox in London.²⁴ Falls also die Militärkasse das Darlehen nicht mittels der *remittances* der Kontraktoren innerhalb von 12 Monaten zurückgezahlt haben würde, würde der Provinzschatzmeister stattdessen die Wechsel zu Geld machen, sie also entweder in New York an interessierte Kaufleute veräußern oder sie über einen Mittelsmann direkt in London beim *Pay Office* präsentieren, um mit den erlösten Mitteln den Umtausch der *bills of credit* vornehmen zu können. Damit war die Krise überwunden, Amherst konnte seine Kampagnen fortsetzen und als Teil des *annus mirabilis* unter anderem die französischen Forts Carillon und St. Frederic einnehmen.²⁵

Soviel zum konkreten Geschehen auf dem lokalen nordamerikanischen Kriegsschauplatz. Wie ist dieses Krisenmanagement nun in analytischer Hinsicht zu bewerten? Der offensichtlichste Effekt lässt sich als Diversifikation beschreiben. Vor der Krise floss Mortier Kaufkraft nur in einer einzigen materiellen Form und aus einer einzigen institutionellen Quelle zu – Münzgeld vom Agenten der Kontraktoren. Das neue Setting war zunächst einmal heterogener: zum einen in sozialer Hinsicht, insofern mit der Provinz New York in Gestalt ihres Schatzmeisters De Peyster eine zweite institutionelle Geldquelle aufgetan werden konnte; zum anderen aber vor allem auch im Hinblick auf die materiellen Kaufkraftträger. Der Vertrag sah vor, dass die Kontraktoren spanische und portugiesische Gold- und Silbermünzen ankaufen und über den Atlantik verschiffen sollten. Mit dem Kredit von 1759 bekam Zahlmeister Mortier nun zudem Zugriff auf koloniales Papiergeld, und zwar in den sprichwörtlichen kleinen Scheinen: 3 000 *bills of credit* zu je 24 Pfund, weitere 3 000 zu je 12 Pfund und schließlich 7 000 Geldscheine zu je 6 Pfund, insgesamt 150 000 Pfund New Yorker Währung.²⁶

Gleichzeitig wurde das Setting aber auch homogenisiert, was jedoch erst erkennbar wird, wenn man nicht nur den Kredit als Ergebnis, sondern auch den vorgelagerten Verhandlungsprozess betrachtet. Letztlich einigte man sich darauf, dass Mortier zur Besicherung des Kredits Wechsel auf den Generalzahlmeister in London an den Provinzschatzmeister übergeben würde. Im Laufe der Verhandlungen hatte jedoch auch der Agent der Kontraktoren dem geschäftsführenden Gouverneur ein Angebot gemacht, wie Mortier berichtet: „Mr. Apthorp had been with him [Lieutenant Governor James De Lancey], & propos'd giving Security for the Loan, if it took place, but the Lt. Govr. acquainted him no Security could be taken from private Persons, that he should recommend the advancing this money to his

²⁴ Zu Wechseln vgl. grundlegend Markus A. Denzel: Das System des bargeldlosen Zahlungsverkehrs europäischer Prägung vom Mittelalter bis 1914. Stuttgart 2008, S. 47–92.

²⁵ Vgl. Anderson: *Crucible* (wie Anm. 2), S. 340–343.

²⁶ Vgl. *Act* (wie Anm. 22), S. 351.

Council and Assembly, as a Publick Service, at the instance of the Commander in Chief, and should take such Security as you [Amherst] offer'd in your letter to him, that was the Deputy Paymaster General's bill.“²⁷

De Lancey ließ Apthorp also wissen, dass keine Sicherheiten von Privatpersonen angenommen werden könnten und er die Wechsel des New Yorker *Deputy Paymaster General* als Sicherheit annehmen werde. Diese Position fand dann auch die ausdrückliche Zustimmung Amhersts.²⁸ Auch wenn der Begriff hier nicht explizit verwendet wird, so geht es doch um *public credit*. Indem man die Besicherung des Darlehens durch Mortiers Wechsel vorzog, machte man erstens deutlich, dass es sich bei ihm gerade nicht um eine Privatperson, sondern um einen *public servant* handelte. Andernfalls hätte die Provinz auch Apthorp den Vorzug geben können, der immerhin für eine grundsätzlich sehr finanzstarke Londoner Gesellschaft sprach. Wechsel sind aber nur dann gute Sicherheitsleistungen, wenn sowohl Aussteller als auch Bezogener als kreditwürdig gelten, schließlich handelt es sich letztlich um „unscheinbare Papierstücke“ ohne Materialwert.²⁹ Und damit stellte die Ablehnung privater Sicherheitsleistungen zweitens darauf ab, mittels des vom Oberkommandierenden erlaubten Ziehens eines Wechsels den notwendigerweise „öffentlichen“ Kredit des *Deputy Paymaster* Mortier mit dem ebenso öffentlichen Kredit des Londoner *Pay Office* unter Fox und mittelbar mit dem Kredit der *Treasury* unter dem Herzog von Newcastle zu verbinden. Die Vergabe des Darlehens „to carry on His Majesty's Service“,³⁰ wie es im Titel des New Yorker Gesetzes hieß, beruhte damit auf dem im lokalen Setting von Mortier verkörpert imperialen *public credit*.

Das scheint aus heutiger Sicht vielleicht wenig überraschend, aber die Amtsvorgänger von Generalmajor Amherst hatten finanzielle Engpässe in der Tat durch Rückgriff auf *private credit* überwunden, weshalb das Angebot von Apthorp auch nicht ungewöhnlich war.³¹ Das New Yorker Setting wurde damit 1759 allein schon durch die im Zitat erwähnte Ausschließung privater Sicherheiten im Hinblick auf die Vertrauensgrundlage stärker auf den *public credit* hin ausgerichtet und dadurch homogenisiert. Im Ergebnis wurde die lokale New Yorker Finanzlogistik damit im Zuge der erfolgreichen Überwindung der Krise sowohl heterogener (im Hinblick auf die institutionellen Kaufkraftquellen und die materiellen Kaufkraftträger) als auch homogener (im Hinblick auf den *public credit*). Die verstärkte Inanspruchnahme des *public credit* homogenisierte aber das Setting nicht nur, sondern machte es auch globaler, denn durch die Ausstellung der Wechsel auf London wurde nicht nur der öffentliche Kredit Mortiers als Sicherheit herangezogen, sondern letztlich der britische *public credit* in seiner Gesamtheit angezapft.

²⁷ Abraham Mortier an Jeffery Amherst, o. D. [nach 8. 6. 1759 und vor 25. 6. 1759], o. O. [New York], TNA WO 34/98, fol. 230r/v.

²⁸ Vgl. Jeffery Amherst an Abraham Mortier, 8. 6. 1759, Camp at Fort Edward, TNA WO 34/197, fol. 312r/v.

²⁹ Denzel: System (wie Anm. 24), S. 17.

³⁰ Vgl. Act (wie Anm. 22), S. 350.

³¹ Vgl. Anderson: Crucible (wie Anm. 2), S. 321.

Damit stellt sich die ganz praktische Frage, wie eine solche Globalität von Kredit und Kaufkraft in der Praxis etabliert wurde.

Finanzlogistik und imperiale Verflechtungen

Im Anschluss an Frederick Cooper und Bruno Latour ist jüngst überzeugend argumentiert worden, dass Globalisierung „in geschichtswissenschaftlichen Studien nicht als mysteriöse Kraft auftreten [sollte], die die Menschen bewegt“, sondern als „das Resultat mühsamer, kostspieliger und bisweilen langwieriger menschlicher Aktivitäten“. ³² Daher muss an dieser Stelle nach den konkreten „Praktiken des Globalisierens“ gefragt werden. ³³ Zur Etablierung finanzieller Verflechtungen zwischen Zentrum und Peripherie gab es verschiedene Möglichkeiten: Die einfachste, die Verschiffung von Münzgeld, war nicht ohne Grund im Vertrag von 1754 festgeschrieben worden. Allerdings war auch schon seit dem frühen 18. Jahrhundert klar, dass ein solches Vorgehen allein im Rahmen größerer Kriege nicht praktikierbar war. ³⁴ Dementsprechend wurde mindestens noch eine andere Möglichkeit genutzt, um Kaufkraft von London nach New York zu transportieren, das Modell des „Schickens“.

Bei dieser Variante zogen Thomlinson & Co. Wechsel (*bills of exchange*) auf ihren Agenten, händigten diese dem *Pay Office* aus, das die Papiere an Mortier schickte, der sie Apthorp präsentierte und von diesem im Gegenzug das dringend benötigte Münzgeld erhielt. ³⁵ In Abbildung 1 ist dabei nur die für den Staat sichtbare „Schauseite“ des Geschäftsmodells der Kontraktoren visualisiert. Im Hintergrund liefen verschiedene Verrechnungs- und Refinanzierungsprozesse, von denen aber hier abgesehen werden kann, da es vor allem darum geht, einen Eindruck davon zu vermitteln, wie Kaufkraft in einem imperialen, also Zentrum und Peripherie verbindenden und damit translokalen Rahmen gehandhabt werden konnte. ³⁶

³² Debora Gerstenberger/Joël Glasman: Globalgeschichte mit Maß. Was Globalhistoriker von der Akteur-Netzwerk-Theorie lernen können. In: dies. (Hg.): *Techniken der Globalisierung. Globalgeschichte meets Akteur-Netzwerk-Theorie*. Bielefeld 2016, S. 11–40, hier: S. 32.

³³ Vgl. Bruno Latour: *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie*. Frankfurt a. M. 2007, S. 300; vgl. dazu die Beiträge in Gerstenberger/Glasman: *Globalgeschichte* (wie Anm. 32), die diese Forderung umzusetzen versuchen; vgl. für den hier untersuchten Fall vor allem Tim Neu: *Accounting Things Together. Die Globalisierung von Kaufkraft im British Empire um 1700*. In: ebd., S. 41–66.

³⁴ Vgl. Dwyrdd W. Jones: *War and Economy in the Age of William III and Marlborough*. Oxford/New York 1988, S. 77; Brandon: *Remittances* (wie Anm. 15), S. 25.

³⁵ Vgl. zu den Instrumenten der Geldversendung einführend Jones: *War* (wie Anm. 34), S. 66–94; Aaron Graham: *Corruption, Party, and Government in Britain, 1702–1713*. Oxford 2015, S. 53–58.

³⁶ Die „Schauseite“ wird detaillierter analysiert an einem Beispiel aus dem Neunjährigen Krieg in Neu: *Accounting* (wie Anm. 33), ein Beispiel für die Refinanzierungsprozesse aus dem Spanischen Erbfolgekrieg wird diskutiert in ders.: *Geld gebrauchen. Frühneuzeitliche Finanz-, Kredit- und Geldgeschichte in praxeologischer Perspektive*. In: HA 27 (2019) 1, S. 75–103; vgl. auch Brandon: *Remittances* (wie Anm. 15); Graham: *Corruption* (wie Anm. 11).

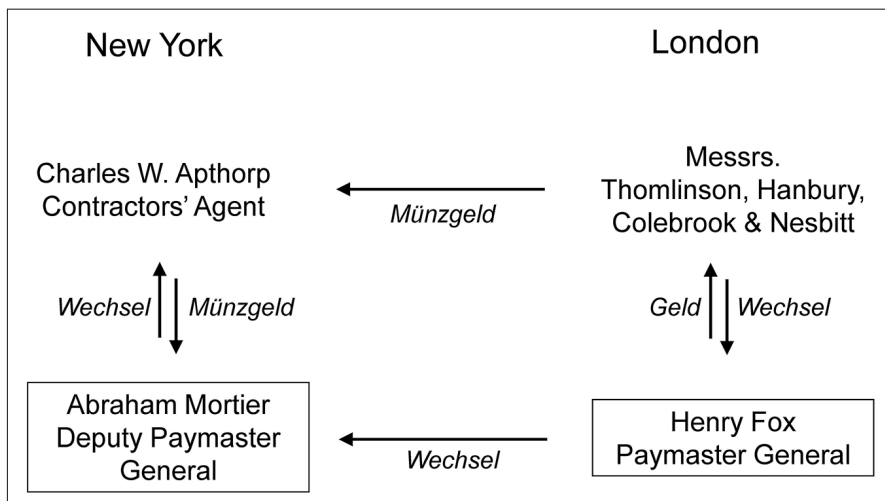


Abbildung 1: Das Modell „Schicken“; eigene Darstellung, Tim Neu.

Zentral für diese Handhabung waren die schon vielfach erwähnten Wechsel. Da auf Wechseln in der Regel sowohl der Ort der Ausstellung als auch der Wohnort des oder der Bezogenen vermerkt waren, etablierte jedes Ziehen eines Wechsels im Kontext der *remittance contracts* performativ einen imperialen Zusammenhang, da die Wechsel, wie etwa in diesem Fall, im kolonialen New York auf das Londoner Zentrum gezogen wurden.³⁷ Dabei war der Wechsel als Finanzinstrument in dieser Zeit weder eine neue Erfindung noch eine Besonderheit der britischen Finanzlogistik.³⁸ Er wurde vielmehr schon im Zuge der kommerziellen Revolution des Hochmittelalters in Italien erfunden und verbreitete sich mit dem Aufschwung des Fernhandels über immer größere Teile Europas und schließlich der Welt mit dem Ergebnis, dass ein von Kaufleuten getragenes bargeldloses Zahlungssystem entstand.³⁹ Dieses Zahlungssystem nutzen dann ab dem 17. Jahrhundert vermehrt auch die frühneuzeitlichen Staaten, um ihre Truppen mit Geld zu versorgen, die im Rahmen der europäischen Expansion und der damit einhergehenden imperialen Konkurrenz an immer mehr und immer weiter

³⁷ Vgl. Ann Laura Stoler/Frederick Cooper: Between Metropole and Colony. Rethinking a Research Agenda. In: dies. (Hg.): Tensions of Empire. Colonial Cultures in a Bourgeois World. Berkeley/Los Angeles 1997, S. 1–56; Steve Pincus: Reconfiguring the British Empire. In: WMQ 69 (2012), S. 63–70, hier: S. 63: „My operating hypothesis [...] is that the empire involved a dialectical and fruitful relationship between what was going on in the colonies and dependent states (including Scotland and Ireland) on the one hand and what was going on in England on the other.“

³⁸ Für die Finanzlogistik der Vereinigten Niederlande vgl. etwa Brandon: War (wie Anm. 15), S. 210–263.

³⁹ Vgl. Denzel: System (wie Anm. 24), S. 47–91.

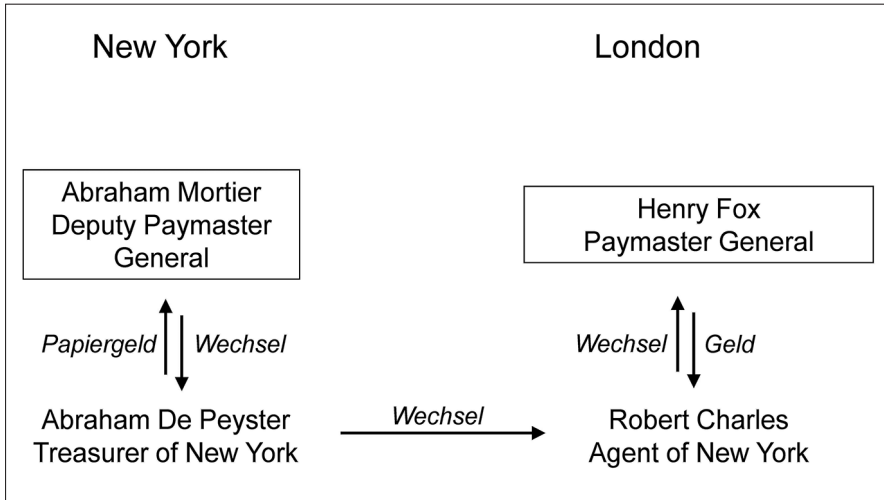


Abbildung 2: Das Modell „Ziehen“, eigene Darstellung, Tim Neu.

entfernten Orten gleichzeitig eingesetzt werden mussten. Die Staaten setzten dabei meist auf Kaufleute als Finanzdienstleister, um Kaufkraft auf diese Weise zu verschicken.⁴⁰

Es gab aber neben dem Modell des „Schickens“ auch noch eine weitere Möglichkeit, Kaufkraft zu schaffen und zu transferieren, nämlich das Modell des „Ziehens“. Hätte Mortier den Kredit von 1759, den er in Form kolonialen Papiergeldes erhalten hatte, nicht innerhalb Jahresfrist zurückgezahlt, wäre Provinzschatzmeister De Peyster berechtigt gewesen, die von Mortier als Sicherheiten hinterlegten Wechsel zu Geld zu machen. Dazu hätte De Peyster den Wechsel per Post an den Agenten der Provinz New York in London schicken müssen, Robert Charles.⁴¹ Die meisten Kolonien beschäftigten bevollmächtigte Vertreter in der Hauptstadt, die vornehmlich als Lobbyisten tätig waren, aber auch Verwaltungsaufgaben übernahmen. Im Rahmen Letzterer hätte Robert Charles die ihm übersandten Wechsel beim *Pay Office* präsentieren können, schließlich waren diese auf dessen Chef, Generalzahlmeister Fox ausgestellt. Nach einer gewissen Frist, in diesem Fall nach 60 Tagen, wäre der Wechsel fällig gewesen und Charles hätte vom *Pay Office* die entsprechende Summe erhalten, wobei in London verschiedene Zahlungsmittel infrage gekommen wären, neben Münzen etwa Papiergeld – wie *Exchequer Bills* oder Noten der Bank von England – oder sogar Kerbhölzer, die

⁴⁰ Vgl. nur Graham: Corruption (wie Anm. 11); Brandon: Remittances (wie Anm. 15).

⁴¹ Vgl. Michael G. Kammen: A Rope of Sand. The Colonial Agents, British Politics, and the American Revolution. New York 1974, S. 19f.; Nicholas Varga: Robert Charles. New York Agent, 1748–1770. In: WMQ 18 (1961), S. 211–235.

sogenannten *Tallies*.⁴² Die Kaufkraft hätte dann entweder in London für die Kolonie investiert oder erneut per Wechsel nach New York remittiert werden können.

Die militärische Finanzlogistik etablierte also neben dem Versand von Münzgeld auf zwei weiteren Wegen imperiale Verflechtungen: Zum einen durch das in London organisierte „Schicken“ von Kaufkraft in die Kolonien durch die Heranziehung von Kaufmannbankiers, und zum anderen durch das in den vielen Peripherien stattfindende „Ziehen“ von Wechseln auf die Londoner Zentrale. Letzteres konnte übrigens, wie Abbildung 2 zeigt, letztlich ohne kaufmännische Beteiligung vonstattengehen, wobei die Tätigkeit als Kolonialagent jedoch auch privatwirtschaftliche Aspekte hatte.⁴³ Für das koloniale Setting wurde im ersten Abschnitt herausgearbeitet, dass es durch eine eigentümliche Gleichzeitigkeit von sozialer und materieller Heterogenität einerseits und Homogenität im Hinblick auf den *public credit* als Vertrauensgrundlage andererseits gekennzeichnet war, die sich mit der Überwindung der Krise noch verstärkte. Zudem konnte gezeigt werden, dass das koloniale Setting über die finanzlogistischen Praktiken und die in diesen gehandhabten Wechsel auf vielfältige Weise mit dem metropolitanen verflochten war. Nun stellt sich die Frage, welche Eigenschaften das Londoner Zentrum des britischen *public credit* im Hinblick auf Homogenität und Heterogenität aufwies.

Ein *public credit*, viele *funds* und eine Erklärung

Zunächst seien hier einige wenige Anmerkungen zu den Makroeigenschaften des auf London zentrierten Settings gemacht: Die britische Kriegsfinanzierung im Siebenjährigen Krieg ruhte, wie schon seit dem Ende des 17. Jahrhunderts üblich, auf zwei Säulen – Steuern und Schulden.⁴⁴ Die jährlichen Steuereinnahmen konnten zwar seit Kriegsbeginn durchschnittlich auf etwa 8,6 Millionen Pfund Sterling gesteigert werden, aber gleichzeitig schlugen die Ausgaben mit im Schnitt 18 Millionen Pfund pro Jahr zu Buche. Das Defizit musste durch die Aufnahme neuer Staatsschulden gedeckt werden.⁴⁵ Genauer: Es wurden Staatsanleihen ausgegeben, die durch neue oder freiwerdende Steuern „fundiert“ wurden, wie es zeitgenössisch hieß. Damit waren stets konkrete Steuereinnahmen vorgemerkt für konkrete

⁴² Für die Frist von 60 Tagen vgl. Act (wie Anm. 22), S. 354, und TNA PMG 14/1, fol. 69; zur heterogenen Materialität der Zahlungsmittel vgl. Christine Desan: *Making Money. Coin, Currency, and the Coming of Capitalism*. Oxford 2014, S. 360–403.

⁴³ Vgl. Kammen: *Rope* (wie Anm. 41), S. 43–48. So reklamierten die Agenten im Falle von atlantischen Finanztransaktionen beispielsweise die übliche Kommission von 1,5 bis 2,5 Prozent für sich, traten also in diesen Angelegenheiten eher als Broker denn als Beamte auf.

⁴⁴ Vgl. grundlegend John Brewer: *The Sinews of Power. War, Money and the English State, 1688–1783*. London 1989, besonders die Formulierung auf S. XVII, und zum Stand der Debatte die Beiträge in Aaron Graham/Patrick Walsh (Hg.): *The British Fiscal-Military States, 1660–c. 1783*. Oxford/New York 2016.

⁴⁵ Vgl. Brewer: *Sinews* (wie Anm. 44), S. 30.

Zinszahlungen der Anleihen, ein wesentlicher Grund für den bemerkenswert guten Zustand des *public credit*.⁴⁶

Die enge Verbindung von Krieg und Kredit wird deutlich, wenn man bedenkt, dass von 1758 bis 1763 die Regierung in jedem Jahr mehr neue Schulden aufnahm als überhaupt an Steuereinnahmen verfügbar waren: 1763 etwa standen 9,7 Millionen Pfund Steuereinnahmen neuen Staatsschulden in Höhe von 12,6 Millionen Pfund gegenüber.⁴⁷ Diese spezifische Art und Weise der Kriegsfinanzierung, die für Großbritannien typisch war und von den anderen europäischen Mächten zähneknirschend bewundert (und nachgeahmt) wurde, verdoppelte die Staatsschuld bis zum Ende des Siebenjährigen Krieges auf ein neues Rekordhoch von fast 133 Millionen.⁴⁸

An dieser Stelle relevanter sind aber die Eigenschaften des Londoner Settings im Hinblick auf die spezifische Konfiguration von Heterogenität und Homogenität, wie sie schon für dasjenige in New York namhaft gemacht wurden. Und hier ist der Befund eindeutig: Das imperiale Makrosetting wies eine homologe Struktur auf. Da es auf eine längere Entwicklungsgeschichte zurückblicken konnte, war die Konfiguration sogar noch deutlich ausgeprägter; so deutlich, dass sie sich sogar lexikalisch niederschlug: „An idea of the public credit being, at present, in the ordinary acceptation, confined to the state and condition of the public funds, debts, and money-transactions of the nation, we shall, under this article, restrain ourselves to these considerations, and give a short sketch of the essential parts of their history, from the death of queen *Anne* to the present time, which will be a retrospect sufficient under this general head.“⁴⁹

Dem 1751 erschienenen und mehrfach aufgelegten „Universal Dictionary of Trade and Commerce“ konnte man also entnehmen, dass eine Vorstellung vom *public credit* in der allgemein üblichen Bedeutung zu begrenzen sei auf den Zustand der öffentlichen Fonds, Schulden und Geldtransaktionen der Nation. Hier sind Heterogenität und Homogenität nicht nur gleichzeitig thematisiert, sondern ausdrücklich miteinander verschränkt und aufeinander bezogen. Das öffentliche Schuldenwesen basiert auf dem einen, homogenen *public credit*, von dem es an anderen Orten immer wieder einmal explizit hieß, dass es weder der Kredit des

⁴⁶ Einen Überblick über die Funktionsweise des *funding system* während des Siebenjährigen Krieges gibt Browning: Duke (wie Anm. 9).

⁴⁷ Vgl. Accounts of net public income and expenditure of Great Britain and Ireland, 1688–1800. In: Parliamentary Papers, Bd. 35 (1868/1869), S. 148.

⁴⁸ Vgl. Brewer: Sinews (wie Anm. 44), S. 30; zur europäischen Dimension des *fiscal-military state* vgl. Rafael Torres Sánchez (Hg.): War, State and Development. Fiscal-Military States in the Eighteenth Century. Pamplona 2007; Christopher Storrs (Hg.): The Fiscal-Military State in Eighteenth-Century Europe. Essays in Honour of P. G. M. Dickson. Farnham/Burlington 2009; zur Fremdwahrnehmung des britischen *public credit* vgl. John Shovlin: Jealousy of Credit. John Law's „System“ and the Geopolitics of Financial Revolution. In: JMH 88 (2016), S. 275–305; allgemeiner Michael Sonenscher: Before the Deluge. Public Debt, Inequality, and the Intellectual Origins of the French Revolution. Princeton/Oxford 2007.

⁴⁹ Credit, or Public Credit. In: The Universal Dictionary of Trade and Commerce. Bd. 1. London 1751, S. 576–581, hier: S. 576 (Hervorhebung im Original).

Monarchen oder der Regierung noch der Kredit des Parlaments sei, sein Ort im Gemeinwesen vielmehr gar nicht bestimmt werden könne.⁵⁰ Da er aber so effektiv war, heißt das im Umkehrschluss, dass er eben überall gleichzeitig präsent war, das gesamte Gemeinwesen durchzog und von so unterschiedlichen Akteuren wie dem „kleinen“ New Yorker Zahlmeister ebenso wie dem „großen“ Herzog von Newcastle genutzt werden konnte. Gleichzeitig lässt sich eine Vorstellung vom Zustand des *public credit* laut Autor des „Dictionary“ nur gewinnen, wenn man sich der heterogenen Vielfalt der einschlägigen Finanzinstrumente und Kaufkraftträger zuwende. Anders als in der Gegenwart gab es eben nicht die eine Kennzahl zur Beurteilung des öffentlichen Kredits; der diskursiven Eindeutigkeit des *public credit* entsprach eben keine ebenso eindeutige Bonitätsnote oder ein einzelner Börsenkurs.⁵¹ Vielmehr wurde die diskursive Homogenität durch fiskalische Heterogenität komplementiert, der eine *public credit* war, auch wenn es paradox klingt, verteilt verkörpert – „verteilt“ hier verstanden im Sinne des Begriffs der *distributed cognition*.⁵²

An dieser Stelle sollen nur kurz zwei Belege für beide Eigenschaften angeführt werden. Dass *public credit* nicht einfach nur eine rein formale Bezeichnung war, sondern der Name eines wirkmächtigen Objekts mit bestimmten Eigenschaften, sollte schon deutlich geworden sein. Auf dieser Grundlage konnte man noch einen Schritt weiter gehen und den öffentlichen Kredit sogar personifizieren und als Subjekt vorstellen – und zwar stets als weibliches Subjekt.⁵³ In der Regel wird an dieser Stelle auf „Lady Credit“ verwiesen, die Daniel Defoe zu Beginn des Jahrhunderts erfunden hatte; noch zwei Generationen später tritt im Vorwort des äußerst populären „Every Man His Own Broker“ eine holde christliche Maid

⁵⁰ Vgl. Patrick Colquhoun: *A Treatise on the Wealth, Power, and Resources, of the British Empire*. London 1814, S. 79: „It is not the King's credit. It is not the credit of Parliament. [...] Its precise seat in the body politic cannot be discovered, and yet it is that which gives to substance its functions.“

⁵¹ Als beispielsweise nach dem Ende des Krieges das Pamphlet „The Budget“ erschien, in dem die Finanzpolitik von Premierminister George Grenville attackiert wurde, begann ein Gegenpamphlet mit der Feststellung, „that not above one Man in a hundred understands what is meant by the Word Budget“ (Anon.: *An Answer to The Budget*. Inscribed to The Coterie. London 1764, S. 3; vgl. dazu William Deringer: *Calculated Values. Finance, Politics, and the Quantitative Age*. Cambridge, MA/London 2018, S. 279–281). Zwar gab es, vor allem in der öffentlichen Diskussion, Ansätze zu einer Art „volkswirtschaftlicher Gesamtrechnung“, aber wie das Zitat und auch das Haushaltsverfahren des Parlaments, in dem Einnahmen (*ways and means*) und Ausgaben (*supply*) getrennt voneinander behandelt wurden, zeigen, war der Staat nicht der selbstverständliche Denk- und Bezugsrahmen in fiskalischen Angelegenheiten.

⁵² Vgl. Edwin Hutchins: *Cognition in the Wild*. Cambridge, MA/London 1995; Ronald N. Giere/Barton Moffat: *Distributed Cognition. Where the Cognitive and the Social Merge*. In: *SSS* 33 (2003), S. 301–310.

⁵³ Vgl. mit weiterer Literatur Tim Neu: Der Experte, der keiner sein durfte. Sidney Godolphin, *public credit* und die Kreditkrise von 1710. In: Marian Füssel/Philip Knäble/Nina Elsemann (Hg.): *Wissen und Wirtschaft. Expertenkulturen und Märkte vom 13. bis 18. Jahrhundert*. Göttingen 2017, S. 33–53, hier: S. 45f. Zuerst erschien „Lady Credit“ in [Daniel Defoe]: *A Review of the State of the British Nation*, 10.1.1706.

namens Public Credit auf: „Once on a time a certain Jew, of the tribe of Gilead, cast an amorous glance on a fair Christian maid, of unsullied reputation – chaste as a vestal – her name was Public Credit.“⁵⁴

Auch die Heterogenität ließ sich noch steigern. Im „Dictionary“ war 1751 zunächst nur sehr allgemein von „funds, debts and money-transactions“⁵⁵ die Rede, die Londoner Zeitungsredaktionen boten dem Leser jedoch sehr viel differenziertere Beschreibungen. So war 1759 etwa im „London Chronicle“ die Rede von „the Stocks (which are the index of our national credit)“.⁵⁶ Und die „Whitehall Evening Post“ berichtete einen Monat früher:

„Stocks were done this Day at One o’Clock as follow:

Bank Stock, 110 1-half	3 1-half 1756, no Price
India Stock, no Price	Ditto 1758, 89
S. Sea Stock, no Price	3 per Ct. 1759, shut
Old Ann. no Price	Scrip. 1759. 80 7-8ths
New Annuities, 81 $\frac{3}{4}$	Navy and Victualling Bills,
3 per Ct. educ. no Price	3 3-4ths Disc.
3 per Ct. consol. shut	Bank Circu. 4l.
Ditto 1751, 80 7-8ths	India Bonds, 4s. a 5. disc.
3 per Ct. India, no price	Tickets, 10l. 13s. 6d.“ ⁵⁷

Unter der allgemein geteilten Annahme, dass die Aktienkurse ein Index für den Zustand des *public credit* seien, wurden in jeder Ausgabe und in aller Ausführlichkeit die Kurse beziehungsweise Diskontsätze für die verschiedenen Wertpapiere mitgeteilt: Aktien der Bank von England notierten im gezeigten Beispiel etwa bei 110,5, man konnte also für Aktien mit einem Nennwert von 100 Pfund zu diesem Zeitpunkt einen Verkaufserlös von 110,5 Pfund realisieren, der Kurs war im Plus. Wollte man hingegen Navy Bills, Schuldscheine der Navy, verkaufen, so musste man einen Abschlag von 3,75 Prozent hinnehmen, würde also für 100 Pfund Nennwert nur 96,25 Pfund erhalten.

Das New Yorker Mikrosetting, in dem schon circa 90 000 Pfund Sterling eine Krise abwenden konnten, und das Londoner Makrosetting, wo jährlich Summen in Millionenhöhe ein- und aufgenommen wurden, waren also homolog strukturiert. Es handelte sich um ein Gesamtgefüge, bei dem auf allen Maßstabsebenen dieselbe Homogenitäts-Heterogenitäts-Konfiguration vorhanden war: Ein einheitlicher *public credit*, verteilt verkörpert in einer Vielzahl von öffentlichen Bediensteten, Zahlungsmitteln und Finanzinstrumenten. Ein solches System ist erstens stark integriert, es ist im engeren Sinne global, weil es auf jeder Maßstabsebene letztlich derselbe *public credit* ist, auf den zugegriffen wird. Zweitens ist dieses

⁵⁴ Anon. [Thomas Mortimer]: Every Man His Own Broker: or, A Guide to Exchange-Alley, 2. [London: Hooper, 1761], S. XVIII-XIX.

⁵⁵ Credit, or Public Credit (wie Anm. 49), S. 576.

⁵⁶ The London Chronicle: or, Universal Evening Post, Nr. 429, 25.-27. 9. 1759.

⁵⁷ The Whitehall Evening Post; Or, London Intelligencer, Nr. 2087, 2-4. 8. 1759.

globale Gesamtsetting erstaunlich resilient, weil der Ausfall einzelner Zahlungsmittel oder der Bankrott einzelner Personen oder Institutionen relativ leicht kompensiert werden kann, da keines der Elemente allein den öffentlichen Kredit verkörpert. Damit lassen sich die strukturellen Möglichkeitsbedingungen dafür angeben, warum die lokale Krise von 1759 den *public credit* nicht schädigte, sondern aufgefangen werden konnte. Der drohende Bankrott der lokalen Militärkasse war zwar ein gewichtiges Problem vor Ort, aber man konnte lokal den globalen *public credit* anzapfen, um neue Zahlungsmittel in Form des kolonialen Papiergeldes zu schaffen. Selbst im Falle des Zusammenbruchs des New Yorker Settings wäre damit global gesehen nur eine lokale Verkörperung des verteilten *public credit* weggebrochen, und die Auswirkungen hätten im wahrsten Sinne des Wortes mit der Leistungsfähigkeit der anderen Kreditsettings verrechnet werden können. Kurz: Die Krise wurde überwunden, weil der globale *public credit* lokal verfügbar gemacht werden konnte; und selbst im Falle eines echten lokalen Bankrotts wären dessen Auswirkungen global verteilt und aufgefangen worden.

Diese strukturelle Erklärung gewinnt noch an Kraft, wenn man die geschilderten britischen Verhältnisse ganz kurz mit denjenigen in Frankreich kontrastiert.⁵⁸ Dort gab es, soweit ich das beurteilen kann, zu diesem Zeitpunkt kein im hier geschilderten Sinne global integriertes Kreditsystem. Vielmehr verließ sich die französische Regierung – ganz im Gegenteil zu dem, was der stellvertretende Gouverneur in New York gerade nicht mehr hatte tun wollen – auf den Kredit von Privatleuten oder ständischen Institutionen.⁵⁹ Dazu sei ein kurzes Beispiel angeführt: Wie das Zitat aus der „Whitehall Evening Post“ oben deutlich machte, war in Großbritannien auch die *Navy* in das Gefüge des globalen *public credit* einbezogen. Für die französische Marine war das jedoch nicht der Fall, sie wurde von 1750 bis 1770 jährlich abwechselnd durch den privaten Kredit eines der zwei Generalzahlmeister der Marine finanziert: Florent-Marcellin de Selle war in den ungeraden Jahren zuständig, Louis-Barthélemy Moufle de Géorville in den geraden.⁶⁰ Ein solches Arrangement war durchaus finanziell sehr leistungsfähig, weil es sich um Kaufämter handelte, die Inhaber also klare Anreize hatten, ihren privaten Kredit auch vollumfänglich in ihre Amtsführung einzubringen. Gleichzeitig war die Resilienz deutlich geringer, denn der Kredit der Marine hatte damit nur eine Verkörperung, eben den Generalzahlmeister als Privatperson; die Marine-

⁵⁸ Vgl. allgemein James C. Riley: French Finances, 1727–1768. In: JMH 59 (1987), S. 209–243; Joël Félix/Frank Tallett: The French Experience, 1661–1815. In: Storrs (Hg.): State (wie Anm. 48), S. 147–166; Richard Bonney: The Rise of the Fiscal State in France, 1500–1914. In: Bartolomé Yun-Casalilla/Patrick K. O’Brien (Hg.): The Rise of Fiscal States. A Global History, 1500–1914. Cambridge 2012, S. 93–110.

⁵⁹ Vgl. John F. Boshier: French Administration and Public Finance in their European Setting. In: Albert Goodwin (Hg.): The New Cambridge Modern History. Bd. 8: The American and French Revolutions 1763–93. Cambridge u. a. 1965, S. 565–591, hier: S. 583; Guy Rowlands: The Financial Decline of a Great Power. War, Influence, and Money in Louis XIV’s France. Oxford 2012, S. 87.

⁶⁰ Das Folgende nach John F. Boshier: Financing the French Navy in the Seven Years War. Beaumont, Goossens et Compagnie in 1759. In: Business History 28 (1986), S. 115–133; vgl. auch Jonathan Dull: The French Navy and the Seven Years’ War. Lincoln 2005, S. 158–163.

finanzen bildeten somit eine Art Mesosetting, das zwar in seiner Konzentration auf den Privatkredit der Financiers sehr stark, das aber weitgehend „abgekapselt“ war, weder vertikal in ein Gesamtsetting globalen öffentlichen Kredits eingebettet, noch horizontal mit anderen staatlichen Kreditsettings, etwa dem der Armee, verbunden. Da damit die für das britische System beschriebenen Ausgleichsmechanismen nicht vorhanden waren, kam alles auf den Generalzahlmeister selbst an. Bei den Unsummen, die der Siebenjährige Krieg auf allen Seiten verschlang, reichte jedoch auch der beste private Kredit nicht mehr hin und so gerieten 1758 de Selle und de Géorville in die Krise.⁶¹ Wo die Briten auf den *public credit* gesetzt hatten, behelf man sich in Frankreich charakteristischerweise damit, noch mehr privaten Kredit einzubinden, den des Bankhauses Beaujon, Goosenes et Compagnie, das die Marine seit 1758 mitfinanzierte, dann aber gemeinsam mit den Generalzahlmeistern unter der Last zusammenbrach und Bankrott ging.⁶² Ohne es zu wissen, hatte der New Yorker stellvertretende Gouverneur in die Zukunft der Kriegsfinanzierung gesehen: „no Security could [oder besser: should] be taken from private Persons.“⁶³

Fraktalität – *public credit* als glokales Phänomen

Der britische *public credit* und die ihn handhabende Finanzlogistik waren genuin glokale Phänomene, ihre Gestalt und Eigenschaften lassen sich nur dann angemessen untersuchen, wenn man sie aus der Verflechtung lokaler und globaler Elemente versteht. Diese zunächst rein formale Bestimmung lässt sich jetzt empirisch präziser bestimmen. Zum einen waren öffentlicher Kredit und Finanzlogistik dadurch gekennzeichnet, dass sie die diskursive Homogenität des einen *public credit* kombinierten mit der fiskalischen Heterogenität seiner Träger und Elemente, darunter Amtspersonen, Finanzinstrumente und Zahlungsmittel. *Public credit* war, um eine Formulierung des Soziologen John Law zu übernehmen, „both singular and multiple, both one and many“.⁶⁴ Zum anderen findet sich diese Konfiguration zur Zeit des Siebenjährigen Krieges auf allen Maßstabsebenen, vom lokalen New Yorker bis hin zum imperialen, auf London zentrierten Setting. Diese Eigenschaft lässt sich als Selbstähnlichkeit bezeichnen. Wie sehr auch immer man den Beobachtungsmaßstab vergrößert oder verkleinert, wie weit man hinein- oder herauszoomt, stets stößt man auf diese Struktur. „Selbstähnlich“ und „gleichzeitig eines und vieles“ zu sein, sind Eigenschaften von Fraktalen.⁶⁵ Daher schlage ich – eben-

⁶¹ Vgl. Boshier: Financing (wie Anm. 60), S. 118.

⁶² Vgl. ebd., S. 126f.

⁶³ Abraham Mortier an Jeffery Amherst, o. D. [nach 8. 6. 1759 und vor 25. 6. 1759], o. O. [New York], TNA WO 34/98, fol. 230r/v.

⁶⁴ John Law: Aircraft Stories. Decentering the Object in Technoscience. Durham/London 2002, S. 4.

⁶⁵ Vgl. grundlegend Benoît B. Mandelbrot: Die fraktale Geometrie der Natur. Basel/Boston 1987, S. 26–31, hier: S. 26: „Eine zentrale Rolle in diesem Essay spielen die uralten Begriff der *Di-*

falls im Anschluss an John Law – vor, die spezifische Glokalität des *public credit* als „fraktal“ zu bezeichnen.⁶⁶

Konzeptualisiert man *public credit* auf diese Weise, dann lassen sich, wie gezeigt, empirisch die Möglichkeitsbedingungen dafür aufzeigen, warum die Krise der New Yorker Militärkasse von 1759 überwunden werden konnte, nämlich durch die lokale Realisierung des globalen britischen Kredits und Schaffung neuer Zahlungsmittel. Vielleicht lässt sich so auch plausibel machen, warum sich die gleichzeitige Krise der französischen Marinefinanzen trotz des verstärkten Zugriffs auf *private credit* nicht beheben ließ und zu einer staatsweiten Kreditkrise beitrug. Vor allem aber eröffnet diese Perspektive neue Fragen: Wie genau wird Fraktalität, also Selbstähnlichkeit und eine spezifische Heterogenitäts-Homogenitäts-Konstellation eigentlich in der Praxis hervorgebracht? Warum bildete sich überhaupt ein solches Setting heraus? Welche Rolle spielt der Siebenjährige Krieg in diesem Prozess? An Antworten auf diese Fragen arbeite ich seit Längerem im Rahmen eines Buchprojekts, an dieser Stelle geht es zunächst einmal nur darum, den Vorschlag, *public credit* und Finanzlogistik als fraktale Phänomene zu verstehen, um auf diese Weise das Mikro-Makro-Problem zu unterlaufen, empirisch plausibel zu machen.⁶⁷ Das ist schwierig, doch dies ist kein Grund, den Versuch nicht zu unternehmen. Denn Forschung ist, folgt man Bourdieu, „möglicherweise die Kunst, sich – und anderen – produktive Schwierigkeiten zu bereiten“.⁶⁸

mension (was Anzahl der Ausdehnungen bedeuten soll) und der *Symmetrie*.“; Hervorhebung im Original. Die an Law: Aircraft (wie Anm. 64), S. 4, angelehnte Formulierung „gleichzeitig eines und vieles“ bezieht sich (weitgehend metaphorisch) auf die Tatsache, dass ein und dasselbe Fraktal dennoch „verschiedene effektive Dimensionen besitzt“; Mandelbrot: Geometrie (diese Anm.), S. 29. Der Begriff der Selbstähnlichkeit ist sehr viel direkter auf die Mathematik der Fraktale bezogen: „Wenn jeder Teil eines Gebildes dem Ganzen geometrisch ähnlich ist, werden sowohl das Gebilde als auch die erzeugende Kaskade *selbstähnlich* genannt.“; ebd., S. 46.

⁶⁶ Vgl. Law: Aircraft (wie Anm. 64), S. 3: „In this way of thinking, a fractionally coherent subject or object is one that balances between plurality and singularity.“ Wenn bisher in der Geschichtswissenschaft auf Fraktale als metaphorische Erkenntnismittel zurückgegriffen wurde, dann meist nur unter Bezug auf den Symmetrie-Aspekt der Selbstähnlichkeit; vgl. etwa Henry W. Brands: *Fractal History, or Clio and the Chaotics*. In: *Diplomatic History* 16 (1992), S. 495–510, hier: S. 497; David Zeitlyn/Bruce Connell: *Ethnogenesis and Fractal History on an African Frontier: Mambila-Njerep-Mandulu*. In: *JAH* 44 (2003), S. 117–138, hier: S. 118; Falk Bretschneider/Christophe Duhamelle: *Fraktalität. Raumgeschichte und soziales Handeln im Alten Reich*. In: *ZHF* 43 (2016), S. 703–746, hier: S. 710. Das ist legitim und heuristisch fruchtbar, wird im hier verfolgten Ansatz aber erweitert durch den Dimensionsaspekt der Heterogenitäts-Homogenitäts-Konstellationen.

⁶⁷ Unter dem Arbeitstitel „Kreditmaschinen. Krieg, Schulden und die politische Ökonomie des British Empire (ca. 1650–1850)“ befasst sich das besagte Projekt mit den kreditlogistischen Grundlagen der britisch-imperialen Expansion und thematisiert *public credit* als globales Phänomen, um die Möglichkeiten einer praxeologisch gewendeten Globalgeschichte auszuloten; vgl. Neu: *Accounting* (wie Anm. 33); ders.: *Experte* (wie Anm. 53); ders.: *Geld* (wie Anm. 36).

⁶⁸ Pierre Bourdieu: *Der Soziologe auf dem Prüfstand*. In: ders.: *Soziologische Fragen*. Frankfurt a. M. 1993, S. 36–59, hier: S. 57.

Abstract

In late July 1759, newly appointed Commander-in-Chief Jeffery Amherst lead a British army to Lake Champlain. Here, he contributed to Britain's *annus mirabilis* by capturing Forts Carillon and St. Frederic. Just a few weeks earlier, though, this success seemed highly unlikely: since mid-March Amherst had basically run out of funds; in June his military chest had, according to New York based Deputy Paymaster General Abraham Mortier, "suffer'd a total Bankruptcy." The crisis was eventually overcome by an emission of paper money from the province of New York which was then loaned to the military chest. By analysing this financial episode, I show that the local setting in New York combined a singular concept of public credit with a plurality of currencies and credit instruments. Despite the financial entanglements created by the remittance of contractors to London, the far more global metropolitan setting nevertheless featured a similar setup. The remarkable performance and resilience of Britain's system of public credit and war finance, I argue, resulted from its "glocal" character. Following the sociologist John Law, that character can be conceptualized as "fractal", i.e., self-similar and both singular and plural.

Daniel Hohrath

Bastionen statt Schlachtfelder?

Die schlesischen Festungen und ihre Belagerungen
im Siebenjährigen Krieg

„Ich begab mich diesen Tag [13. November 1757] nach Schweidnitz, um zu sehen, wie der Zustand der Werke bey Endigung der Belagerung beschaffen gewesen; ich fand die Beschädigung, welche unsere Batterien an denselben gemacht hatten, sehr unbedeutend und keines von allen den Werken, welche in den Umfang der Angriffe eingeschlossen waren, befand sich, in Absicht auf seine Vertheidigung, in unwehrhaftem Stand gesetzt. Fast alles war daran noch ganz, und die Souterrains im besten Zustande; Ich brachte einen von den Mineur-Unterofficiers durch gute Worte dahin, daß er mich in die Contreminen eines detachirten Werks hinein führte. Ich fand sie in dem besten Zustande. Sie schienen wohl geladen und die Ladung trocken erhalten zu seyn.

Da ich wohl urtheilen konnte, daß der Unterofficier keine Macht hatte, jemand die Minen sehen zu lassen und mir auch, nachdem ich mit ihm in die Mienengänge eingekrochen war, einfiel, daß ich von seiner Discretion abhänge, weil niemand gewußt haben würde, wo ich hingekommen wäre, so brach bey dieser Reflexion meine Curiosität ab, und [ich] zog mich wieder aus diesen Souterrains zurück.“¹

Der Augenzeuge, der hier von seiner abentheuertouristisch anmutenden Exkursion am 13. November 1757 berichtet, war Ferdinand Friedrich von Nicolai (1730–1814), zu dieser Zeit Lieutenant in dem württembergischen Hilfscorps, das den österreichischen Truppen unter General Graf Nádasdy im Herbst 1757 zugeteilt worden war.² In der Nacht zuvor war es gelungen, die niederschlesische Festungsstadt

¹ Ferdinand Friedrich von Nicolai: *Bemerkungen zum Feldzug der Herzogl. Württemberg. Truppen bey der Kayserlichen Armee in Böhmen und Schlesien im Jahr 1757*. Württembergische Landesbibliothek Stuttgart, Handschriftensammlung, Cod. Milit. 2°29, fol. 1–107, hier: fol. 39v–40r.

² Nicolai war ein schwäbischer Bürgermeistersohn, der nach einem juristischen Universitätsstudium eine Art militärischer Kavalierstour unternommen hatte, die ihn nachweislich zumindest nach Berlin und Schlesien sowie später nach Wien führte. In dieser Zeit hatte er zudem mit kriegswissenschaftlichen Veröffentlichungen ein gewisses Aufsehen erregt und bereits 1756 in Wien einen Adelstitel verliehen bekommen. In militärische Dienste war er aber schon kurz zuvor in seinem Heimatland getreten, wo er sich in der kleinen Armee Herzog Carl Eugens von Württemberg, die dieser soeben rasant zur Kriegsteilnahme aufrüstete, beste Karrierechancen erhoffen konnte. Zur Person vgl. Daniel Hohrath: *Ferdinand Friedrich von Nicolai – Bemerkungen zur Biographie eines gelehrten Offiziers*. In: ders. in Zusammenarbeit mit Rudolf Henning (Bearb.): *Die Bildung des Offiziers in der Aufklärung*. Ferdinand Friedrich von Nicolai (1730–1814) und

Schweidnitz nach einer nur knapp dreiwöchigen Belagerung durch den Sturm auf drei vorgelagerte Schanzen einzunehmen.

Mit Nicolai, zu dessen ersten Schriften Abhandlungen über Festungsbau und Belagerungskrieg zählten, blickte ein theoretisch gut vorbereiteter Experte mit kritischer Distanz auf den Erfolg der eigenen Seite:³ „Ich fand die Wälle überall noch mit einer tüchtigen Artillerie besetzt und den Hauptwall in einem guten, die Stadt aber in einem desto schlechteren Zustande, denn in dieser waren durch die eingeworffenen Bomben und besonders durch den in der Nacht vom 6ten Novembr. mittelst solcher verursachten Brand, welcher einige Tage lang und in den Magazinen biß zur Übergabe der Festung währte, die meisten Häusser ausgebrannt und zu Grunde gerichtet.“⁴

Im Fachgespräch mit kriegsgefangenen preußischen Offizieren, die er von einer Studienreise nach Schlesien im Jahre 1754 persönlich kannte,⁵ wurde sein Eindruck bestätigt, dass die Festung zwar unnötige Kollateralschäden an der städtischen Siedlung erlitten hatte, aber nach militärischer Logik noch keineswegs reif zur Übergabe gewesen wäre: „Sie [die preußischen Offiziere] waren aber zugleich alle der Meinung, daß der Commandant die Festung zu früh übergeben, und daß die 3 weggenommene detachirte Werke noch [kein] hinreichender Grund zur Übergabe gewesen. Alles bezeugte daher seinen Unwillen gegen das Verhalten des Commandanten.“⁶

Nicolai nimmt ungeachtet seiner Stellung als Offizier auf Seiten der Eroberer einen neutralen Standpunkt ein, aus dem heraus er den Ausgang der Belagerung beurteilt; die neuartige Bauweise der Festung mit ihren der Stadtumwallung vorgelagerten Sternschanzen hatte in seiner Sicht keine Bedeutung erlangt. Drei von ihnen waren zwar in der Nacht handstreichartig erstürmt worden, der Hauptwall aber war in Nicolais Sicht noch intakt und für eine weitere Verteidigung ausreichend armiert; die kriegsgefangenen Preußen sind derselben Meinung. In ihrer Sicht stellte die Unzuverlässigkeit eines Teils der Garnison das größte Problem dar: „Sie waren alle eingeständig, daß die vielen unsicheren Leuthe, hauptsächlich die untergestossene Sachsen, denen sie nie hätten trauen und sie auf allen Posten durch die Preussischen Landeskinder hütten lassen müssen, einen grossen Einfluß

seine enzyklopädischen Sammlungen. Eine Ausstellung der Württembergischen Landesbibliothek. Katalog. Stuttgart 1990, S. 7–27. Zur württembergischen Armee und zur Politik Carl Eugens im Siebenjährigen Krieg siehe Peter H. Wilson: *War, State and Society in Württemberg 1677–1693*. Cambridge 1995, S. 209–233.

³ [Ferdinand Friedrich von Nicolai]: *Betrachtungen über die Ursachen[,] warum sich die meisten Vestungen in den Feldzügen des gegenwärtigen Jahrhunderts so kurze Zeit vertheidiget haben*. Wien/Prag 1756.

⁴ Nicolai: *Bemerkungen* (wie Anm. 1), fol. 40r.

⁵ „Da in der Festung ein Bataillon vom Regiment Hautcharmoy sich mit befand, von welchem ich alle Officiers kannte, so suchte ich diese auf und besprach mich mit ihnen über den Gang der Belagerung.“; Nicolai: *Bemerkungen* (wie Anm. 1), fol. 40r. Gemeint ist das preußische Infanterie-Regiment No. 28, das vor dem Krieg in der Festung Brieg stationiert war; vgl. Hohrath: Nicolai (wie Anm. 2), S. 10.

⁶ Nicolai: *Bemerkungen* (wie Anm. 1), fol. 40v (Ergänzungen in Klammern vom Verf.).

in die Anstalten der Vertheidigung und in die Abkürzung derselben gehabt hätten.“⁷

Dies bestätigte ein anderer Augenzeuge, der kursächsische Artillerist Johann Gottlieb Tielke (1731–1787), der selbst schon 1756 aus dem Lager von Pirna der preußischen Kriegsgefangenschaft entkommen war, sich damit einer Zwangsrekrutierung in preußische Dienste entzogen hatte und nunmehr im Gefolge der sächsischen Prinzen Franz Xaver und Karl als Feldingenieur an der Belagerung von Schweidnitz beteiligt war:⁸ „Die Besatzung büßte durch das heftige Feuer der Kayserlichen viel Leute ein, noch mehr aber durch das starke Entlaufen, denn von den dabey befindlichen beyden sächsischen Bataillons, und den von Mützsche-phal, giengen immer zu 10 und 20 Mann zugleich, und bisweilen mit dem Officier, der sie commandirte, zu den Kayserlichen über.“⁹ Hinsichtlich der Unausweichlichkeit der Übergabe war Tielke ganz anderer Meinung als Nicolai, die Gründe lagen für ihn in der riskanten Anlage der die Festung umgebenden Sternschanzen: „Denn sie lagen so weit aus einander, daß man leicht darzwischen durchgehen, und sie in der Kehle nehmen konnte, wo sie offen, und von geringer Vertheidigung sind. Auch konnten sie einander nicht unterstützen [...]. Hatte man aber einmahl eins oder etliche Werke erobert, so konnte sich die Stadt selbst nicht mehr halten, und alle übrige Forts waren alsdann in Rücken zu nehmen.“¹⁰ Wenn man dies in Verbindung mit der Stärke der Belagerung und mit der numerischen Schwäche der Besatzung in Betracht ziehe, urteilte Tielke, „so muß man sich über die lange und tapfre Gegenwehr der Besatzung verwundern“.¹¹ Diese Beobachtungen zweier militärwissenschaftlich geschulter Augenzeugen repräsentieren nur zwei der verschiedenen Perspektiven, aus denen das kriegerische Geschehen einer Belagerung wahrgenommen werden konnte.

Aus der Sicht eines Bürgers der betroffenen Festungsstadt stellten sich die „Kollateralschäden“ an der städtischen Siedlung verständlicherweise anders dar als für die Militärs. Ein ungenannter Schweidnitzer Stadtbewohner berichtete von der – nur wenige Monate späteren – zweiten Belagerung, bei der die Festungsstadt von österreichischen Truppen verteidigt und nach einer drei Wintermonate dau-

⁷ Ebd. Zum Problem der zwangsweise in die preußische Armee übernommenen sächsischen Soldaten vgl. Marcus von Salisch: *Treue Deserteure. Das kursächsische Militär und der Siebenjährige Krieg*, München 2009.

⁸ Zu Tielke vgl. Moritz Schneider: *Aus dem Nachlaß des kursächsischen Artilleriehauptmanns Johann Gottlieb Tielke. Ein Beitrag zur Quellenkritik des siebenjährigen Krieges*. In: *FBPG* 3 (1890), S. 165–226, hier: S. 167.

⁹ Johann Gottlieb Tielke: *Die Drey Belagerungen und Loudonsche Ersteigung der Festung Schweidnitz in den Feldzügen von 1757 bis 1762* (= ders.: *Beyträge zur Kriegs-Kunst und Geschichte des Krieges von 1756 bis 1763*, IV.Stück). Freiberg 1781, S. 23. Gemeint sind hier ein Bataillon des Regiments Jung-Bevern (ebd., S. 57; gebildet aus dem sächsischen Regiment Prinz Xaver) und das ebenfalls aus sächsischen Soldaten gebildete Grenadier-Bataillon Diezelsky sowie zwei Bataillone des Garnisons-Regiments Mützschehal (No. V), die zum großen Teil aus schlesischen Kantonisten bestanden.

¹⁰ Tielke: *Belagerungen* (wie Anm. 9), S. 28.

¹¹ Ebd., S. 34.

ernden Blockade im April 1758 von den Preußen zurückerobert wurde: „Wie nachdem wir ein halbes Jahr in großer Noth und Betrübniß gewesen und vieles Ungemach haben ausstehen müssen, sind nach einer 8tägigen Bombardirung am Tage Jubilate, von dem Allerhöchsten widerum befreyet worden. 18 Wochen sind wir eingeschlossen gewesen, so daß kein Mensch weder aus noch ein gekonnt, wir haben den General Thierheim zum Commendanten gehabt, aber leyder zu sagen Tirann, da die armen Bürger [...] demnach alle Tage haben müssen schantzen gehen, es hat mögen edel oder unedel seyn, es hat alles dran gemußt, da es auch schon bombardirt ist worden.

Die Lebensmittel sind so hoch gestiegen, daß vor Geld nichts zu bezahlen auch nichts zu bekommen war. [...] Er [der Kommandant] hat vor sich und die Soldaten Küh und Schöpfe lassen einpöckeln und bey dem Beckern das Mehl versiegeln lassen, daß kein Bürger hat was bekommen können. [...]

Es sind alle 48 Stunden 2000 Bomben herein- und den 15ten bis den 16. früh um 4 Uhr 21 000 Kugeln und Bomben auf die Forts geschossen worden und wir in derselbigen Nacht gedachten, wir würden alle unsern Geist aufgeben müssen. [...]“¹²

Die Interessen und Bewertungen liegen diametral auseinander: Die militärischen Fachleute analysieren einen technischen Vorgang und das Verhalten der Akteure kritisch; der betroffene Stadtbürger berichtet von Angst, Hunger und Ungerechtigkeit im Rahmen eines Geschehens, dessen Strukturen und Hintergründe außerhalb seiner Erfahrungswelt liegen.

Die Mikroperspektiven von Personen, die – wie Nicolai und Tielke – als Beobachter in subalterner Funktion oder – wie der anonyme Schweidnitzer Bürger – als rein passiv Betroffener ein kriegerisches Ereignis reflektieren, repräsentieren nur einige von vielen Mikroebenen, die in Kombination einen multiperspektivischen Blick „aus der Nähe“ auf militärische Vorgänge ermöglichen. Man könnte solchen „Nahaufnahmen“ noch eine Fülle weiterer hinzufügen: Belagerungen stellten in besonderem Maße Kristallisationskerne für das Entstehen von Quellen dar, die ein räumlich wie zeitlich genau definierbares Kriegsgeschehen aus unterschiedlichen Perspektiven behandeln.

Diese zunächst isolierten Momentaufnahmen können als Ausgangspunkt dienen, die militärischen Vorgänge – genauer die Belagerungen – auf einem Schauplatz des Siebenjährigen Krieges in den Fokus zu nehmen, dessen zentrale Bedeutung erstaunlicherweise in der älteren und neueren Forschung weniger ausführlich hervorgehoben worden ist, als dies naheliegend scheint: Preußens „neue Provinz“ Schlesien, um deren Erhaltung für die Krone Preußens beziehungsweise deren Rückeroberung für das Haus Habsburg seit 1756 zum dritten Mal Krieg geführt wurde.

Im Folgenden soll zunächst die Frage gestellt werden, warum die Rolle Schlesiens sowohl in den politischen als auch in den militärischen Narrativen des Sieben-

¹² Schreiben aus Schweidnitz vom 18. April 1758, Österreichisches Staatsarchiv Wien (ÖStA), Abteilung Kriegsarchiv: Alte Feldakten 1758 Hauptarmee (Karton 639), 4/245. 1/2. Der erwähnte österreichische Kommandant war General-Feldzeugmeister Franz Ludwig Reichsgraf von Thürheim (1710–1782).

jährigen Krieges relativ wenig thematisiert wurde, und welchen Anteil die Form des in Schlesien geführten Krieges, der sich hauptsächlich um die Festungen drehte, an dieser Rezeption hatte. Anschließend ist in einem ersten Schritt zu fragen, welches Potenzial die Eroberung der „neuen Provinz“ für den bis dahin nur mitelmächtigen Hohenzollernstaat hatte. Die militärischen Konzepte Friedrichs II. in Bezug auf die Funktion von Festungen werden einer Revision unterzogen, wofür der Belagerungskrieg in Schlesien kurz rekapituliert wird. Abschließend werden einige Überlegungen zur Bewertung der Bedeutung Schlesiens für den Verlauf des Krieges und zur Fruchtbarkeit einer „Kriegsgeschichte aus der Nähe“ anzustellen sein.

Der Krieg in und um Schlesien in der Geschichtsschreibung

Die Annexion Schlesiens 1740 gilt seit jeher als Ausgangspunkt des Aufstiegs Preußens zur Großmacht und des daraus entstandenen preußisch-österreichischen Dualismus; die eroberte Provinz selbst wurde dabei eher als passiver Zankapfel des Konflikts zwischen Maria Theresia und Friedrich dem Großen behandelt. Nach der eigenen Bedeutung Schlesiens für den Verlauf des Krieges ist weniger gefragt worden. Dabei sind zwei parallele Geschichtsschreibungen zu unterscheiden: Die akademische, vornehmlich auf politische Fragen ausgerichtete Historiografie und die lange Zeit von ihr institutionell wie in ihren theoretischen Ansprüchen isolierte, von Offizieren erarbeitete Kriegs- und Militärgeschichte, die bis heute nachwirkt, da die von ihr auf der Basis militärischen Aktenmaterials produzierten „Standardwerke“ auch von modernen Historikerinnen und Historikern als unentbehrliche „Faktenbasis“ unkritisch verwendet werden.

Schon bei der Bezeichnung des Konflikts trat die Rolle Schlesiens bald zurück. Nachdem die Zeitgenossen in Europa zunächst noch allgemein vom „Dritten Schlesischen Krieg“ gesprochen hatten, wurde diese Bezeichnung später vom „Siebenjährigen Krieg“ abgelöst. Diese Neubenennung verdankte sich weniger der Wahrnehmung des tatsächlich globalen Charakters dieses Krieges, der in der sich auf den preußisch-österreichischen Konflikt in Mitteleuropa beschränkenden deutschsprachigen Historiografie, zumal der borussischen Schule, kaum beachtet wurde; vielmehr war er geeignet, die Einzigartigkeit, Schwere und Dauer des preußischen Existenzkampfes hervorzuheben.¹³

Friedrich der Große, der wohl wie kaum ein anderer Herrscher der Frühmoderne sein Bild in der Geschichte planvoll selbst geprägt hat,¹⁴ formulierte noch in

¹³ Der Begriff des Dritten Schlesischen Krieges ist erst vor einigen Jahren in einem Forschungsüberblick wieder verwendet worden; Reed Browning: *New Views on the Silesian Wars*. In: *J Mil Hist* 69 (2005), S. 521–534.

¹⁴ Vgl. Jürgen Luh: *Der Große. Friedrich II. von Preußen*. Berlin 2011; Andreas Pečar: *Die Masken des Königs. Friedrich II. von Preußen als Schriftsteller*. Frankfurt a.M./New York 2016; Christopher Clark: *Von Zeit und Macht. Herrschaft und Geschichtsbild vom Großen Kurfürsten bis zu den Nationalsozialisten*. München 2018, S. 85–131.

rein dynastischen Kategorien, als er 1746 in der Einleitung zu seinen erst posthum veröffentlichten „Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Brandenburg“ schrieb, dass dieses erst „die Eroberung Schlesiens als die Epoche seiner Erhöhung betrachten“ könne.¹⁵ Eine genauere Gewichtung dieses Zuwachses in ökonomischer, demografischer und strategischer Sicht für die machtpolitische Entwicklung Preußens folgte daraus jedoch nicht. Als spätere Historiker die dynastische Politik des Herrscherhauses mit dem nationalen Interesse und der „Staatsraison“ Preußens gleichsetzten, wurde es immer wichtiger, diesen Staat nicht als ein mehr oder minder zufälliges beziehungsweise gewaltsam gefügtes Patchwork verschiedener Gebiete und Provinzen unter einer Krone darzustellen, sondern die territoriale Vergrößerung als „Wachstum“ des Kernstaates zu interpretieren. Für die borussische Historiografie¹⁶ veränderten die neuen Gebiete, ungeachtet ihrer territorialen Ausdehnung und ökonomischen Bedeutung, den brandenburgisch-preußischen Kernstaat nicht, sondern wurden in ihn „integriert“; paradoxerweise bedeutete das, dass das Gewicht Schlesiens in Preußen nicht zu hoch bewertet werden durfte.¹⁷

Die detaillierte Untersuchung der militärischen Aspekte, der Heeresgeschichte¹⁸ und vor allem der Ereignisse der schlesischen Kriege wurde von der kriegsgeschichtlichen Forschung monopolisiert, die vornehmlich von Offizieren betrieben wurde. Sie entwickelte sich im 19. Jahrhundert parallel zu der universitären Geschichtswissenschaft, blieb aber als historische Teildisziplin der Militärwissenschaften sowohl institutionell als auch hinsichtlich ihrer Zielsetzungen und Methoden weitgehend von ihr getrennt. Die Literatur dieser klassischen „Generalstabs-Kriegsgeschichtsschreibung“ über die friderizianischen Feldzüge scheint auf den

¹⁵ Gustav Berthold Volz (Hg.): Die Werke Friedrichs des Großen. Bd. 2: Friedrich II.: Geschichte meiner Zeit. Übersetzt von Friedrich von Oppeln-Bronikowski. Berlin 1913, S. 271–275, hier: S. 272.

¹⁶ Als neuesten Überblick vgl. Wolfgang Neugebauer: Preußische Geschichte als gesellschaftliche Veranstaltung. Historiographie vom Mittelalter bis zum Jahr 2000. Paderborn 2018.

¹⁷ Bis heute stammt die ausführlichste Gesamtdarstellung von dem Breslauer Landeshistoriker Colmar Grünhagen: Schlesien unter Friedrich dem Großen. 2 Bde. Breslau 1890–1892. Eine moderne schlesische Landesgeschichtsschreibung hat sich nach dem Bruch von 1945 erst langsam entwickeln können, militärgeschichtliche Aspekte standen dabei kaum im Vordergrund. Vgl. Daniel Hohrath: Militärgeschichte. In: Joachim Bahlcke (Hg.): Historische Schlesienforschung. Methoden, Themen und Perspektiven zwischen traditioneller Landesgeschichtsschreibung und moderner Kulturwissenschaft. Köln 2005, S. 323–346.

¹⁸ Auch für die Erinnerungskultur der Armee war deren „gesamtpreußische“ Identität von höchster Bedeutung, sodass regionale Unterschiede kaum thematisiert wurden. Es kam hinzu, dass das Alter von Regimentern für deren Ansehen maßgeblich war, was sich in der regelmäßigen Veröffentlichung von Stammlisten äußerte; dadurch standen die „jungen“, erst nach 1740 errichteten schlesischen Regimenter stets hinter den alten brandenburgisch-preußischen Einheiten, deren Geschichte teilweise bis weit ins 17. Jahrhundert zurückreichte. Zu den Anfängen vgl. Frank Zielsdorf: Weil so viele daran Antheil genommen... – Die preußischen Regimentsgeschichten von 1767 als Beispiel militärischer Erinnerungskultur. In: Horst Carl/Ute Planert (Hg.): Militärische Erinnerungskulturen vom 14. bis zum 19. Jahrhundert. Träger – Medien – Deutungskonkurrenzen. Göttingen 2012, S. 245–262; Wencke Meteling: „Der Ruhm verpflichtet!“ Regimenter als Träger kriegerisch-vaterländischer und konservativ-monarchischer Traditionsstiftung in Preußen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In: ebd., S. 263–295.

ersten Blick erschöpfend, doch zeigen sich bei näherem Hinsehen deutliche Ungleichgewichte. Der Festungs- und Belagerungskrieg, der namentlich in Schlesien vorherrschend war, wurde relativ wenig untersucht. Dies erstaunt, denn die Quellenlage für den Belagerungskrieg ist besonders gut. Tatsächlich lässt sich der Verlauf einer Belagerung erheblich sicherer rekonstruieren als der einer Schlacht. Das liegt nur zum geringeren Teil daran, dass das Ergebnis (Eroberung und Übergabe der Festung oder Aufhebung der Belagerung) stets unzweideutig war. Auch die räumliche Statik und der Umstand, dass Belagerungen Kampfhandlungen waren, die sich von Schlachten und Gefechten durch ihre wesentlich längere Gesamtdauer, topografisch klare Verortung und Übersichtlichkeit unterschieden, erleichtert deren Erforschung. Die Belagerung ist deswegen nicht im selben Maß das „Undarstellbare“, weil „Unbeobachtbare“, ¹⁹ wie die Schlacht mit ihrer extremen zeitlichen Verdichtung und Kontingenz. Die Dehnung des Ablaufs über Tage und Wochen hatte zur Folge, dass Teilnehmer und Beobachter bereits während des Geschehens einer Belagerung in der Lage waren zu schreiben. So entstanden Quellen, die verschiedene Zwischenstadien des kriegerischen Geschehens beleuchten. In einem mehr oder weniger routinierten Dienstbetrieb wurden laufend Schriftstücke verschiedenster Art produziert: Tägliche Eintragungen in den offiziellen Journalen der Festungskommandanten wie auch seitens der Befehlshaber der Belagerungstruppen dokumentieren nicht nur erlassene Befehle, berichten über den Fortgang der Arbeit an den Laufgräben und listen die verschossene Munition und die Zahl der Toten und Verwundeten auf, sondern sie liefern darüber hinaus vielfach subjektive Beobachtungen, außerhalb der Norm liegende Vorfälle und kulturgeschichtlich aufschlussreiche Details. In zeitnahen Korrespondenzen mit der höheren Führung wurden Einschätzungen und Planungen beschrieben, in nachträglichen Analysen versuchten militärische Fachleute, die Abschnitte des Ereignisses nachzuvollziehen und Lehren zu destillieren. Kriegsgerichtliche Untersuchungen gegen erfolglose Kommandanten repräsentieren eine quasi kriminalistische Rekonstruktion von Ereignissen aus einer Vielzahl von Zeugenaussagen. ²⁰ Von besonderer Bedeutung und Ergiebigkeit sind auch die im Belagerungskrieg als „dritte Perspektive“ hinzutretenden zivilen Quellen von Seiten städtischer Bürger und Behördenvertreter, denen naturgemäß die Erhaltung ihres städtischen Lebensraums wichtiger sein musste als die militärischen Zielsetzungen der Belagerer und Verteidiger. In deren Berichten werden daher auch teilweise ganz andere Aspekte des Geschehens behandelt. ²¹

¹⁹ Marian Füssel: Das Undarstellbare darstellen. Das Bild der Schlacht im 18. Jahrhundert am Beispiel von Zorndorf (1758). In: Birgit Emich/Gabriela Signori (Hg.): *Kriegs/Bilder in Mittelalter und Früher Neuzeit*. Berlin 2009, S. 317–349, hier: bes. S. 320–323.

²⁰ Für unseren Zusammenhang sind sehr wertvoll die beiden Quelleneditionen von Colmar Grünhagen/Franz Wachter (Hg.): *Akten des Kriegsgerichts von 1758 wegen der Kapitulation von Breslau am 24. November 1757*. Breslau 1895; Franz Wachter (Hg.): *Akten des Kriegsgerichts von 1763 wegen der Eroberung von Glatz 1760 und Schweidnitz 1761*. Breslau 1897.

²¹ Daniel Hohrath: Der Bürger im Krieg der Fürsten. Stadtbewohner und Soldaten in belagerten Städten um die Mitte des 18. Jahrhunderts. In: Bernhard R. Kroener/Ralf Prüve (Hg.): *Krieg und Frieden. Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit*. Paderborn 1996, S. 305–329.

Der Eindruck der Materialfülle bestätigt sich auch beim Blick auf gedruckte Quellen und die zeitnah erschienene Sekundärliteratur. Von der Mitte bis zum Ende des 18. Jahrhunderts gewichteten die Zeitgenossen den Belagerungskrieg noch durchaus hoch: Festungsbau und Belagerungskunst nahmen nicht nur in den Militärwissenschaften die erste Stelle ein,²² sondern Belagerungsereignisse wurden auch in der aktuellen Publizistik und Propaganda²³ ebenso wie in der Historiografie ausführlich dokumentiert und hervorgehoben.²⁴ Belagerungen galten noch nicht als Nebenaktionen von allenfalls subsidiärer Bedeutung.

Die ungewöhnlich reichhaltige Quellenlage ließe vermuten, dass in der großen Zeit positivistischer Kriegsgeschichtsschreibung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg, auf deren materialreichen Untersuchungen unsere Kenntnis der Ereignisgeschichte in der Regel beruht, über den Belagerungskrieg bereits in großer Ausführlichkeit und Tiefe geforscht worden sei, doch das Gegenteil ist der Fall. Denn dieser Teil der Kriegsgeschichte war in den Augen der Militärs des 19. und frühen 20. Jahrhunderts nicht „der richtige“. Kriegsgeschichte wurde anwendungsorientiert betrieben; aus ihr sollten Lehren für militärisches Führungsverhalten der Gegenwart gezogen werden. Daher untersuchte man bevorzugt das operative Handeln im Bewegungskrieg, das man für zeitlos hielt, während man angesichts der technischen und infrastrukturellen Entwicklung die spezifischen Probleme von Heeresersatz und Logistik in der Vormoderne, aber auch die Details des „barocken“ Belagerungskrieges, nicht mehr für relevant erachtete.

²² Daniel Hohrath: Fortification und „Bildung des Officiers“ in der Aufklärungsepoche. Ferdinand Friedrich von Nicolai: Wissenschaftler, Offizier und Sammler. In: Volker Schmidtchen (Hg.): Forschen, Erhalten, Pflegen, Nutzen: Vom Umgang mit Wehrarchitektur. Wesel 1991, S. 55–78.

²³ Vgl. Manfred Schort: Politik und Propaganda. Der Siebenjährige Krieg in den zeitgenössischen Flugschriften. Frankfurt a. M. u. a. 2004, hier: bes. S. 400–461. Die „Flugschriftenliteratur“ wurde recht aktuell auch in gewaltigen publizistischen Sammelwerken verbreitet: Teutsche Kriegs-Canzley. Bd. 1–18. Frankfurt a. M./Leipzig 1757–1763; [Carl Friedrich Wernich (Hg.):] Beyträge zur neuern Staats- und Krieges-Geschichte. Bd. 1–19 (1.–190. Stück). Danzig [recte Berlin] 1756–1764.

²⁴ Noch mehr eine Kompilation aktueller Berichte war das Werk von Johann Friedrich Seyfert: Geschichte des seit 1756 in Deutschland und dessen angränzenden Ländern geführten Krieges in welcher nicht allein alle merkwürdige Kriegs-Begebenheiten [...] mit unpartheyischer Feder beschrieben und durch beygefügte richtige Abrisse aller Belagerungen, Schlachten etc. erläutert, sondern auch von den vornehmsten Generals und andern in diesem Kriege bekannt gewordenen Personen die Lebens und andere merkwürdige Umstände angeführt werden. 6 Teile. Frankfurt a. M./Leipzig 1759–1765. Eine Reihe detaillierter Einzelstudien lieferte Johann Gottlieb Tielke: Beyträge zur Kriegs-Kunst und Geschichte des Krieges von 1756 bis 1763. 1.–6. Stück. Freiberg 1775–1786. Die erste ausführliche militärische Gesamtdarstellung aus preußischer Sicht bot Georg Friedrich von Tempelhoff: Geschichte des siebenjährigen Krieges in Deutschland zwischen dem Könige von Preußen und der Kaiserin Königin mit ihren Alliirten. Vom General Lloyd, aus dem Englischen aufs neue übersetzt. Erster Theil, welcher die Feldzüge von 1756 und 1757 enthält. Berlin 1783; ders.: Geschichte des siebenjährigen Krieges in Deutschland zwischen dem Könige von Preußen und der Kaiserin Königin mit ihren Alliirten, als eine Fortsetzung der Geschichte des General Lloyd. 2.–6. Theil. Berlin 1785–1801.

Doch hatte sich das herrschende „Kriegsbild“ bereits früher verändert: Schon in Carl von Clausewitz' zentralem theoretischen Werk „Vom Kriege“, das von der Erfahrung der napoleonischen Kriege geprägt war, aber erst posthum 1832 veröffentlicht wurde, spielten Belagerungen eine untergeordnete Rolle. In „Feldzügen mit einer großen Entscheidung“ seien sie immer nur „als ein notwendiges Übel anzusehen“.²⁵ Von eigenständiger Bedeutung seien sie nur in Feldzügen mit beschränktem Ziel beziehungsweise in Fällen, in denen von keiner Seite nach einer „Entscheidung gesucht“ werde.²⁶ Clausewitz hat dies freilich für die Mehrzahl der Kriege konstatiert und auch für die Zukunft geschlossen, dass es „immer eine große Zahl solcher Feldzüge geben“ werde.²⁷ Den stärkeren Eindruck als die Breite und historische Differenziertheit, die Clausewitz' Werk²⁸ zu einer komplexen Lektüre werden lassen, machen freilich Sentenzen, in denen ein grundsätzlich negatives Urteil über den Belagerungskrieg sich mit einer moralischen Komponente verbindet: „Der schwächste, unentschlossenste, faulste Feldherr, der sich niemals zu einer Schlacht entschlossen hätte, schreitet unbedenklich zur Belagerung, sobald er an die Festung kommen kann [...]. Im schlimmsten Fall kann er die Sache aufgeben, ohne einen positiven Verlust zu leiden.“²⁹

In diesem bis heute wirkenden Verständnis vom Krieg waren Belagerungen im Gegensatz zu Schlachten keine entscheidenden Kriegsoperationen. Folglich konnten aus dem Belagerungskrieg auch nicht die wesentlichen Züge des „wahren“, zur Entscheidung führenden Krieges gelernt werden. Clausewitz gehört zu den Begründern des seit dem 19. Jahrhundert vorherrschenden Kriegsbildes, das unter dem Paradigma der Schlachtenentscheidung stand. Dieses war international verbreitet und lässt sich nicht allein auf eine Clausewitz-Rezeption zurückführen, sondern hat seine ausladenden Wurzeln im kulturellen Wandel der Zeit um 1800 und fand seine (vermeintliche) Bestätigung in Napoleons militärischem Handeln. In extremer Ausformung mündete es später im „Dogma der Vernichtungsschlacht“³⁰, von dem nicht nur das deutsche militärische Denken bis ins 20. Jahrhundert bestimmt wurde.

Die klassische militärwissenschaftliche Kriegsgeschichtsschreibung bewegte sich in diesen Bahnen. Wie sehr das Paradigma der Schlacht die Vorstellungswelt über den Krieg geprägt hat, lässt sich an den Arbeiten der Kritiker der Generalstabshis-

²⁵ Carl von Clausewitz: *Vom Kriege*. Hg. von Werner Hahlweg. Bonn 191980, S. 913–918, hier: S. 913.

²⁶ Ebd., S. 833–839 (2. Teil, 6. Buch: Verteidigung, 30. Kapitel: Fortsetzung. Verteidigung eines Kriegstheaters, wenn keine Entscheidung gesucht wird).

²⁷ Ebd., S. 834.

²⁸ Vgl. auch seine kritische Auseinandersetzung mit dem Siebenjährigen Krieg; Carl von Clausewitz: *Hinterlassene Werke über Krieg und Kriegführung*. Bd. 10: Strategische Beleuchtung mehrerer Feldzüge von Sobieski, München, Friedrich dem Großen und dem Herzog Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig und andere historische Materialien zur Strategie. Berlin 1863, S. 27–214.

²⁹ Clausewitz: *Vom Kriege* (wie Anm. 25), S. 837f.

³⁰ Jehuda L. Wallach: *Das Dogma der Vernichtungsschlacht: Die Lehre von Clausewitz und Schlieffen und ihre Wirkung in zwei Weltkriegen*. Frankfurt a. M. 1967.

torien ablesen: So kommt auch bei Hans Delbrück, um den wichtigsten und prominentesten zu nennen, der Belagerungskrieg kaum vor.³¹ Bis heute lässt sich dieses Phänomen an den Formen der Kriegserwähnung in allgemeinen historischen Arbeiten beobachten wie nicht zuletzt in Verlagsprogrammen, wo „Schlachten“ als „Stationen der Weltgeschichte“ noch immer Konjunktur haben.³² So ist für den Siebenjährigen Krieg kaum einmal die Frage gestellt worden, ob der Bedeutung der schlesischen Festungen, von denen zum Beispiel Schweidnitz viermal den Besitzer wechselte (1757, 1758, 1761, 1762), nicht mehr Aufmerksamkeit zugewandt werden müsste, als dies in dem schon in seinen Bandtiteln von Schlacht zu Schlacht schreitenden legendären Generalstabswerk „Die Kriege Friedrichs des Großen“ geschah.³³

Seit Samuel F. Seydels schon damals isoliertem und bis heute praktisch unbeachtet gebliebenen Werk „Nachrichten über vaterländische Festungen und Festungskriege“, das 1818 bis 1824 in vier Bänden erschien³⁴ und den Anspruch erhob, den Belagerungskrieg „mit Anmerkungen und einigen Fragen über strategischen und taktischen Gebrauch der festen Plätze“ umfassend zu betrachten, blieben Festungswesen und Belagerungen weitgehend auf Spezialstudien von Offizieren aus dem militärtechnischen Bereich beschränkt, die die einzelnen Belagerungsereignisse weitgehend isoliert vom operativen und strategischen Kriegsverlauf behandelten.³⁵ Erst Christopher Duffy hat Belagerungen als wesentlichen Aspekt der

³¹ Hans Delbrück: Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte. Bd. 4: Neuzeit. Berlin 1920, zur Kriegführung Friedrichs II. hier: S. 390–439. Vgl. Sven Lange: Hans Delbrück und der „Strategiestreit“. Kriegführung und Kriegsgeschichte in der Kontroverse 1879–1914. Freiburg i. Br. 1995.

³² So lautet der Reihentitel einer aktuellen Serie von Monografien des Schöningh-Verlages.

³³ Großer Generalstab (Hg.): Der Siebenjährige Krieg (Die Kriege Friedrichs des Großen, Theil III, Bd. 1–13). Berlin 1901–1914; vgl. dazu Bernhard R. Kroener: „Den Krieg lernen“. Die Feldzüge Friedrichs des Großen in der amtlichen Geschichtsschreibung des Kaiserreiches. In: Jürgen Kloosterhuis (Hg.): Archivarbeit für Preußen. Symposium der Preußischen Historischen Kommission und des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz aus Anlass der 400. Wiederkehr der Begründung seiner archivischen Tradition. Berlin 2000, S. 302–318; Martin Raschke: Der politisierende Generalstab. Die friderizianischen Kriege in der amtlichen deutschen Militärgeschichtsschreibung 1890–1914. Freiburg i. Br. 1993. Dass auch im späten 19. Jahrhundert eine wesentlich differenziertere und quellenkritischere Kriegsgeschichtsschreibung möglich war, beweist das österreichische Gegenstück zum preußischen Generalstabswerk, das allerdings den Siebenjährigen Krieg nicht mehr behandelte: K. u. k. Kriegsarchiv (Hg.): Oesterreichischer Erbfolge-Krieg (Kriege unter der Regierung der Kaiserin-Königin Maria Theresia). Bd. 1–9. Wien 1896–1914.

³⁴ F. Samuel Seydel: Nachrichten über vaterländische Festungen und Festungskriege, von Eroberung und Behauptung der Stadt Brandenburg, bis auf gegenwärtige Zeiten, aufgesetzt für jüngere Krieger. 4 Teile. Leipzig/Züllichau 1818–1824. Hier einschlägig der dritte Teil: Praktische Uebungen der Preussischen Festungskrieger bei Angriff und Vertheidigung fester Plätze in Sachsen, Böhmen, Preussen, Schlesien, am Rhein, in Westfalen, Mähren, Pommern, an der Weser, in Thüringen und in der Mark, in dem Zeitraume von 1745 bis 1763, begleitet mit Anmerkungen und einigen Fragen über strategischen und taktischen Gebrauch der festen Plätze. Leipzig/Züllichau 1821.

³⁵ So zum Beispiel Hermann Müller: Geschichte des Festungskrieges seit allgemeiner Einführung der Feuerwaffen bis zum Jahre 1892. Berlin 1892; Herman Frobenius: Festungskriegsgeschichte.

frühneuzeitlichen Kriegführung auch in seine Darstellung der friderizianischen Kriege angemessen integriert.³⁶ In der deutschsprachigen Forschung war Jürgen Luh der Erste, der die Bedeutung des Festungskrieges wie auch die Fragen der Logistik neu bewertet hat.³⁷ Aus einer modernen militär- und technikhistorischen Perspektive hat inzwischen der Amerikaner Jamel Ostwald die Belagerungskriegführung im Spanischen Erbfolgekrieg untersucht.³⁸

Einige ältere stadtgeschichtliche Einzelstudien über die Kriegsschicksale von Festungsstädten sind sehr materialreich.³⁹ Seitens der Architekturgeschichte ist zwar in jüngerer Zeit eine Fülle von Publikationen über den frühneuzeitlichen Festungsbau erschienen, doch liegt deren Fokus mehr auf den konstruktiven Aspekten von Planung und Bau als auf der quasi destruktiven der Festungskriegführung.⁴⁰ Studien, die sich dem Thema der Belagerung von Städten multiperspektivisch zu nähern versuchen, sind bislang selten.⁴¹

In: Georg von Alten (Hg.): *Handbuch für Heer und Flotte*. Bd. 3. Berlin 1911, S. 578–701, hier: bes. S. 660–669; Udo von Bonin: *Geschichte des Ingenieurkorps und der Pioniere in Preußen*. Erster Theil: Bis zum Abschluß der Reorganisation 1808–1812. Berlin 1877.

³⁶ Christopher Duffy: *The Fortress in the Age of Vauban and Frederick the Great 1660–1789*. London u. a. 1985; ders.: *Friedrich der Große. Ein Soldatenleben*. Zürich/Köln 1986.

³⁷ Jürgen Luh: *Kriegskunst in Europa 1650–1800*. Köln/Weimar/Wien 2004, hier: bes. S. 81–128. Nun ist auch eine überaus materialreiche Potsdamer Dissertation publiziert worden, die das Generalstabswerk gewissermaßen von der operativen auf die Versorgungsperspektive umkehrt: Marcus Warnke: *Logistik und friderizianische Kriegführung. Eine Studie zur Verteilung, Mobilisierung und Wirkungsmächtigkeit militärisch relevanter Ressourcen im Siebenjährigen Krieg am Beispiel des Jahres 1757*. Berlin 2018; vgl. auch die Studie von Erik Lund: *War for the Every Day. Generals, Knowledge, and Warfare in Early Modern Europe, 1680–1740*. Westport, CT/London 1999; John A. Lynn: *Food, Funds, and Fortresses: Resource Mobilization and Positional Warfare in the Campaigns of Louis XIV*. In: ders. (Hg.): *Feeding Mars. Logistics in Western Warfare from the Middle Ages to the Present*. Boulder, CO 1993, S. 137–159.

³⁸ Jamel Ostwald: *The „Decisive“ Battle of Ramillies, 1706: Prerequisites for Decisiveness in Early Modern Warfare*. In: *J Mil Hist* 64 (2000), S. 649–678; ders.: *Vauban under Siege. Engineering Efficiency and Martial Vigor in the War of the Spanish Succession*. Leiden/Boston 2007.

³⁹ Zwei quellengesättigte Werke zu Festungsstädten im Siebenjährigen Krieg: Alfred Heinze: *Dresden im Siebenjährigen Kriege*. Dresden 1885; Aegidius Huppertz: *Münster im Siebenjährigen Kriege*. Insbesondere die beiden Belagerungen des Jahres 1759. Münster 1908. Studien vergleichbaren Umfangs über schlesische Festungsstädte sind nicht erschienen, allerdings bietet die ältere landesgeschichtliche Zeitschriftenliteratur viel wertvolles Material.

⁴⁰ Auch die interessante Studie der Architekturhistorikerin Martha Pollak: *Cities at War in Early Modern Europe*. New York 2011, bietet trotz des Titels keine Geschichte von Belagerungen.

⁴¹ Als Aufriss vgl. Hohrath: *Bürger (wie Anm. 21)*; ders.: *Eroberer, Besatzer, Verteidiger: Festungsstädte unter „fremder“ Herrschaft im Krieg des 18. Jahrhunderts*. In: Günther Kronenbiter/Markus Pöhlmann/Dierk Walter (Hg.): *Besatzung. Funktion und Gestalt militärischer Fremdherrschaft von der Antike bis zum 20. Jahrhundert*. Paderborn 2006, S. 67–79; ders.: *Von der „Wunderbahnen Wirkung der Bomben“: Protestantische Theologen als Zeugen von Festungsbelagerungen des 18. Jahrhunderts*. In: Michael Kaiser/Stefan Kroll (Hg.): *Militär und Religiosität in der Frühen Neuzeit*. Münster 2004, S. 307–321. Die Göttinger Dissertation von Sven Petersen: *Die belagerte Stadt. Alltag und Gewalt im Österreichischen Erbfolgekrieg (1740–1748)*. Frankfurt a. M. 2019, lag zum Zeitpunkt der Abfassung dieses Beitrags noch nicht vor. Vgl. auch Anke Fischer-Kattner/Jamel Ostwald (Hg.): *The World of the Siege. Representations of Early Modern Positional Warfare*. Leiden/Boston 2019.

Schlesiens militärische Bedeutung

Die Frage „Warum Schlesien?“⁴² ist im Hinblick auf die Handlungsmotive Friedrichs II. im Herbst 1740 wieder und wieder erörtert worden, wobei bei aller Uneinigkeit über die moralische und psychologische Bewertung des Einmarschs⁴³ keine Belege dafür gefunden werden konnten, dass die Eroberung Schlesiens ein Ergebnis langfristiger Planungen gewesen ist, auch wenn Friedrich das selbst gelegentlich in Briefen behauptet hat.⁴⁴ In Antizipation des absehbar bevorstehenden europäischen Konflikts um die österreichische Erbfolge war die schlesische Option für den zur Aggression bereiten, auf kriegesischen Ruhm bedachten jungen Preußenkönig⁴⁵ eindeutig die vielversprechendste, auch wenn er sich des tatsächlichen Potenzials der neuen Provinz mangels näherer statistischer und ökonomischer Kenntnisse gar nicht genauer bewusst war. Er hatte aber wohl nicht damit gerechnet, mit welcher Ausdauer Maria Theresia und ihr Staatskanzler Kaunitz die Rückeroberung Schlesiens, mit dem der Monarchie „nicht etwa ein auswärtiges Glied, sondern ein haupt-Theil des Körpers abgerissen“ worden sei,⁴⁶ verfolgen würden. Angesichts der momentanen Schwäche des Hauses Österreich lag in kurzfristiger militärstrategischer Hinsicht allerdings auf der Hand, dass es vor allen Dingen ein Vordringen Sachsens nach Schlesien, wie es in der spannungsgeladenen Situation 1740 drohte, auf jeden Fall zu verhindern galt.⁴⁷ Eine Landbrücke zwischen Kursachsen und dem mit diesem in Personalunion verbundenen Königreich Polen hätte die Machtposition des wettinischen Kurfürsten-Königs, der zu dieser Zeit im Reich noch als gleichwertiger Konkurrent des brandenburg-preussischen Monarchen gelten konnte, dauerhaft gestärkt. Ob man aus dieser Konstellation für den Einmarsch in Schlesien bereits den „Charakter einer Schutzmaßnahme, eines Präventivkriegs“⁴⁸ ableiten kann, sei dahingestellt.

Als Friedrich der Große 1756 mit seinem Einmarsch in Sachsen den Krieg auf dem mitteleuropäischen Kriegsschauplatz eröffnete, spielte Preußen jedenfalls schon in einer anderen Liga als 1740, und diese Position verdankte es der Einverleibung Schlesiens. Sie sollte auch größte Bedeutung für den militärischen Verlauf

⁴² Christopher Clark: *Preußen. Aufstieg und Niedergang 1600–1947*. München 2007, S. 230.

⁴³ Noch heute reichen die Wertungen vom skandalisierten „Rape of Silesia“ bei Franz A. J. Szabo: *The Seven Years War in Europe, 1756–1763*. Harlow u. a. 2008, S. 3f., bis zur unkritischen Akzeptanz der von der borussischen Historiografie postulierten „Staatsraison“. Vgl. etwa Peter Baumgart: *Schlesien in der Politik Friedrichs des Großen*. In: Wilhelm Treue (Hg.): *Preußens großer König*. Freiburg i. Br./Würzburg 1986, S. 161–172, hier: S. 163f.

⁴⁴ Johannes Kunisch: *Friedrich der Große. Der König und seine Zeit*. München 2004, S. 161.

⁴⁵ Vgl. die Einschätzung der persönlichen Motive Friedrichs bei Luh: *Der Große* (wie Anm. 14), hier: bes. S. 49–60.

⁴⁶ Denkschrift des Grafen Kaunitz zur mächtropolitischen Situation nach dem Aachener Frieden von 1748. Bearb. von Reiner Pommerin und Lothar Schilling. In: Johannes Kunisch (Hg.): *Expansion und Gleichgewicht. Studien zur europäischen Mächtspolitik des ancien régime*. Berlin 1986, S. 165–239, hier: S. 205.

⁴⁷ Vgl. Kunisch: *Friedrich* (wie Anm. 44), S. 164–166.

⁴⁸ Ebd., S. 165.

des Siebenjährigen Krieges und den „mirakulösen“ preußischen Erfolg haben,⁴⁹ was bisher am deutlichsten Christopher Duffy in einem entlegen publizierten, kurzen Beitrag gezeigt hat.⁵⁰

Die Bevölkerung des vom Hause Hohenzollern regierten Länderkomplexes war durch die menschenreiche Provinz um über 40 Prozent angewachsen; in Schlesien lebte nun mit rund 1,2 Millionen fast ein Drittel der 3,85 Millionen preußischen Untertanen.⁵¹ Das waren ungefähr so viele wie in den drei Kernprovinzen Kurmark, Neumark und Pommern zusammen beziehungsweise entsprach es fast dem Doppelten der Einwohnerschaft Ostpreußens. Die Bedeutung der städtereichen Region für die Wirtschaftskraft des Gesamtstaates dürfte noch höher anzusetzen sein; Schlesien war sowohl hinsichtlich der landwirtschaftlichen und handwerklichen Produktivität als auch dank seiner Straßen und des Handelszentrums Breslau zumindest den nordöstlichen Gebieten des preußischen Königreichs weit voraus.

Auch militärisch war hier ein dicht besetztes Kerngebiet entstanden: In Schlesien und der Grafschaft Glatz stand nach 1742 etwa ein Drittel der preußischen Armee in 80 Garnisonsorten einschließlich der Festungen. Die Verstärkung der preußischen Armee, die Friedrich ins Werk setzte, beruhte fast vollständig auf den neu errichteten und nach Schlesien verlegten Regimentern und, nachdem die neue Provinz anfänglich bewusst geschont wurde, zunehmend auch auf dem Mannschaftersatz aus den ihnen zugeteilten schlesischen Kantonen.⁵² Der Anteil gebürtiger schlesischer Soldaten und Offiziere wuchs kontinuierlich an, nachdem die meisten neuen Regimenter zunächst aus Stämmen bestehender Einheiten sowie durch freie Werbung und die Übernahme von ganzen Truppenteilen anderer Reichsterritorien formiert worden waren.⁵³

Bereits die Rückgabe Schlesiens hätte daher den gerade erreichten Status Preußens so massiv beschädigt, dass das Kriegsziel der *„réduction de la Maison de Brandebourg à son état primitif de petite puissance très secondaire“*⁵⁴ schon weitgehend erreicht worden wäre. Da Schlesien von seinem strategischen, ökonomi-

⁴⁹ Vgl. Johannes Kunisch: Das Mirakel des Hauses Brandenburg. Studien zum Verhältnis von Kabinettpolitik und Kriegführung im Zeitalter des Siebenjährigen Krieges. München/Wien 1978.

⁵⁰ Christopher Duffy: Militärische Aspekte Schlesiens im Siebenjährigen Krieg. In: Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau, Band 42–44 (2003), S. 181–194.

⁵¹ Zahlen von 1754 nach der Tabelle „Stand der städtischen und ländlichen Bevölkerung des preußischen Staates von 1748–1805“ bei Otto Behre: Geschichte der Statistik in Brandenburg-Preußen bis zur Gründung der Königlichen Statistischen Bureaus. Berlin 1905, S. 456–462.

⁵² Dazu jetzt eingehend Jürgen Kloosterhuis: Kantonsystem und Regimentskultur. Katalysatoren des preußischen Militärsozialisationsprozesses im 18. Jahrhundert. In: Wolfgang Neugebauer (Hg.): Oppenheim-Vorlesungen zur Geschichte Preußens an der Humboldt-Universität zu Berlin und der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Berlin 2014, S. 77–139.

⁵³ Zu den Neuformationen knapp zusammenfassend Daniel Hohrath: Friedrich der Große und die Uniformierung der preußischen Armee von 1740 bis 1786. Bd. 1. Wien 2011, S. 19–23.

⁵⁴ Denkschrift des Staatskanzlers Kaunitz von 1778, zitiert nach Johannes Kunisch: Die militärische Bedeutung Schlesiens und das Scheitern der österreichischen Rückeroberungspläne im Siebenjährigen Krieg. In: Peter Baumgart (Hg.): Kontinuität und Wandel. Schlesien zwischen Österreich und Preußen. Sigmaringen 1990, S. 19–39, hier: S. 19.

schen und demografischen Gewicht her also nicht einfach eine Randprovinz war, die notfalls als diplomatische Verfügungsmasse hätte wieder aufgegeben werden können, galt es, das Oderland unbedingt zu verteidigen: In dieser Erkenntnis hatte der Preußenkönig in den Friedensjahren durchaus planvoll und konsequent gehandelt.

Im Jahre 1756 war Schlesien mit seinen sieben modernen Festungen und der ausreichend bastionierten Hauptstadt Breslau die am dichtesten und stärksten befestigte Region des preußischen Staates und des östlichen Kriegsschauplatzes insgesamt. Fünfzehn Jahre zuvor, als Schlesien 1740–1741 von der preußischen Armee okkupiert wurde, waren die habsburgischen Verteidigungseinrichtungen bekanntlich personell wie materiell in einem miserablen Zustand gewesen, mit einer ernsthaften Bedrohung von dieser Seite hatte man in Wien nicht gerechnet; alle Priorität war dem Konflikt mit den Osmanen auf dem ungarischen Kriegstheater eingeräumt worden.⁵⁵ Dennoch hatten bereits die schwach armierten und unzureichend zur Verteidigung vorbereiteten Festungen ausgereicht, den preußischen Vormarsch erheblich zu verlangsamen und den Erfolg zu gefährden. Die ausdauernde Verteidigung Briegs (10.1. bis 3.5.1741)⁵⁶ durch die Österreicher führte dazu, dass Friedrich gegen die heranrückende Entsatzarmee zu der riskanten Schlacht von Mollwitz (10.4.1741) gezwungen wurde.⁵⁷ Auch die Belagerungen von Glogau⁵⁸ und Neisse⁵⁹ erwiesen sich als aufwendige Operationen, die von Friedrich unterschätzt worden waren.

Der Wechsel Schlesiens von der habsburgischen unter die preußische Herrschaft veränderte das politische und militärische Kräftefeld in Mitteleuropa jedenfalls weitaus gründlicher, als dies bei oberflächlicher Betrachtung den Anschein hat. Entscheidend war die fundamental veränderte strategische Lage, die sich seit 1740 aus dem Besitzerwechsel des Oderlandes ergab. Solange Schlesien und Glatz zu den Ländern der böhmischen Krone gehörten, bildeten sie hier gewissermaßen das Vorland nach Norden, von dem aus Habsburg seinen Einfluss auch militärisch geltend machen konnte. Von Schlesien aus waren Sachsen, Brandenburg und Polen relativ leicht erreichbar. Umgekehrt schützte der Besitz Schlesiens diese Län-

⁵⁵ Duffy: *Fortress* (wie Anm. 36), S. 113, S. 243; Luh: *Kriegskunst* (wie Anm. 37), S. 120f.

⁵⁶ Großer Generalstab (Hg.): *Der Erste Schlesische Krieg 1740–1742* (Die Kriege Friedrichs des Großen, Theil I, Band 1–3). Berlin 1890–1893, hier: Bd. 2, S. 22–32; *Kriegs-Archiv: Erbfolge-Krieg* (wie Anm. 33), Bd. 2, S. 308–324; Colmar Grünhagen (Hg.): *Die Belagerung von Brieg im Jahre 1741. Tagebuch eines Zeitgenossen*. In: *Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens* 4 (1862), S. 23–38.

⁵⁷ Luh: *Kriegskunst* (wie Anm. 37), S. 118.

⁵⁸ Die Festung hielt sich vom 29.12.1740 an über zwei Monate, bis sie am 9.3.1741 erstürmt werden konnte. *Kriegs-Archiv: Erbfolge-Krieg* (wie Anm. 33). Bd. 2, S. 30–37, S. 166–178; *Generalstab* (Hg.): *Krieg* (wie Anm. 56), hier: Bd. 1, S. 327–342.

⁵⁹ Ein erster Versuch, die Festung einzunehmen, scheiterte nach wenigen Tagen (15. bis 22.1.1741); die Belagerung vom 18. bis zum 31.10.1741 kann als Scheinbelagerung gelten, da ihre Dauer bereits in der Konvention von Klein-Schnellendorf verabredet worden war. *Generalstab* (Hg.): *Krieg* (wie Anm. 56), hier: Bd. 1, S. 267, Bd. 2, S. 164, S. 174–179; *Kriegs-Archiv: Erbfolge-Krieg* (wie Anm. 33), Bd. 2, S. 88–90, S. 528–537.

der recht zuverlässig vor einem schnellen Eindringen österreichischer Truppen, denn ein Passieren der wenigen geeigneten Gebirgspässe und Straßen von Böhmen oder Mähren nach Schlesien war ein mühsames Unterfangen: „Silesia [...] was a very hard nut to crack.“⁶⁰ Johannes Kunisch hat formuliert, dass Schlesien „die geopolitische und strategische Schlüsselstellung zwischen den österreichischen Erblanden und der nördlichen Reichshälfte einerseits, dem Reich und den östlichen Nachbarstaaten andererseits dar[stellte]. Es bildete ein weites Glacis vor den böhmisch-mährischen Gebirgen, das sich bis an die Lebensadern Brandenburgs und Sachsens erstreckte und Berlin wie Dresden in unmittelbare Reichweite der österreichischen Waffen brachte. Nach der Annexion Schlesiens durch Preußen kehrte sich die strategische Situation um.“⁶¹

Nach der preußischen Übernahme Schlesiens, die auch mit einer eingehenden militärkartografischen Erfassung verbunden war,⁶² blieben die zentralen Oderstädte weiterhin als Festungen wichtig. Feste Brücken über die Oder gab es in Schlesien von Brieg ab nur noch in Ohlau, Breslau und Glogau;⁶³ neu zur Festung ausgebaut wurde das am Oberlauf der Oder gelegene Cosel.⁶⁴ Dafür verloren die bisherigen, nach Nordosten orientierten Grenzplätze ihre Bedeutung. Da diese nunmehr an einer militärisch irrelevant gewordenen Front lagen beziehungsweise ihre Aufgaben durch benachbarte Festungen ausreichend abgedeckt schienen, wurden sie entfestigt. So wurde nach 1741 die nur für den unwahrscheinlichen Fall eines Angriffs aus Polen brauchbare Festung Namslau aufgegeben.⁶⁵ Auch das zwischen Breslau und Brieg an der Oder gelegene Ohlau erschien angesichts seiner starken Nachbarfestungen militärisch verzichtbar.⁶⁶ Eine aktive Entfestigung

⁶⁰ Vgl. die militärgeografische Beurteilung Schlesiens im Hinblick auf die für die Kriegführung wesentlichen „scenes of operations“ durch Christopher Duffy: *By Force of Arms*. Chicago 2008, Appendix I: Military Geography, S. 400–419, hier: S. 414–417, Zitat: S. 403.

⁶¹ Kunisch: Bedeutung (wie Anm. 54), S. 20; vgl. auch Duffy: Aspekte (wie Anm. 50), S. 188–192.

⁶² Christian Friedrich von Wrede: *Krieges-Carte von Schlesien 1747–1753*. München 1992. Das Original befindet sich in der Staatsbibliothek Preussischer Kulturbesitz zu Berlin, Sign.: Kartenabteilung, gr. 2°, Kart. N 15060. Man kann davon ausgehen, dass Schlesien zu Beginn des Siebenjährigen Krieges die kartografisch am besten erfasste Provinz war; hier konnten taktische Fehler wegen mangelnder Terrainkenntnis wie etwa in der Schlacht von Kunersdorf, die in den brandenburgischen Stammländern stattfand, eher vermieden werden. Zum Mangel an Kartenmaterial vgl. auch Hilmar von Burchardi: Der kartographische Standpunkt beim Beginn des Siebenjährigen Krieges 1756 in den beteiligten Ländern. In: Beihefte zum Militär-Wochenblatt 1897, S. 99–119; Richard Ulrich Heinze: *Kartenkunde*. In: Otto Basler: *Wehrwissenschaftliches Schrifttum im 18. Jahrhundert*. Berlin 1933, S. 71–84.

⁶³ *Kriegs-Archiv: Erbfolge-Krieg* (wie Anm. 33), Bd. 1, S. 764. Die Übergänge wurden unter preußischer Herrschaft vermehrt. Vgl. die auf der Karte eingezeichneten Oderübergänge während des Siebenjährigen Krieges bei Dieter-Ernst Bangert: Die russisch-österreichische militärische Zusammenarbeit im Siebenjährigen Kriege in den Jahren 1758–1759. Boppard 1971, Beilage IX/4.

⁶⁴ Hans Alexander: *Friedrich der Große und Cosel*. Berlin 1936. Cosel war die einzige schlesische Festung, um die schon im Zweiten Schlesischen Krieg 1745 gekämpft wurde.

⁶⁵ Willy Klawitter: *Geschichte der schlesischen Festungen in vorpreussischer Zeit*. Breslau 1941, S. 127.

⁶⁶ Ebd., S. 76.

– sprich Schleifung der Festungswerke – war durchaus sinnvoll, da jede baulich halbwegs intakte Festung auch das Risiko barg, im Kriegsfall von einem Gegner genutzt werden zu können.

Benötigt wurden stattdessen neue Befestigungsanlagen im Südwesten Schlesiens. Dort ließ Friedrich der Große nach der Eroberung des Landes die Städte Schweidnitz, Neisse und Glatz zu starken Festungen ausbauen.⁶⁷ Sie lagen jeweils an den großen Straßen von und nach den habsburgischen Erbländern Böhmen und Mähren, die abgesehen von diesen wenigen Übergängen durch eine zusammenhängende Gebirgskette von Schlesien getrennt waren. Gegen diese Stützpunkte wurde auf der habsburgischen Seite das mährische Olmütz ganz neu fortifiziert. Solange Schlesien zum Hause Österreich gehört hatte, waren die Städte auf der südwestlichen Seite militärisch nur von sekundärer Bedeutung gewesen. Mit diesen Baumaßnahmen wurde von beiden Seiten der nächste Krieg vorbereitet; den Festungsstädten kam dabei eine entscheidende Funktion zu.⁶⁸ Bei Kriegsbeginn 1756 war der Ausbau der Festungen auf beiden Seiten recht weit vorangekommen.⁶⁹ Mit der Wahrscheinlichkeit eines neuen Waffengangs um und in Schlesien rechneten die Kontrahenten ebenso wie die politischen Beobachter in Europa; nur die neuen Bündniskonstellationen von 1756 überraschten. So hatte Friedrich II. zwar die Armee insgesamt massiv aufgerüstet,⁷⁰ den Festungen in den preußischen Westprovinzen, in Pommern und Ostpreußen aber nur recht geringe Aufmerksamkeit zugewandt, da er bis 1756 von Seiten Frankreichs, Schwedens und Russlands mit keiner Bedrohung gerechnet hatte.

Festungen und Belagerungskrieg

Das relative Desinteresse an den Belagerungen des Siebenjährigen Krieges alleine auf die an den Maximen der vermeintlich moderneren „napoleonischen“ Kriegführung verengte Sichtweise der Kriegshistoriker des 19. Jahrhunderts zurückzuführen, wäre dennoch zu einfach. Dass gerade der Siebenjährige Krieg als ein Krieg der großen Schlachten gilt, auch wenn den Schlachten dieser Zeit durch die neuere Forschung kaum mehr ein entscheidender Charakter zugeschrieben wird,⁷¹

⁶⁷ Hans Henning: Der Zustand der schlesischen Festungen im Jahre 1756 und ihre Bedeutung für die Frage des Ursprungs des siebenjährigen Krieges. Phil. Diss. Jena 1899; Hilmar Burchardi: Das Preußische Festungssystem unter Friedrich dem Großen 1740–1745. Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 24. Januar 1889. Berlin 1889, S. 26–31.

⁶⁸ Vgl. Kunisch: Bedeutung (wie Anm. 54).

⁶⁹ Vgl. Henning: Zustand (wie Anm. 67).

⁷⁰ Im Spätsommer 1756 betrug die Gesamtstärke der Armee rund 158 000 Soldaten. Vgl. Curt Jany: Geschichte der Preußischen Armee vom 15. Jahrhundert bis 1914. Bd. 2: Die Armee Friedrichs des Großen 1740–1763. Osnabrück 1967, S. 196.

⁷¹ Vgl. Marian Füssel: Die Krise der Schlacht. Das Problem der militärischen Entscheidung im 17. und 18. Jahrhundert. In: Rudolf Schlögl u. a. (Hg.): Die Krise in der Frühen Neuzeit. Göttingen 2016, S. 311–332.

ist nicht zuletzt eine Folge des aktiven Handelns und – damit untrennbar verbunden – der (Selbst-)Darstellung Friedrichs des Großen.⁷² Der preußische „roi connétable“ war sich bewusst, dass sowohl seine persönlichen Talente als auch die besonderen Qualitäten der preußischen Armee in der offenen Feldschlacht am besten zur Geltung gebracht werden konnten.⁷³ Auch wurde ein Schlachtensieg allein mit dem Namen des siegreichen Feldherrn verknüpft, was Friedrichs unbedingtem Willen zum Erwerb von Ruhm und historischer Größe entgegenkam.⁷⁴ Erfolgreiche Belagerungen oder Festungsverteidigungen wurden eher als unspektakuläres Ergebnis einer „Teamarbeit“ des Feldherrn mit seinen technischen Spezialisten, den rangniederen Militäringenieuren, wahrgenommen. Die barocke Inszenierung eines Ludwigs XIV. als „Eroberer“ von Festungen dürfte im kritischen Licht der Aufklärung kaum mehr als zeitgemäß empfunden worden sein.⁷⁵

Um sich einer nach dem Stand der Technik befestigten und mit einer hinreichenden Garnison besetzten Festung zu bemächtigen, galt es als unumgänglich, sie nach den Regeln der Kunst förmlich zu belagern. Belagerungen des 18. Jahrhunderts⁷⁶ waren technisch und logistisch hochkomplexe militärische Großunternehmen, deren Durchführung einer Planung und Vorbereitung von langer Hand bedurfte. Proportional zur Stärke der Festung und ihrer Garnison mussten Lebensmittel und Pferdefutter für die Belagerungstruppen, schwere Artillerie und Munition herangeschafft werden, um eine mehrwöchige Belagerungsaktion auszuführen.⁷⁷ Wurde diese systematisch und pünktlich von Phase zu Phase durchgeführt, galt aber der Ausgang einer Belagerung, in der Regel in Form einer detailliert ausgehandelten Kapitulation und Übergabe, wenigstens in der Theorie als ebenso unausweichlich und zeitlich berechenbar wie der Ablauf einer antiken Tragödie.⁷⁸

⁷² Marian Füssel: Der „roi connétable“ und die Öffentlichkeit. In: Bernd Sösemann/Gregor Vogt-Spira (Hg.): Friedrich der Große in Europa. Geschichte einer wechselvollen Beziehung. Bd. 2. Stuttgart 2012, S. 199–215; Andreas Pečar: Autorität durch Autorschaft? Friedrich II. als Militärschriftsteller. Halle a. d. S. 2013.

⁷³ Vgl. Daniel Hohrath: Friedrich, die Armee und der Krieg. In: Ulrich Sachse (Hg.): Friederisiko – Friedrich der Große/Die Ausstellung. München 2012, S. 262–273.

⁷⁴ Vgl. Marian Füssel: Friedrich der Große und die militärische Größe, online zugänglich unter: https://www.perspectivia.net/publikationen/friedrich300-colloquien/friedrich-groesse/fuessel_militaer (letzter Zugriff am 29. 4. 2020).

⁷⁵ Der prächtige Foliant von Pierre Dumortous: *Histoire des conquêtes de Louis XV. tant en Flandre que sur le Rhin, en Allemagne et en Italie, depuis 1744, jusques à la Paix conclue en 1748. Ouvrage enrichi d'estampes, représentant les sièges & batailles, & de plans des principales villes assiegées & conquises.* Paris 1759, scheint der letzte seiner Art gewesen zu sein.

⁷⁶ Vgl. hier allgemein neben Luh: *Kriegskunst* (wie Anm. 37) auch die flüssig geschriebenen und gut illustrierten Darstellungen bei Christopher Duffy: *Fire and Stone. The Science of Fortress Warfare 1660–1860.* Newton Abbot 1975, S. 90–162. Informativ ist auch David Chandler: *The Art of Warfare in the Age of Marlborough.* London 1976, S. 234–271.

⁷⁷ Dazu jetzt ausführlich Warnke: *Logistik* (wie Anm. 37).

⁷⁸ Michel Parent: *Vauban. Un Encyclopédiste avant la lettre.* Paris 1982, S. 70: „La tragédie classique de l'attaque des places.“

Diesem *triomphe de la méthode*⁷⁹ gegenüber lag Friedrichs Stärke in der Kunst des Regelverstoßes, in seinen plötzlichen und vom Gegner nicht erwarteten Entscheidungen: Sie machten seinen Ruf als genialer Schlachtenlenker aus. Es war nicht zuletzt seine Unberechenbarkeit, die ihn gefürchtet machte, was nicht selten so wirkungsvoll war wie sein tatsächliches Handeln.⁸⁰ Den Belagerungskrieg hingegen charakterisierte Friedrich in seiner typisch pointierten Art: „Die Kunst Städte zu belagern, ist zu einem Handwercke geworden so wie das Tischler- oder das Uhrmacher-Handwerck; Man hat gewisse untrügliche Regeln darin etabliret und eine routine, welche allezeit denselben train folget, und wo man jederzeit dieselbe theorie auf dieselben Fälle appliciret. [...] Alle diese Sachen seynd einem exacten Calculo unterworfen, so dass man im Stande ist, auch abwesend auszurechnen, welchen Tag ohngefehr die Festung sich übergeben wird.“⁸¹ Diese Formulierung aus dem Jahre 1748 gibt einen bereits unter den Zeitgenossen verbreiteten Eindruck wieder; tatsächlich lassen auch viele Quellen (am deutlichsten wird dies an den knappen und auf die technischen Aspekte konzentrierten Journalen aus der Hand von Ingenieuren auf Seiten des Angreifers) den Gang der Belagerung wie den programmierten Bewegungsablauf eines Uhrwerks oder eines imaginären Automaten aussehen. Genauso war es dem jungen Friedrich beigebracht worden: In geradezu reiner Form wurde dieses handwerklich-mechanistische Bild in jenem Büchlein des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau verkörpert, aus welchem der Kronprinz seine Grundkenntnisse des Festungskrieges lernen sollte.⁸² Friedrich jedenfalls zog aus solcher Lektüre den Schluss, sich in den an seine Generalität gerichteten „Generalprinzipien des Krieges“ selbst nicht mehr näher mit einer Materie auseinandersetzen zu müssen,⁸³ die ja bereits in erschöpfender Weise

⁷⁹ Dies der sprechende Titel des Faksimiles einer Handschrift Vaubans zur Belagerungskunst: Sébastien Le Prestre Vauban: *Le triomphe de la méthode. Le traité de l'attaque des places* de Monsieur Vauban Ingénieur du Roi. Hg. von Nicolas Faucherre/Philippe Prost. Paris 1992.

⁸⁰ Johannes Kunisch: Friedrich der Große als Feldherr. In: ders.: *Fürst, Gesellschaft, Krieg: Studien zur bellizistischen Disposition des absoluten Fürstenstaates*. Köln/Weimar/Wien 1992, S. 83–106.

⁸¹ Friedrich II.: *Die General-Principia vom Kriege*. In: Friedrich der Große: *Militärische Schriften*. Erläutert und mit Anmerkungen versehen durch Adalbert v. Taysen. Berlin 1882, S. 1–112, hier: S. 109f.

⁸² Leopold Fürst von Anhalt-Dessau: Deutliche und ausführliche Beschreibung, wie eine Stadt soll belagert und nachher die Belagerung mit guten Success biß zur Ubergabe geführt, auch was dabey alltäglich muß commandirt und fürgenommen werden, worzu sich kein ander Stylus geschickt, als wie es nach alten Krieges-Gebrauch denen Obrist-Wachtmeisters bey der Parole in denen Schreibe-Tafeln dictiret wird, und wird also der geneigte Leser belieben das Critisiren darüber zu unterlassen [...]. [Dessau 1737]. Zu dieser „derben Arbeit“ vgl. Max Jähns: *Geschichte der Kriegswissenschaften vornehmlich in Deutschland*. 2. Abtheilung. München/Leipzig 1890, S. 1739.

⁸³ Das Kapitel „Von der Attaque und von der Vertheidigung derer Plätze“, aus dem die oben zitierte Passage stammt, wurde zwar ins Deutsche übersetzt, aber dann nicht in die offizielle Druckfassung des Jahres 1752 übernommen. Siehe Friedrich der Große: *Schriften* (wie Anm. 81), S. III. Vgl. auch das Geleitwort des Herausgebers Richard Fester. In: Friedrich II.: *Die Instruktion Friedrichs des Großen für seine Generale von 1747*. Hg. von Richard Fester. Berlin 1936, S. X–XIII.

in Lehrschriften erfasst sei und gewissermaßen als Allgemeingut zu gelten habe.⁸⁴ Überhaupt bestehe die „Kunst der Verteidigung von Plätzen [...] im Hinausschieben des Augenblicks ihrer Übergabe. Das ganze Wissen der Gouverneure und Kommandanten von Festungen läuft also nur darauf hinaus, Zeit zu gewinnen.“⁸⁵

Trotz des spöttischen Grundtons und seines Desinteresses für die technischen Feinheiten des Belagerungskrieges ist aber festzuhalten, dass der preußische König, anders als manche seiner militärischen Bewunderer im 19. Jahrhundert das sehen wollten, Festungen keineswegs für unwesentlich hielt.⁸⁶ Bei den Gründen, die er selbst in der Instruktion von 1747 für Schlachten nannte, sekundiert in zwei von sechs Fällen die Schlacht unmittelbar der Belagerung oder dem Entsatz einer Festung. „Der Krieg wird nur durch Schlachten entschieden und auch beendet. Man muß sich also schlagen, aber im rechten Augenblick und unter Wahrung aller Vorteile. Ich nenne rechten Augenblick, wenn es sich darum handelt, einen Feind aus Euerem Lande zu verjagen oder von einem Ort zu vertreiben, wo er Euch am Eindringen in sein Land hindert, wenn Ihr wollt, daß er eine Belagerung aufhebt oder wenn Ihr eine Belagerung nicht unternehmen könnt, bevor Ihr ihn geschlagen habt [...]“.⁸⁷ Die Sicherung Schlesiens durch nicht weniger als acht Festungen wurde von ihm, wie bereits erwähnt, schon in den 1740er-Jahren stark vorangetrieben. Wenn in der Literatur vom „schlesischen Festungsgürtel“⁸⁸ und sogar insgesamt dem „Festungssystem“ Friedrichs des Großen die Rede ist, erscheint diese Terminologie angesichts der geringen Zahl und der weiträumigen Verteilung im Vergleich zum französischen „Pré Carré“ und dem Barriersystem der Niederlande allerdings etwas hochgegriffen.⁸⁹

⁸⁴ „Les règles en sont si connues que ce n'est pas la peine de les répéter“, hatte Friedrich noch in der ersten handschriftlichen Fassung formuliert; Friedrich II.: Instruktion (wie Anm. 83), S. 80.

⁸⁵ Ebd., S. 83.

⁸⁶ Aus Äußerungen wie den oben zitierten den Schluss zu ziehen, Friedrich sei „im Allgemeinen den Belagerungen abgeneigt“ gewesen, wie seitens der Generalstabshistoriker propagiert wurde, scheint dennoch nicht angemessen. Vgl. Großer Generalstab (Hg.): Friedrichs des Großen Anschauungen vom Kriege in ihrer Entwicklung von 1745 bis 1756. Berlin 1899, S. 229–387, hier: S. 336. Vgl. dieselbe Auffassung noch jüngst bei Marcus Junkelmann: Der Militärstaat in Aktion. Kriegskunst des Ancien Régime. In: Bernd Sösemann/Gregor Vogt-Spira (Hg.): Friedrich der Große in Europa. Geschichte einer wechselvollen Beziehung. Bd. 2. Stuttgart 2012, S. 166–191, hier: S. 188.

⁸⁷ Friedrich II.: Instruktion (wie Anm. 83), S. 112f. Vgl. den abweichenden Text der Druckausgabe der „Generalprinzipien“ von 1753 in: Friedrich der Große: Schriften (wie Anm. 81), S. 85. Weitere einschlägige Äußerungen Friedrichs bei Erwin Dette: Friedrich der Große und sein Heer. Göttingen 1915, S. 91–96.

⁸⁸ Vgl. Wittigo von Rabenau: Friderizianisches Festungswesen im preußischen Heerwesen seiner Zeit: Preußischer Festungsbau des 18. Jahrhunderts. In: Volker Schmidtchen (Hg.): Festungsforschung als kommunale Aufgabe. Wesel 1986, S. 205–220.

⁸⁹ So denn auch schon seinen Vortragstitel zurücknehmend Burchardi: Festungssystem (wie Anm. 67), S. 21: „Diese Festungen, verstreut über den ganzen Länderbesitz, sind zu sehr verschiedenen Zeiten und für wesentlich verschiedene, oft sehr eng begrenzte Zwecke entstanden, so daß sie sich unter dem Begriff eines einheitlichen Festungssystems schwer zusammenfassen lassen.“

Mit seinen durchaus innovativen Ideen zum Festungsbau,⁹⁰ die sich zuerst an der neuartigen Anlage von Schweidnitz mit detachierten Sternschanzen zeigten, bewies Friedrich durchaus seine genialische Kreativität. Um die Details der Ausführung kümmerte er sich freilich wenig und bewies auch in seinen grundsätzlichen Einschätzungen zum Belagerungswesen eine gewisse Neigung zur Oberflächlichkeit: „[...] ganz allgemein gesprochen: weder die Festungswerke noch die Zahl der Soldaten verteidigen eine Stadt, sondern es hängt alles von der größeren oder geringeren Festigkeit und dem entschlossenen Mut des Kommandanten ab.“⁹¹ Damit war für ihn die Schuldfrage stets geklärt, ein Kommandant, der – in Friedrichs Sicht – vorzeitig kapitulierte, hatte schlicht „den Kopf verloren“, wie der königliche Geschichtsschreiber später in seiner Schilderung des Siebenjährigen Krieges geradezu stereotyp urteilte.⁹² Er veranlasste denn auch eine ganze Reihe kriegsgerichtlicher Prozesse und Verurteilungen.⁹³ Freilich hatte Friedrich II. zuvor bei der Auswahl der Kommandanten wenig Sorgfalt und Interesse bewiesen⁹⁴ und war offenbar auch der Meinung, zur Besatzung einer Festung dürfe man füglich die unzuverlässigsten Truppenteile verwenden, da sie aus der Festung nicht desertieren könnten.⁹⁵

Tatsächlich war die preußische Armee auf den Festungskrieg eher unzureichend eingestellt; das Ingenieurcorps war schon personell im Verhältnis zur Gesamtgröße der Armee und zur Zahl der Festungen recht schwach, das galt auch für die Artillerie. Zudem nahmen die „technischen Truppen“ in der innermilitärischen Sozialstruktur des preußischen Heeres eine Randposition ein.⁹⁶ Dies spiegelte sich nicht nur in der Benachteiligung der oft bürgerlichen Artillerie- und Ingenieur-

⁹⁰ [Major] Dinter: Friedrich der Große als Meister der Befestigungskunst. In: Vierteljahreshefte für Pioniere 3 (1936), S. 135–143. Vgl. auch Duffy: Fortress (wie Anm. 36), S. 134–147.

⁹¹ Friedrich II.: Geschichte des Siebenjährigen Krieges. In: Die Werke Friedrichs des Großen. Hg. von Gustav Berthold Volz. Bd. 3. Berlin 1913, S. 111, hier anlässlich der Kapitulation von Schweidnitz, April 1758.

⁹² Ebd., S. 103, zur Erstürmung der Schweidnitzer Forts am 11. 11. 1757: „Ob dieses Unfalls verloren der Kommandant der Festung, Sers, und Grumbkow, der ihm beigeordnet war, den Kopf. Sie kapitulierten [...]“; ebd., S. 105, bezüglich der Kapitulation von Breslau am 23. 11. 1757: „Kaum glaubte sich Lestwitz in Breslau verlassen, so verlor er den Kopf.“

⁹³ Siehe Grünhagen/Wachter (Hg.): Akten (wie Anm. 20); Wachter (Hg.): Akten (wie Anm. 20); Wolfgang Lotz: Kriegsgerichtsprozesse des Siebenjährigen Krieges in Preussen. Untersuchungen zur Beurteilung militärischer Leistung durch Friedrich II. Frankfurt a. M. 1981.

⁹⁴ Dette: Friedrich (wie Anm. 87), S. 93 f. Generalleutnant von Katte, der 1757 Breslau verteidigen sollte, hielt sich selbst keineswegs dafür qualifiziert: „Da ich nun gegen eine ganze Armee den Ort defendiren soll, so bin ich zwar willig, mein Leben aufzuopfern, ich muss aber von mir sagen, dass mein Dienst bei der Cavallerie gewesen; wann ich nun wegen der Defension einen Fehler begehen sollte, deswegen ich es hiemit von mir sage, dass mir die Schuld nicht zugemessen werde.“; Schreiben an den Herzog von Bevern, Breslau, 22. 11. 1757. In: Grünhagen/Wachter (Hg.): Akten (wie Anm. 20), S. 141.

⁹⁵ Seydel: Uebungen (wie Anm. 34), S. 13: „Der König scheint geglaubt zu haben: Vertheidigung innerhalb des Hauptgrabens gestatte kein Ausreissen; ein Jeder müsse in diesem Falle seinen Dienst thun.“

⁹⁶ Vgl. Dette: Friedrich (wie Anm. 87), S. 89–91; vgl. auch Bonin: Geschichte des Ingenieurkorps (wie Anm. 35).

Offiziere gegenüber dem adelig geprägten Offiziercorps der Infanterie und Kavallerie, sondern sogar auf der unteren Ebene der Dienstpflichtigen: So äußerte es sich zum Beispiel in der offenen Ablehnung des als unehrenhaft empfundenen Dienstes in dem 1742 errichteten „Regiment Pionniers“ durch die dazu bestimmten schlesischen Kantonisten.⁹⁷ Auch an der Neuerrichtung von „Garnison-Regimentern“, die – wegen gelockerter Tauglichkeitskriterien, was vor allem die Körpergröße, aber auch Gesundheit und Zuverlässigkeit anging – gegenüber den normalen Infanterie-Regimentern als „Soldaten zweiter Klasse“ schlechter besoldet, schmuckloser uniformiert⁹⁸ und für die Schlacht und den Bewegungskrieg als nicht geeignet eingeschätzt wurden, aber im Krieg die Festungen möglichst alleine verteidigen sollten, lässt sich das Dilemma zwischen der als dringlich betriebenen Vorbereitung des Festungskrieges und der Geringschätzung der dafür vorgesehenen Einheiten ablesen.⁹⁹

Allerdings sah die Lage im österreichischen Heerwesen in dieser Hinsicht nicht viel besser aus; auch dort waren meist zu wenig qualifizierte Militäringenieure vorhanden. Allerdings konnte man vom Bündnis mit Frankreich profitieren, von wo einige Spezialisten ausgeliehen wurden. Ob für Festungsbesatzungen, die oftmals nicht durch einzelne vollständige Regimenter oder Bataillone, wie in Preußen, sondern durch „Kommandierte“ vieler Truppenteile gebildet wurden, tatsächlich eine „Elite aus der ganzen Armee gewählt“¹⁰⁰ wurde, oder ob man auch hier bevorzugt auf nicht zum Felddienst taugliche Leute zurückgriff, ist bisher nicht überprüft worden. Obwohl auf der habsburgischen Seite eine soziale Missachtung der Ingenieure und Artilleristen nicht in derselben Schärfe wie in Preußen zu beobachten ist, war man jedenfalls auch dort materiell wie personell für den Festungskrieg nicht besonders gut gerüstet.¹⁰¹

Das schlesische Kriegstheater

Gerade der Blick auf den Kriegsschauplatz Schlesien zeigt, dass Belagerungen (sowie ihre Vorbereitung oder Verhinderung) viele Feldzüge prägten. Offensichtlich waren Belagerungen also keine subsidiären Nebenaktionen, sondern ein zentrales

⁹⁷ Diese Episode bei Kloosterhuis: Kantonsystem (wie Anm. 52), S. 97: Die „prestigesensiblen Kantonisten“ setzten sich dahingehend durch, dass das Regiment ab 1758 als reguläres Füsilier-Regiment (No. 49) geführt und eingesetzt wurde.

⁹⁸ Dette: Friedrich (wie Anm. 87), S. 94f.; vgl. auch Hans Bleckwenn: Die Uniformen der preußischen Infanterie 1753–1786. Osnabrück 1973, S. XXXV: „Geringere Löhnung, dunkle und schmucklose Uniform, stupider Dienst in der zweiten Linie.“

⁹⁹ Zwischen 1740 und 1756 wurden zu den bis dahin vorhandenen vier Bataillonen Garnisonstruppen 31 weitere errichtet, davon 16 direkt für die schlesischen Festungen; Jany: Geschichte (wie Anm. 70), S. 7, S. 195–197.

¹⁰⁰ Seydel: Uebungen (wie Anm. 34), S. 541.

¹⁰¹ Vgl. Christopher Duffy: Sieben Jahre Krieg 1756–1763. Die Armee Maria Theresias. Aus dem Englischen übersetzt und für die deutsche Ausgabe neu bearbeitet von Claudia Reichl-Ham. Wien 2003, S. 316–326.

Element der Kriegführung. Die Bedeutung der schlesischen Festungen für den Verlauf des Siebenjährigen Krieges ist in der auf die Entscheidungsschlachten fixierten Kriegsgeschichtsschreibung des 19. und 20. Jahrhunderts aber nur unzureichend wahrgenommen worden. Es erscheint sinnvoll, im Folgenden die Schlesien betreffenden Abläufe der Jahre 1757 bis 1762 zusammenzufassen und dabei gegen die Tendenz der meisten auf die Schlachten fixierten älteren und neueren Darstellungen die Rolle der Festungen zu akzentuieren.¹⁰²

Der preußische Feldzug in Böhmen im Frühsommer 1757 war mit einer schweren Niederlage in der Schlacht von Kolin (18. 6. 1757) gescheitert, die den Nimbus der Unbesiegbarkeit der Preußen unter der Führung Friedrichs II. zerstörte. Zwar war die vorherige Schlacht vor Prag am 6. Mai knapp gewonnen worden, doch war die anschließende, unzureichend vorbereitete und schlecht organisierte Belagerung der böhmischen Hauptstadt nicht vorangekommen¹⁰³ und musste am 20. Juni erfolglos abgebrochen werden. Im Sommer wurde die Rückeroberung Schlesiens zum Gegenstand konkreter österreichischer Planungen.¹⁰⁴ Während Friedrich II. mit der Hauptarmee nach Thüringen zog und dort gegen die durch Reichstruppen verstärkte französische Armee operierte, die er dann in der Schlacht von Roßbach (5. 11. 1757) schlug, drang eine österreichische Armee von Böhmen über die Lausitz in Schlesien ein. Ihr erster Schritt auf dem Weg zur Rückeroberung des Landes war die Belagerung von Schweidnitz, das den Weg nach Breslau und zur Oder sperrte. Die Festung wurde von einem Corps unter General Graf Nádasdy vom 14. Oktober an eingeschlossen und ab dem 26. förmlich belagert. Nach der nächtlichen Erstürmung dreier Außenforts kapitulierte der Kommandant am 12. November 1757.¹⁰⁵

Währenddessen manövrierte die österreichische Hauptmacht gegen eine preußische Armee unter dem Herzog von Braunschweig-Bevern mit dem Ziel, weitere

¹⁰² Der operative Kriegsverlauf wird als bekannt vorausgesetzt. Als Grundlage sind trotz aller Bedenken die 13 Bände des preußischen „Generalstabswerks“ mit ihrem umfangreichen Karten- und Planmaterial unentbehrlich: Generalstab (Hg.): Krieg (wie Anm. 33); für die letzten Kriegsjahre vgl. den Fortsetzungsband von Eberhard Kessel: Das Ende des Siebenjährigen Krieges 1760–1763. Paderborn 2007. Zu nennen ist auch die Dissertation von Achim Kloppert: Der Schlesische Feldzug von 1762. Phil. Diss. Bonn 1988. Dank ihrer Blickrichtung auf den Belagerungskrieg trotz ihres Alters immer noch interessant die kritische Studie von Seydel: Uebungen (wie Anm. 34), S. 16–542. Die beste kompakte Darstellung bietet Duffy: Friedrich (wie Anm. 36), S. 149–349; aus österreichischer Perspektive mit neuen Quellen angereichert jetzt auch Duffy: Force (wie Anm. 60); die operative Planung der österreichischen Generalität ist dargestellt bei Werner Bein: Schlesien in der habsburgischen Politik. Ein Beitrag zur Entstehung des Dualismus im Alten Reich. Sigmaringen 1994, S. 347–364; vgl. hierzu auch Bangert: Zusammenarbeit (wie Anm. 63).

¹⁰³ Zum Verlauf vgl. Generalstab (Hg.): Krieg (wie Anm. 33), Bd. 3, S. 1–21, S. 94–96.

¹⁰⁴ Vgl. Bein: Schlesien (wie Anm. 102), S. 349.

¹⁰⁵ Siehe Tielke: Belagerungen (wie Anm. 9), S. 1–42; Seydel: Uebungen (wie Anm. 34), S. 98–111; Generalstab (Hg.): Krieg (wie Anm. 33), Bd. 4, S. 177–190; Christopher Duffy: Prussia's Glory. Rossbach and Leuthen 1757. Chicago 2003, S. 109–114; Julius Schmidt: Diarium von der ersten und zweiten Belagerung der Festung Schweidnitz, was sich unter derselbigen in der Stadt und Vorstadt zugetragen. Aus einer Handschrift mitgetheilt. In: Schlesische Provinzialblätter NF 6 (1867), S. 514–526, S. 578–591, S. 645–655, hier: S. 514–526.

Festungen, vor allem aber die Hauptstadt Breslau einzunehmen. Anfang Oktober bezog Bevern eine Stellung unmittelbar im Vorfeld der Stadt, wo sich die gegnerischen Heere längere Zeit gegenüberlagen. Ein österreichischer Vorstoß auf Glogau konnte dadurch verhindert werden. Durch das Belagerungskorps von Schweidnitz verstärkt, griff die mehr als dreifach überlegene österreichische Hauptarmee unter Karl von Lothringen jedoch am 22. November an. Nach der verlorenen Schlacht¹⁰⁶ vor den Toren der Stadt zog sich die Armee Beverns durch Breslau auf das rechte Ufer der Oder zurück. Die stark befestigte schlesische Hauptstadt wurde unter chaotischen Umständen am 25. November 1757 kampflos übergeben, wobei sich die Truppeneinheiten der preußischen Garnison fast vollständig auflösten.¹⁰⁷

Aus Thüringen knapp zu spät zum Entsatz Breslaus kommend, vereinigte König Friedrich seine Armee mit den Resten des Bevern'schen Corps und schlug die Österreicher in der Schlacht bei Leuthen (5. 12. 1757). Dieser Schlachterfolg führte zum Rückzug der Österreicher aus Schlesien und ermöglichte die Rückeroberung von Breslau und Schweidnitz. Breslau hielt sich trotz einer auf dem Rückzug hineingeworfenen Besatzung von 11 000 Mann keine zwei Wochen. Nach dem Eintreffen der auf der Oder herangeführten Belagerungsartillerie aus den Festungen Neisse, Brieg und Cosel wurde die Hauptstadt seit dem 13. beschossen und kapitulierte am 20. Dezember 1757.¹⁰⁸

Die Reste der österreichischen Feldarmee rückten vollständig zum Überwintern nach Böhmen ab. Damit blieb Schweidnitz am Ende des Jahres 1757 die einzige schlesische Festung in österreichischer Hand. Die Wiedergewinnung dieser Festung war für die preußische Krone praktisch wie moralisch von ebenso evidenter Bedeutung wie umgekehrt ihre Behauptung für die österreichische Führung. Nach einer witterungsbedingt monatelang andauernden Blockade, während der die Besatzung und auch die verbliebene Bevölkerung schwere Verluste durch Mangelernährung und Infektionskrankheiten erlitten, wurde Schweidnitz förmlich belagert und bei einem Sturmversuch im April 1758 schneller als erwartet eingenommen.¹⁰⁹ Schlesien war nun wieder ganz unter preußischer Kontrolle. Friedrichs II. von der Festung Neisse aus über Troppau gestarteter Einfall nach Mähren im Frühling 1758 überraschte die österreichische Führung zwar zunächst, doch scheiterte er spektakulär: Die schlecht vorbereitete Belagerung der neu fortifizierten Hauptstadt Olmütz kam nicht voran und musste aufgehoben werden, nach-

¹⁰⁶ Generalstab (Hg.): Krieg (wie Anm. 33), Bd. 4, S. 195–212; Duffy: Glory (wie Anm. 105), S. 114–123.

¹⁰⁷ Generalstab (Hg.): Krieg (wie Anm. 33), Bd. 4, S. 207–216; Grünhagen/Wachter (Hg.): Akten (wie Anm. 20); zu den folgenden Wochen siehe auch Colmar Grünhagen: Die Oesterreicher in Breslau 1757. In: Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens 24 (1890), S. 55–87.

¹⁰⁸ Generalstab (Hg.): Krieg (wie Anm. 33), Bd. 6, S. 43–46; Schreiben eines Predigers aus Breslau von dem Österreichischen Ueberfall und der Preußischen Wiedereroberung dieser Königl. Haupt-Stadt Breslau. o. O. 1758 (nachgedruckt unter Num. 40 [589] in: Teutsche Kriegs-Canzley auf das Jahr 1758. Bd. 1 [6]. Frankfurt a. M./Leipzig o. J., S. 200–220).

¹⁰⁹ Vgl. Tielke: Belagerungen (wie Anm. 9), S. 43–76; Schmidt: Diarium (wie Anm. 105), S. 578–591, S. 645–655.

dem den preußischen Truppen der Nachschub abgeschnitten worden war.¹¹⁰ Dies sollte bis zum Kriegsende die letzte große preußische Offensive in die habsburgischen Erblande bleiben.

Nachdem sich der Hauptkriegsschauplatz nach Brandenburg und Sachsen verlagert hatte, wurde im August 1758 ein österreichischer Vorstoß auf Neisse begonnen, wobei es aber erst Anfang Oktober zur Berennung und am Monatsende zur Beschießung kam; als der Preußenkönig trotz seiner Niederlage bei Hochkirch (14. 10. 1758) nach wenigen Tagen mit seiner Armee zum Entsatz der entlegenen oberschlesischen Festung aufbrach und bereits in der Nähe auftauchte, zog sich das Belagerungskorps mit Verlust zurück.¹¹¹ Auch die bereits seit dem Spätsommer eingeschlossene, aber nicht belagerungsmäßig angegriffene Festung Cosel wurde kurz darauf entsetzt.¹¹²

Im Jahr 1759 – insgesamt gesehen ein Katastrophenjahr für Friedrich den Großen – wurde Schlesien nicht zum Kriegsschauplatz; Pläne des österreichischen Oberbefehlshabers Daun zur Eroberung von Glogau, Brieg und Neisse konnten nicht umgesetzt werden, da die Kooperation mit dem russischen Bündnispartner nicht funktionierte.¹¹³ Gleichwohl beeinflusste der Schutz der Festungen, namentlich die mögliche Gefährdung Glogaus durch die Russen im Herbst, Friedrichs Operationsführung.¹¹⁴

Die von Kaiserin Maria Theresia wiederholt als Hauptziel angesetzte Rückeroberung Schlesiens machte erst im Juni 1760 Fortschritte, als das Corps des Generals Fouqué bei Landeshut vernichtet wurde, von dem die Grafschaft Glatz gesichert worden war. Friedrich der Große wollte zunächst zum Schutz der dortigen Festungen nach Schlesien marschieren, entschloss sich aber dann, erst die im Vorjahr verlorene kursächsische Hauptstadt Dresden zurückzuerobern. Unter großem Zeitdruck kam er mit einer improvisierten Belagerung vom 13. bis zum 29. Juli 1760, die im Wesentlichen aus einem rücksichtslosen Bombardement bestand, nicht zum Ziel und musste vor der auf kurzem Wege zum Entsatz anrückenden Armee Dauns die Belagerung wieder aufheben.

Noch während der Kämpfe um Dresden fiel die ungedeckte Festung Glatz: Nach längerer Einschließung und kurzer förmlicher Belagerung wurde sie am 26. Juli 1760 durch österreichische Truppen unter dem Kommando des Feldzeugmeisters Laudon im Handstreich erobert.¹¹⁵ Die Grafschaft Glatz blieb daraufhin als wertvoller Brückenkopf zur schlesischen Ebene bis zum Kriegsende in öster-

¹¹⁰ Vgl. Generalstab (Hg.): Krieg (wie Anm. 33), Bd. 7, S. 66–108; Otto Herrmann: Olmütz (1758). In: FBPG 23 (1910), S. 527–539; E. v. St.: Der Feldzug in Mähren oder die Belagerung und der Entsatz von Olmütz. Zum Säcular-Gedächtniss von 1758. Frankfurt a. M. 1858; Duffy: Force (wie Anm. 60), S. 114–117.

¹¹¹ Vgl. Generalstab (Hg.): Krieg (wie Anm. 33), Bd. 8, S. 307f., S. 316f.

¹¹² Vgl. ebd., Bd. 8, S. 332f.

¹¹³ Vgl. Bein: Schlesien (wie Anm. 102), S. 354f.

¹¹⁴ Hervorgehoben bei Clausewitz: Beleuchtung (wie Anm. 28), S. 119.

¹¹⁵ Siehe Generalstab (Hg.): Krieg (wie Anm. 33), Bd. 12, S. 167–172; Wachter (Hg.): Akten (wie Anm. 20); Duffy: Force (wie Anm. 60), S. 240–245.

reichischer Hand.¹¹⁶ Laudon rückte anschließend gegen Breslau vor und schloss die Stadt am 30. Juli 1760 ein. Der Belagerungspark, also die schweren Geschütze, Artilleriemunition und Schanzmaterialien, war freilich noch nicht zur Stelle; mit Drohungen, Sturmversuchen leichter Truppen und einem mehrstündigen Bombardement durch Feldartillerie erreichten die Angreifer nichts. Eilig rückte ein preußisches Corps unter Prinz Heinrich von Glogau zum Entsatz Breslaus heran und auch der König brach aus Sachsen nach Schlesien auf. Laudon musste schon am 3. August 1760 die Einschließung aufheben; ein russisches Hilfscorps, mit dem er sich vor Breslau hatte treffen wollen, kam erst drei Tage später dort an.¹¹⁷

Ein preußischer Schlachtensieg bei Liegnitz vom 15. August schwächte die österreichische Macht zwar nur vorübergehend, aber die Einschließung von Schweidnitz konnte Friedrich danach verhindern, und auch zu der geplanten russischen Belagerung Glogaus kam es nicht.¹¹⁸ Um wenigstens eine Festung noch zum Ende der Saison zu gewinnen, fiel die Wahl der österreichischen Führung auf die ober-schlesische Oderfestung Cosel,¹¹⁹ da eine Belagerung der wichtigeren Festungen Neisse oder Schweidnitz für zu aufwendig gehalten wurde.¹²⁰ Laudon versuchte die Festung vom 22. bis zum 28. Oktober durch Bombardement und Sturmangriffe zu nehmen, da eine förmliche Belagerung schon wegen des schlechten Wetters kaum mehr möglich schien. Die Annäherung eines preußischen Corps veranlasste jedoch die Aufgabe des Unternehmens nach einer knappen Woche.¹²¹

Während der letzten beiden Kriegsjahre stand die Festung Schweidnitz im Mittelpunkt der Operationen. Friedrich der Große versuchte 1761 mit einer relativ kleinen Armee die schlesischen Festungen zu decken und eine Vereinigung der österreichischen und russischen Armeen in Schlesien zu verhindern.¹²² Als das letztere Vorhaben misslang, bezog er das zu einer provisorischen Festung ausgebaute Lager von Bunzelwitz, von dem aus Schweidnitz – von wo die erforderliche Verpflegung geliefert wurde – gedeckt war. Als die Preußen am 26. September diese Stellung verlassen hatten, nachdem die Vorräte der Festung zum großen Teil konsumiert worden waren, erstürmte Laudon die Festung Schweidnitz mit einem österreichisch-russischen Corps in einer spektakulären Überraschungsaktion in der Nacht zum 1. Oktober 1761.¹²³ Das veränderte die Situation grundlegend:

¹¹⁶ Vgl. Kunisch: *Mirakel* (wie Anm. 49), S. 68.

¹¹⁷ Siehe Generalstab (Hg.): *Krieg* (wie Anm. 33), Bd. 12, S. 173–178; *Tagebuch der Belagerung von Breslau*, vom 30. Jul. bis 4. August 1760. In: Wernich (Hg.): *Beyträge* (wie Anm. 23), Bd. 10, S. 731–739.

¹¹⁸ Generalstab (Hg.): *Krieg* (wie Anm. 33), Bd. 13, S. 29–39; Bein: *Schlesien* (wie Anm. 102), S. 357f.

¹¹⁹ Alexander: *Friedrich* (wie Anm. 64), S. 57–73; Bein: *Schlesien* (wie Anm. 102), S. 358f.

¹²⁰ Siehe dazu Jean-Baptiste Vaquette de Gribeauval: „Memoire“ an Hofkriegsrat, Hohenfriedberg 12. 10. 1760; ÖStA, Kriegsarchiv: *Alte Feldakten 1760 Hofkriegsrat* (Karton 723), 10/2, a.

¹²¹ Kessel: *Ende* (wie Anm. 102), S. 60f.

¹²² Vgl. Eberhard Kessel: *Der österreichisch-russische Feldzugsplan 1761*. In: ders.: *Militär-geschichte und Kriegstheorie in neuerer Zeit. Ausgewählte Aufsätze*. Hg. und eingeleitet von Johannes Kunisch. Berlin 1987, S. 222–239.

¹²³ Tielke: *Belagerungen* (wie Anm. 9), S. 77–120; Wachter (Hg.): *Akten* (wie Anm. 20); Duffy: *Force* (wie Anm. 60), S. 323–327.

Zum ersten Mal im ganzen Krieg konnten die Österreicher ihre Winterquartiere auf schlesischem Boden beziehen.

Der folgende Feldzug von 1762 drehte sich dann hauptsächlich um die Rückeroberung von Schweidnitz. Nun deckte die österreichische Armee unter Daun die Festung, bis sie in der Schlacht von Burkersdorf (21. 7. 1762) aus ihrer Stellung gedrängt wurde. Die darauffolgende Belagerung von Schweidnitz vom 8. August bis zum 9. Oktober 1762 war die schwerste und aufwendigste des ganzen Krieges. Die österreichische Besatzung kapitulierte erst nach zwei Monaten.¹²⁴ Danach stand ganz Schlesien mit Ausnahme der Grafschaft und Festung Glatz, deren Rückgabe erst in den Friedensverhandlungen von Hubertusburg vereinbart wurde, wieder unter preußischer Kontrolle.

Aus der Abfolge der Kriegseignisse wird immer wieder erkennbar, dass gerade in Schlesien die Festungen für die gesamte Kriegführung bestimmend waren. Eine Trennung von Feld- und Belagerungskrieg erweist sich als Konstrukt, das dem Verständnis der Kriegführung des 18. Jahrhunderts im Wege steht. In einer Mehrzahl der Operationen ging es darum, Festungen einzunehmen, sie vor Angriffen zu decken oder sie zurückzuerobern. Selbst Friedrichs des Großen berühmtester Schlachtensieg bei Leuthen¹²⁵ diente letztlich der Rückgewinnung von Breslau und Schweidnitz, noch mehrfach wurden ganze Armeen in eiligen Märschen aus dem Gebiet, in dem sie gerade operierten, nach Schlesien geworfen, um Festungen zu schützen.¹²⁶ Das Geschehen demonstriert deutlich, wie eng Taktik, Logistik und Strategie miteinander verwoben und wie abhängig sie von den regionalen geografischen und ökonomischen Bedingungen waren.

Wenn wir von den materiellen und strukturellen Bedingungen frühneuzeitlicher Strategie ausgehen,¹²⁷ die von der auf diachron gültige taktische und strategische Erkenntnisse ausgerichteten klassischen Kriegsgeschichtsschreibung vernachlässigt wurden, zeigt sich, dass für die Kriegführung des Ancien Régime die Versorgung und der Unterhalt der Heere von absolut grundlegender Bedeutung waren.¹²⁸ Kriege der Frühen Neuzeit kannten keine Frontlinien im modernen Sinn. Der Krieg wurde geführt von hin und her marschierenden Armeen, die sich gegenein-

¹²⁴ Kessel: Ende (wie Anm. 102), S. 669–711; Tielke: Belagerungen (wie Anm. 9), S. 149–359. Diese letzte Belagerung von Schweidnitz hat als einzige des Siebenjährigen Krieges seitens der militär-technischen Sachverständigen größere Aufmerksamkeit gefunden. Vgl. etwa [Johann L. Hogrewe:] Ausführliche Erzählung, nebst Grundrissen der Belagerung der Festung Schweidnitz, durch die königl. preußis. Truppen, vom 7ten August bis den 9ten October 1762. Hannover 1774.

¹²⁵ Paul Gerber: Die Schlacht bei Leuthen. Berlin 1901, S. 18, S. 86–93.

¹²⁶ Clausewitz bemerkte kritisch zu solchen Deckungsaktionen im Siebenjährigen Krieg: „Überall wird die Armee im Felde gebraucht, um die Festungen vor einer Berührung mit dem Feinde zu verwahren, während doch grade umgekehrt die Festungen wie Eisböcke hingelegt sein sollten, die feindliche Macht zu brechen, ehe sie an die Armee kommt.“ Dies zeugt sowohl von analytischer Schärfe wie vom Unverständnis seiner Generation für die Kriegführung des 18. Jahrhunderts; Clausewitz: Beleuchtung (wie Anm. 28), S. 119.

¹²⁷ Grundlegend formuliert bei Jürgen Luh: „Strategie und Taktik“ im Ancien Régime. In: MGZ 64 (2005), S. 101–131.

¹²⁸ Detailliert Warnke: Logistik (wie Anm. 37).

ander bewegten. Festungen dienten dabei als Fixpunkte, denn sie lagen an wichtigen Straßen, Gebirgspässen und Flüssen, von ihnen aus konnten die entscheidenden Wege gesichert oder versperrt werden. So bestimmten Festungen als Elemente der Raumbeherrschung wesentlich die Heeresbewegungen.

Strategische und logistische Aspekte waren untrennbar verbunden. Die Kriegsführung des 18. Jahrhunderts beruhte vor allem darauf, dass es gelang, die Verpflegung der Armeen sicherzustellen. Nicht zufällig konzentrierten sich viele Feldzüge der Epoche in bestimmten Regionen, in denen eine hohe Bevölkerungsdichte eine ausreichende Produktion und Bevorratung von Nahrungsmitteln gewährleistete. Deshalb waren auch gut vernetzte Versorgungswege zu Wasser und zu Lande notwendige Voraussetzungen dafür, dass eine Region als Operationsgebiet, aber auch als rückwärtige Basis dienen konnte. Festungen glichen infrastrukturellen Inseln in der Weite des Kriegstheaters; hier befanden sich die Arsenalen für die Ausrüstung der Heere mit Waffen und Munition sowie die Hauptmagazine, von denen aus die Versorgung der Truppen mit Nahrungsmitteln organisiert wurde. Schon im Frieden waren zum Beispiel die schlesischen Festungen mit dauerhaft installierten Magazinen und Bäckereien zu Hauptstützpunkten der Heeresverpflegung ausgebaut worden.¹²⁹ In ihrer Nähe konnten die eigenen Truppen für längere Zeit auf begrenztem Raum verweilen, wie etwa 1761 im Lager von Bunzelwitz, ohne dass Versorgungsprobleme ihre Operationen beeinflussten. Da man zudem die Nahrungsmittel, die in der weiteren Umgebung vorrätig waren, in die Festungsmagazine gebracht hatte, konnten sich feindliche Armeen in diesem Gebiet nur unter großen Schwierigkeiten verpflegen und waren somit nicht zu größeren Aktionen in der Lage.

Angesichts der damaligen schlechten Straßenverhältnisse waren besonders die Wasserwege von entscheidender Bedeutung für die Nachschublieferungen an die Armeen. Von Festungen aus, die direkt an oder in der Nähe von Flüssen und Kanälen lagen, ließen sich Transporte zu Wasser entweder sichern oder auch verhindern, was die operative Kriegsführung in jedem Fall beeinflusste. Eine Sperrung des Wasserweges konnte die Armeen, die auf den Nachschub angewiesen waren, empfindlich treffen und zu großen Umwegen nötigen. So wurde der für die preußische Armee enorm wichtige Transportweg von der preußischen Zentralfestung Magdeburg über die Elbe durch die wechselhaften Kämpfe um die Festungsstädte in Sachsen immer wieder gefährdet. Dagegen blieben die logistisch ebenso unentbehrlichen Festungen an der Oder den ganzen Krieg über in preußischer Hand, wenn man von der kurzen österreichischen Besetzung Breslaus im Winter 1757 absieht. Dank der Festungen Glogau, Breslau, Brieg und Cosel mit ihren Hauptmagazinen konnte die Oder während des ganzen Krieges die Rolle der *mère nourricière*, als die sie Friedrich der Große schon 1747 bezeichnet hatte, für die preußische Kriegsführung in Schlesien erfüllen.¹³⁰

¹²⁹ Lars Atorf: Der König und das Korn. Die Getreidehandelspolitik als Fundament des brandenburgisch-preußischen Aufstiegs zur europäischen Großmacht. Berlin 1999, S. 239.

¹³⁰ Friedrich II.: Instruktion (wie Anm. 83), S. 10.

Dass Friedrich der Große sich fast während des gesamten Krieges auf seine neue Provinz Schlesien stützen und dadurch sein Heer erhalten konnte, während es der österreichischen Seite nur vorübergehend im Herbst 1757 und dann noch für ein Jahr von 1761 bis 1762 gelang, sich in Schweidnitz festzusetzen und damit wenigstens einen Teil des Landes zu kontrollieren, war ohne Zweifel eine wesentliche Grundlage für das Durchhalten der preußischen Kriegsmacht. Die Einnahme der Glatzer Festung im Sommer 1760 und die damit verbundene dauerhafte Besetzung der Grafschaft Glatz brachte der österreichischen Führung zwar erhebliche Vorteile, doch war sie in ihren Auswirkungen begrenzter. Für die preußische Kriegsfinanzierung hatte zwar die rücksichtslose Ausbeutung des okkupierten Sachsens unmittelbar die größte Bedeutung, sodass der Kampf um die Beherrschung des Kurstaats tatsächlich in den meisten Kriegsjahren im Mittelpunkt der Kriegshandlungen stand,¹³¹ doch dürfte die dauerhafte Erhaltung Schlesiens als Kraftreserve mindestens ebenso entscheidend gewesen sein. Das wurde auch von der österreichischen Führung so gesehen: „Schlesien ausgenommen, sind die übrige noch besitzende Brandenburgische Lande arm, und noch darzu gegenwärtig an Volk und Geld erschöpft“, so die offiziellen Wiener „Staatsbetrachtungen“ von 1761.¹³² Die relative Schonung des Landes lässt sich auch an dem geringeren Bevölkerungsrückgang (rund 6,1 Prozent) im Vergleich zu den vom Krieg besonders dauerhaft betroffenen Kernprovinzen Kurmark (7,4 Prozent), Neumark (9 Prozent) und Pommern (12,2 Prozent) erkennen.¹³³ Aus der Schlesischen Provinzialkasse kam während des ganzen Krieges ein großer Teil der regulären Einnahmen (18 von insgesamt 43 Millionen Reichstalern),¹³⁴ während das russisch okkupierte Ostpreußen und die französisch besetzten Westprovinzen komplett ausfielen.

Dies galt auch für den Mannschaftersatz der Armee: Aus Schlesien konnten Kantonisten den ganzen Krieg über regulär ausgehoben werden; noch bei der Vorbereitung des für 1763 geplanten Feldzugs (der dann nicht mehr stattfand) hatten die dortigen Regimenter bereits Ende Januar fast ihren Sollstand erreicht.¹³⁵ Hier kamen also mehrere Elemente zusammen: Über die Aspekte der Mobilisierbarkeit ökonomischer Ressourcen und seines demografischen Potenzials für die Verstärkung der Armee, die für Preußens Durchhalten unentbehrlich waren,¹³⁶ ging die Rolle Schlesiens als militärgeografischer Raum und „Festungslandschaft“

¹³¹ Jürgen Luh: Sachsens Bedeutung für Preußens Kriegführung. In: Dresdner Hefte 68 (2001), S. 28–34 (= Themenheft: Sachsen und Dresden im Siebenjährigen Krieg).

¹³² Staats-Betrachtungen über gegenwärtigen Preußischen Krieg in Teutschland, in wie fern solcher das allgemeine Europäische, vornemlich aber das besondere Teutsche Interesse betrifft mit untermischten völkerrechtlichen Bemerkungen. Wien 1761. Hier zitiert nach der Edition bei Kunisch: *Mirakel* (wie Anm. 49), S. 108.

¹³³ Vergleich der Zahlen von 1754 und 1765 nach Behre: *Geschichte* (wie Anm. 51), S. 456–462.

¹³⁴ Bernhard R. Kroener: Die materiellen Grundlagen österreichischer und preußischer Kriegsanstrengungen 1756–1763. In: ders. (Hg.): *Europa im Zeitalter Friedrichs des Großen*. Wirtschaft, Gesellschaft, Kriege. München 1989, S. 47–78.

¹³⁵ Kessel: *Ende* (wie Anm. 102), S. 939.

¹³⁶ Vgl. Kroener: *Grundlagen* (wie Anm. 134), S. 76.

noch hinaus. In der Summe waren diese strukturellen Faktoren wohl kriegsentscheidend.¹³⁷ Aus den nach dem Krieg nochmals verstärkten Bemühungen Friedrichs II., die schlesischen Festungen auszubauen, lässt sich schließen, dass auch der „roi connétable“ zu der Erkenntnis gelangt war, dass „im Siebenjährigen Krieg weit mehr die Festungen und nicht etwa die Schlachten über den Besitz von Schlesien entschieden hatten“.¹³⁸

Der „Dritte Schlesische Krieg“ aus der Nähe

Jenseits dieser Feststellungen kann gleichwohl die Frage gestellt werden, welche Erkenntnisgewinne aus einer Vertiefung der Erforschung des Krieges im Sinne der eingangs postulierten „Kriegsgeschichte aus der Nähe“ gezogen werden können. Betrachtet man die Vorgänge des Festungskrieges in Schlesien im Detail, wird erkennbar, dass auf keine jener Belagerungen das Bild des berechenbaren methodischen „Uhrmacherhandwerks“ passt. Ob dafür nun die auf preußischer ebenso wie auf österreichischer Seite mangelnde Kompetenz in der Belagerungskunst¹³⁹ oder besondere situative Bedingungen verantwortlich waren – in keinem Fall sind alle theoretisch vorgesehenen Schritte von der „Berennung“ über die „Eröffnung der Laufgräben“ mit dem Annähern in einer ersten, zweiten und dritten Parallele bis zum Brescheschießen vom eroberten Glacis und anschließender ordentlicher Kapitulation zu beobachten. Die kontingenten Bedingungen in der Kriegswirklichkeit beeinflussten den scheinbar so planbaren Gang von Belagerungen. Diese Abweichungen vom Vauban'schen Ideal trafen zwar gewiss auf eine Mehrzahl von Belagerungen der gesamten Epoche zu,¹⁴⁰ doch waren sie auf dem mitteleuropäischen Schauplatz des Siebenjährigen Krieges besonders evident. Mehrmals ermöglichten handstreichartige Sturmangriffe die Eroberung einer Festung wie bei Schweidnitz 1761 und Glatz 1760 fast ohne Belagerungsarbeiten oder beschleunigten zumindest die Übergabe, wie bei Schweidnitz 1757 und 1758; andere Belagerungen, wie die von Neisse und Cosel 1758, Breslau und wieder Cosel 1760, mussten vorzeitig erfolglos abgebrochen werden, weil sie aus logistischen Gründen nicht vorankamen, bevor Entsatz nahte.

Deutlich wird bei einer von der politischen, strategischen und ökonomischen bis auf die mikrohistorische Ebene gehenden Untersuchung „aus der Nähe“ auch die Bedeutung der „weichen“ Faktoren jenseits der vermeintlich „harten“ Daten von Truppenzahlen, Verpflegungsvorräten, Munition und Geschützausstattung.

¹³⁷ Duffy: Aspekte (wie Anm. 50), S. 194.

¹³⁸ Luh: Kriegskunst (wie Anm. 37), S. 119.

¹³⁹ „Now the rival forces revealed the full extend of their ignorance of siege warfare.“; Duffy: Fortress (wie Anm. 36), S. 120.

¹⁴⁰ Dies hat Jamel Ostwald freilich auch schon für die Belagerungen des Spanischen Erbfolgekrieges festgestellt. Vgl. ders.: Like Clockwork? Clausewitzian Friction and the Scientific Siege in the Age of Vauban. In: Steven A. Walton (Hg.): Instrumental in War: Science, Research, and Instruments between Knowledge and the World. Boston 2005, S. 85–117.

Solche zeigen sich nicht nur im Verhalten des Führungspersonals, sondern auch in dem der vielen „kleinen“ Akteure, wie der einfachen Soldaten¹⁴¹ und gelegentlich auch der Stadtbewohner. Dies wird gerade im Krisenfall aufschlussreich. Ein abschließendes Schlaglicht auf die Vorgänge in Breslau Ende November 1757 soll dies exemplarisch andeuten:¹⁴² Nach der Schlacht vor den Wällen Breslaus am 22.11.1757 war die geschlagene preußische Armee abgezogen; nur eine im Verhältnis zu den Dimensionen der Großstadt extrem schwache Besatzung war zurückgelassen worden. Der Kommandant sollte die Festung Breslau, „wenn auch der Feind die ganze Stadt abbrennen sollte“, mindestens für 14 Tage halten – was eine wohl wirklich unrealistische Aufgabe war.¹⁴³ Bereits am 25. November kam es zu einer übereilten Kapitulation, die zwar von einem beispiellosen Führungschaos unter den verantwortlichen preußischen Offizieren ausgelöst wurde, sich aber vor allem deswegen katastrophal auswirkte, weil die Unruhe in der Stadtbevölkerung und unter den Soldaten der Besatzung eskalierte. Der „Pöbel“ plünderte Zeughaus und Mehlmagazin, und die Militärs befürchteten, dass sich die Bürgerschaft gegen eine längere Verteidigung der Stadt zur Wehr setzen würde.¹⁴⁴ Die Drohung der Belagerer, dass es zu einem Bombardement der Stadt mit Brandgeschossen kommen würde, löste auch bei den Zünften und den höheren Schichten Panik aus. Gewiss hatte die Kette preußischer Misserfolge seit dem Sommer zu einer verbreiteten „Niedergeschlagenheit und Entmuthigung“ unter den Anhängern der friderizianischen Herrschaft geführt. Ganz offenbar gab es in der gemischt konfessionellen Bevölkerung Breslaus zudem noch viele „österreichisch Gesinnte“,¹⁴⁵ die „Veränderungen im Regimente wünschten, hofften, ja zu befördern“ suchten.¹⁴⁶ Auch die als Besatzung zurückgelassenen, im Schnitt auf weniger als die Hälfte ihrer regulären Stärke geschrumpften Truppenteile waren nach der verlorenen Schlacht zweifellos demoralisiert. Dass es aber zu einer fast völligen Auflösung der Garnison kam und von etwa 3 500 preußischen Soldaten am Abend des 25.11.1757 nur 479 Mann mit 120 Offizieren und 48 Fahnen ausrückten,¹⁴⁷ war

¹⁴¹ Die Mentalität und die Handlungsspielräume der einfachen Soldaten des 18. Jahrhunderts sind in letzter Zeit verstärkt in den Fokus der Forschung gerückt: vgl. Sascha Möbius: *Mehr Angst vor dem Offizier als vor dem Feind? Eine mentalitätsgeschichtliche Studie zur preußischen Taktik im Siebenjährigen Krieg*. Saarbrücken 2012; Ilya Berkovich: *Motivation in War. The Experience of Common Soldiers in Old-Regime Europe*. Cambridge 2017.

¹⁴² Vgl. zu diesem Vorgang die Quellenpublikation von Grünhagen/Wachter (Hg.): *Akten* (wie Anm. 20); vgl. auch Michael Sikora: *Disziplin und Desertion. Strukturprobleme militärischer Organisation im 18. Jahrhundert*. Berlin 1996, S. 83f.

¹⁴³ Grünhagen/Wachter (Hg.): *Akten* (wie Anm. 20), S. 155 (Befehl Friedrichs II. an den Herzog von Bevern).

¹⁴⁴ Ebd., S. 20 (Verhör des Generalleutenants von Lestwitz). Vgl. dagegen ebd., S. 69–71 (Verhör des Stadtdirectors Conradi).

¹⁴⁵ Grünhagen: *Oesterreicher* (wie Anm. 107), S. 57.

¹⁴⁶ Andreas Belach: *Der Christ im Kriege, und in der Belagerung. Wir rühmen uns der Trübsalen*. Breßlau/Leipzig 1758, S. 90.

¹⁴⁷ Die Angaben schwanken; nach einer „Liste der nach der Kapitulation Breslaus ausgezogenen Mannschaft“, die nur die Infanterie auflistet, waren es nur 316 von 3 629 Mann; Grünhagen/Wachter (Hg.): *Akten* (wie Anm. 20), S. 159. Zu den Truppenteilen der Garnison vgl. Günther

ein bislang unerhörter Vorgang, der in der kriegsgerichtlichen Untersuchung gegen die kommandierenden Offiziere bezeugt wurde.¹⁴⁸ Breslauer Bürger sollen die massenhafte Desertion eifrig unterstützt haben.¹⁴⁹ Sie betraf diesmal nicht nur die unfreiwillig in die preußische Armee übernommenen sächsischen Soldaten, von denen nach den bisherigen Erfahrungen kaum etwas Anderes zu erwarten war, da sie bereits zuvor „ihr Missvergnügen bei vielen Gelegenheiten gezeiget“ hatten.¹⁵⁰ So waren beim Ausmarsch „von dem Bataillon von Jung-Bevern [...] nicht mehr übrig, als 4 Officiers; kein Unteroffizier und kein Gemeiner“.¹⁵¹ Selbst die Mehrzahl der Offiziere, zumeist vorherige sächsische Unteroffiziere, blieb zurück und trat sofort in österreichische Dienste.

Die andere große Gruppe der Deserteure bildeten „die vielen schlesischen Landeskinder“: Die von der Armee Beverns als Besatzung zur Verteidigung der Stadt zurückgelassenen Regimenter hatten alle ihre Kantons und Friedensgarnisonen in Schlesien, die Hälfte davon hatte sogar bis zum Kriegeausbruch in Breslau gestanden.¹⁵² Der Kommandant beteuerte, bereits im Vorfeld darum gebeten zu haben, „nicht lauter schlesische Regimenter in Breslau zu legen aus Beisorge, dass sie möchten verführt werden“.¹⁵³ Auf die bereits stark verunsicherten schlesischen Kantonisten wirkte das Angebot der seit dem frühen Morgen in der faktisch bereits offenen Stadt aufgetauchten österreichischen Offiziere, sie könnten einfach nach Hause gehen, offenbar als letzter Dammbruch. Da die Soldaten über den Wortlaut der ausgehandelten Kapitulation nicht informiert worden waren,¹⁵⁴ „so bildeten sie sich ein, daß sie Kriegsgefangene werden würden, und da es die Oesterreicher ihnen auch sagten, so desertierten sie meist alle“.¹⁵⁵ Tatsächlich war ein freier Abzug der Besatzung vereinbart worden, sodass diesbezügliche Befürchtungen eigentlich unbegründet waren.

Eine dauerhafte Rückkehr Schlesiens unter habsburgische Herrschaft und Verwaltung Ende November 1757 schien angesichts der Entwicklungen durchaus möglich; diese Hoffnung der österreichischen Führung war auch, wie etwa die

Gieraths: Die Kampfhandlungen der brandenburgisch-preußischen Armee 1626–1807. Ein Quellenhandbuch. Berlin 1964.

¹⁴⁸ Grünhagen/Wachter (Hg.): Akten (wie Anm. 20), S. VII.

¹⁴⁹ Grünhagen: Oesterreicher (wie Anm. 107), S. 61–64; Grünhagen/Wachter (Hg.): Akten (wie Anm. 20), S. 24 (Verhör des Generallieutenants von Lestwitz).

¹⁵⁰ Grünhagen/Wachter (Hg.): Akten (wie Anm. 20), S. 13 (Verhör des Generallieutenants von Katte); vgl. Salisch: Deserteure (wie Anm. 7).

¹⁵¹ Tagebuch eines preußischen Offiziers über die Feldzüge von 1756 bis 1763. In: Sammlung ungedruckter Nachrichten, so die Geschichte der Feldzüge der Preußen von 1740 bis 1779 erläutern. Zweyter Theil. Dresden 1782, S. 328–528, hier: S. 361. Der Berichterstatter hatte selbst 1756 dem sächsischen Regiment Prinz Xaver als Freicorporal angehört und war nach der Kapitulation in dem nunmehr preußischen Regiment zum Fähnrich ernannt worden; ebd., S. 346f.

¹⁵² Zu den Kantons Kloosterhuis: Kantonsystem (wie Anm. 52), Karte 3.

¹⁵³ Grünhagen/Wachter (Hg.): Akten (wie Anm. 20), S. 19 (Verhör des Generallieutenants von Lestwitz).

¹⁵⁴ Ebd., S. 28 (Verhör der Oberstlieutenants von Klitzing, von Itzenplitz und von Wolffersdorff).

¹⁵⁵ Tagebuch (wie Anm. 151), S. 360.

Vorgänge in Breslau aus der Nähe betrachtet zeigen, entgegen dem Narrativ der späteren borussischen Geschichtsschreibung keinesfalls unrealistisch. Schließlich hatte die preußische Herrschaft in Schlesien gerade erst vor fünfzehn Jahren begonnen und sich nur in einem Jahrzehnt im Frieden etablieren können, als der Siebenjährige Krieg sie nochmals infrage stellte. Schon wenige Tage nach der Besetzung erfolgte die Umwandlung einiger Regierungsbehörden und die Mehrheit der preußischen Beamten hatte den Huldigungsakt für Maria Theresia zu leisten.¹⁵⁶ Auch die zeitnahe Übernahme der schlesischen Soldaten in die kaiserliche Armee war für die österreichische Führung naheliegend, zumal die Schlesier stets einen erheblichen Anteil der österreichischen Militärangehörigen ausgemacht hatten und noch im Siebenjährigen Krieg viele vor 1740 eingestellte schlesische Soldaten, vor allem langgediente Unteroffiziere und Offiziere, in ihren Reihen standen.¹⁵⁷ So zeigte sich in Breslau, dass sowohl die zivile Bevölkerung als auch die einfachen Soldaten durchaus eine eigene Rolle spielen konnten, die das Geschehen maßgeblich beeinflusste.

Die Heftigkeit und Ausdauer, mit denen große Teile der Feldzüge um die schlesischen Festungen geführt wurden, verweisen darauf, dass die Einnahme dieser regionalen Herrschaftszentren, im Falle Breslaus der Hauptstadt der ganzen Provinz, für Österreich auch einen entscheidenden politischen Akt zur dauerhaften Wieder-Inbesitznahme des Landes darstellte; er war nicht zuletzt notwendig, um sich wieder als rechtmäßige Obrigkeit in Schlesien zu installieren. Festungsstädte und ihre Eroberung waren im 18. Jahrhundert nicht nur militärische Mittel für weiter gesteckte Kriegsziele, sondern oft genug „der Zweck selbst“.¹⁵⁸

So sehr man den Siebenjährigen Krieg gerade in jüngerer Zeit als einen globalen Konflikt zu verstehen gelernt hat, so bleibt doch festzuhalten, dass es zwischen dem Habsburgerreich und dem Hohenzollernstaat zu einem „Dritten Schlesischen Krieg“, als den ihn die Zeitgenossen in Europa zunächst bezeichneten, auch unter anderen weltweiten Konstellationen mit größter Wahrscheinlichkeit gekommen wäre. Die Provinz Schlesien selbst war gleichzeitig Ursache, Objekt, Schauplatz und Instrument dieses Krieges. Österreich und Preußen stritten um eine Grenzprovinz, die für beide Parteien nicht peripher, sondern von zentraler Lage und Bedeutung war. Bereits im Frühjahr 1758 hob ein anonymes publizistischer Beobachter die Bedeutung des schlesischen Kriegstheaters besonders hervor: „Die Begebenheiten, die sich binnen kurtzer Zeit, in dem Herzogthum Schlesien zugegetragen haben, die sind von der grösten Erheblichkeit. Sie verdienen ihrer ausserordentlichen Wichtigkeit wegen, vor andern Ereignissen allgemeiner Welt-Händel einen besondern Vorzug.“¹⁵⁹

¹⁵⁶ Grünhagen: Oesterreicher (wie Anm. 107), S. 67–73.

¹⁵⁷ Vgl. Duffy: Aspekte (wie Anm. 50), S. 183; siehe auch ders.: Sieben Jahre (wie Anm. 101), S. 89f.

¹⁵⁸ Clausewitz: Vom Kriege (wie Anm. 25), S. 913–918, Zitat: S. 914.

¹⁵⁹ Neueröffneter Schauplatz aller vorfallenden Staats- Kriegs- und Friedens-Begebenheiten. Zweyte Eröffnung, 1758. Erfurt 1758, S. 69.

Abstract

The Seven Years' War in Europe is customarily considered as a war of pitched battles, and Frederick the Great was admired as a master of victory on the open field, but the possession of Silesia was decided by fortresses and not by battles.

The importance of the Silesian theatre of war, where the campaigns of 1757–1762 were mostly dominated by siege operations, was considerably underestimated by historical research during the 19th and 20th centuries. This oversight derived both from the thinking of the “Borussian school” of political history, with its teleological interpretation of Prussia's emergence, and from the lack of interest in siege warfare by military historians, who studied military history to prepare for future war. In the eighteenth century, however, siege warfare played a more central role.

This chapter argues for the importance of analyzing both the details and the actors of siege warfare. It capitalizes on several rarely used sources, produced not only by military attackers and defenders, but also by inhabitants of the besieged cities. From daily journals of military events to court martials of luckless commanders, the sources illuminate the roles of different actors in sieges and express the varied experience of military leaders, common soldiers, and local civilians.

Starting with the sieges of Schweidnitz, and ending with the catastrophic capitulation of Breslau in 1757, this chapter shows the significance of analyzing sieges for their events, actors, and structures.

Silesia held undeniable importance for Prussia's military and economic power, both geographically and strategically. Frederick II's ability to keep Silesia and its resources under control throughout the war, played a pivotal role in cementing Prussia's position of power.

Der kürzeste Vormittag – Quebec 13. September 1759

Am Morgen des 13. September 1759 steuerte die seit Ende Juni andauernde Belagerung von Quebec – dem Einfallstor in die Nouvelle-France – auf ihren Höhepunkt zu. Das kurze und blutige Aufeinandertreffen von Belagerern und Belagerten vor den Toren der Stadt führte ihre Kapitulation am 18. September herbei. Doch nicht die fast auf den Tag genau ein Jahr später, am 8. September 1760, erfolgte Kapitulation von Montréal und das damit einhergehende Ende des Siebenjährigen Krieges in Nordamerika wird als Schlüsselereignis des Siebenjährigen Krieges in Amerika erachtet, sondern die Schlacht von Quebec. Sie gilt als eine der großen Entscheidungsschlachten der Militärgeschichte. Die Ereignisse vom 13. September seien ein „significant geopolitical event“, so Phillip Buckner und John G. Reid – wenngleich, so ihre Einschränkung, umstritten ist, wie bedeutsam oder entscheidend die Schlacht tatsächlich war.¹ Daran schließt sich die Frage an, ob 1759 das entscheidende Jahr des Siebenjährigen Krieges war – „The Year Britain Became Master of the World“, um den Titel einer Monografie von Frank McLynn zu zitieren.²

Unbestreitbar aber ist sicherlich, dass die Schlacht vielleicht *die* berühmteste Schlacht des globalen Siebenjährigen Krieges war,³ weil zu den Opfern der Schlacht außer den namenlosen einfachen Soldaten auch die Befehlshaber *beider* Armeen, James Wolfe und Louis Joseph Gezan, Marquis de Montcalm, zählen.⁴ Das eigentliche Geschehen auf den Abrahamsfeldern vor Quebec ist überdeckt vom Mythos, der sich in der englischsprachigen Welt um die Schlacht entwickelt hat. In dessen Zentrum findet sich James Wolfe, der Befehlshaber der englischen

¹ Phillip Buckner/John G. Reid: Introduction. In: dies. (Hg.): *Revisiting 1759. The Conquest of Canada in Historical Perspective*. Toronto 2012, S. 3–18, hier: S. 3.

² Frank McLynn: *1759. The Year Britain Became Master of the World*. London 2004. Für Fred Anderson dagegen ist 1758 das *Year of Decision*, weil in diesem Jahr das Bündnis zwischen Franzosen und den indigenen Stämmen zerbrach – und zwar besonders im Ohioraum, wo sich die Ohio Delawares aus dem Krieg zurückzogen und sich zeitgleich die Irokesische Liga zum Bündnis mit den Engländern entschloss, um ihren Einfluss im Ohio zu vergrößern. Fred Anderson: *1759 – Year of Decision?* In: Frans De Bruyn/Shawn Regan (Hg.): *The Culture of the Seven Years' War. Empire, Identity, and the Arts in the Eighteenth-Century Atlantic World*. Toronto 2014, S. 53–68, hier: S. 61–63.

³ Gilles Havard/Cécile Vidal: *Histoire de l'Amérique française*. Paris 2003, S. 447.

⁴ Daniel A. Baugh: *The Global Seven Years War, 1754–1763. Britain and France in a Great Power Contest*. London/New York 2011, S. 420, unterschlägt den Tod Montcalms, der genauso „heldenhaft“ (*heroic*) war, wie der Wolfes.

Truppen, der die Schlacht nicht überlebt hat, aber unsterblich geworden ist als „Hauptdarsteller“ in einem 1770 entstandenen „Propagandabild“ des anglo-amerikanischen Malers Benjamin West, das das Titelbild mindestens jedes zweiten Buches über den globalen Siebenjährigen Krieg schmückt.⁵

Somit ist die Schlacht von Quebec ein beeindruckendes Beispiel dafür, wie aus einer Schlacht ein „Mythos“ und eine „Ereignisschiffre“ wird beziehungsweise wie die Erinnerungskultur „eine Schlacht erst zu dem [macht], was wir heute mit ihr verbinden“⁶ – nämlich das Ende der Nouvelle-France und den Beginn des britischen Empire. Die Anzahl der Darstellungen zur Geschichte der Schlacht von Quebec, des Feldzuges von 1759 und seinen Konsequenzen, die Biografien Wolfes sind kaum noch überschaubar. Da die Schlacht von Quebec sowohl in Großbritannien als auch in Kanada den Status eines *mythe fondateur* besitzt, steht sie seit Langem im Zentrum von Forschungen zum globalen Siebenjährigen Krieg, wobei immer wieder drei Themenkomplexe diskutiert werden.⁷

Erstens: Die „klassische“ Frage nach den Motiven und Hintergründen für die Entscheidung von General Wolfe, eine so tollkühne Landung zu versuchen. Hier gibt es eine ganze Bandbreite von Wertungen, die von der kritiklosen Heldenverehrung bis zur Verdammung seines Handelns als „dumm“⁸ oder von „Todessehn-sucht“⁹ getrieben reichen. Aus dem Helden Wolfe wird in einem Teil der Darstellungen ein verantwortungsloser Offizier, der mutwillig das Leben seiner Leute aufs Spiel setzte. Nur viele Zufälle hätten ein katastrophales Scheitern des Unternehmens verhindert. Dreh- und Angelpunkt der Debatte ist die Entscheidung Wolfes, an der scheinbar unüberwindlichen Steilküste – l’Anse au Foulon – unmittelbar zu den Füßen von Quebec zu landen und die Verteidiger der Stadt heraus-

⁵ Zur Entstehungsgeschichte und kunsthistorischen Einordnung vgl. Joachim Rees: Krieg und Querelle. Zum Wandel des militärischen Ereignisbildes seit 1756. In: Sven Externbrink (Hg.): Der Siebenjährige Krieg. Ein europäischer Weltkrieg im Zeitalter der Aufklärung. Berlin 2011, S. 197–244; Alan McNairn: Behold the Hero. General Wolfe & the Arts in the Eighteenth Century. Liverpool 1997.

⁶ Marian Füßel/Michael Sikora: Einleitung. In: dies. (Hg.): Kulturgeschichte der Schlacht. Paderborn 2014, S. 11–26, hier: S. 23, S. 26.

⁷ Ohne Anspruch auf Vollständigkeit der erfassten Titel: Peter D. McLeod: Northern Armageddon. The Battle of the Plains of Abraham. Vancouver 2008; Charles P. Stacey: Quebec 1759. The Siege and the Battle. Toronto 1959; Nicolas Tracy: The Battle of Quiberon Bay 1759. Hawke and the Defeat of the French Invasion. Barnsley 2010; Matthew C. Ward: The Battle for Quebec 1759. Stroud 2016.

⁸ Der französische Militärhistoriker Gilbert de Saint-Martin zitiert zustimmend eine Studie des französischen Generals Gilbert Forrey, der behauptet: „la manœuvre de Wolfe a été aussi stupide que celle de Montcalm: il était aussi fou de grimper sur le plateau d’Abraham, entre Montcalm et Bougainville, qu’il était fou pour Montcalm d’attaquer en avant de Quebec sans attendre Bougainville, seule Wolfe a gagné.“ Gérard Saint-Martin: Quebec 1759–1760! Les Plaines d’Abraham. L’adieu à la Nouvelle-France? Paris 2007, S. 196. „The landing at l’Anse au Foulon was, objectively considered, a foolish gamble rather than an act of military genius“; McLynn: 1759 (wie Anm. 2), S. 311.

⁹ Fred Anderson: Crucible of War. The Seven Years’ War and the Fate of Empire in British North America 1754–1766. New York 2001, S. 353f.

zufordern – ein Unternehmen, das angeblich nur gelang, weil Wolfes Gegner Montcalm so „dumm“ war, darauf hereinzufallen.

Mittlerweile scheint sich die Waage wieder in die andere Richtung zu bewegen: Stephen Brumwell bricht in seiner Biografie Wolfes eine Lanze dafür, ihn als „professionellen Soldaten“ zu betrachten, der genau wusste, was er tat; auch Daniel Baugh betont in seiner Globalgeschichte des Siebenjährigen Krieges, dass Wolfe Glück hatte, aber dass dieses Glück nicht allein Zufall war, sondern das Ergebnis akribischer Planung.¹⁰

Montcalm, Wolfes Gegenspieler, kennt man weitaus weniger – ihm wird sein „Versagen“ im entscheidenden Moment vorgeworfen. Eine gegenwärtigen wissenschaftlichen Standards entsprechende Biografie gibt es nicht. Verlierer haben keine gute Presse in der Geschichtsschreibung.

Zweitens: Zu den in der neueren Forschung immer wieder diskutierten Fragen zum Siebenjährigen Krieg in Nordamerika gehört die nach dem Aufeinandertreffen von amerikanischer und europäischer „Kriegskultur“ oder besser „Kriegspraxis“. Die nach Amerika geschickten Truppen und vor allem ihre Befehlshaber sahen sich völlig ungewohnten Rahmenbedingungen gegenüber. So bewegte man sich nicht wie auf den Schlachtfeldern Europas durch Kulturlandschaften, die bereits nachhaltig vom Menschen geprägt waren, sondern in weitgehend unberührten „Urwäldern“. Das Klima war weitaus härter als in Europa, an Feldzüge und Schlachten im Herbst und Winter, wie sie Friedrich II. 1757 schlug, war in Amerika nicht zu denken. Weitaus komplexer aber war für die Europäer der *American Way of War*, der nicht nur von den Ureinwohnern, sondern auch von den Kolonisten beider Seiten gepflegt wurde: Überfallartige Angriffe aus dem Nichts, Hinterhalte und vor allem Gewalt auch gegen „Zivilisten“. Symbol schlechthin für diese Kriegführung war das Skalpieren, ein ritueller Gewaltakt gegenüber dem unterlegenen Gegner (gleich ob tot oder verwundet). Die „Wilden“, wie sie sowohl von Engländern als auch Franzosen genannt wurden, verlangten darüber hinaus ein hohes Maß an Anpassung von den Europäern. Beide Seiten waren auf sie angewiesen, sei es als Führer, sei es als Hilfstruppen.¹¹ Bekanntestes Beispiel für das Aufeinandertreffen von europäischer und amerikanischer Kriegskultur ist die Eroberung von Fort William Henry im August 1757 und das sich daran anschlie-

¹⁰ Stephen Brumwell: *Paths of Glory. The Life and Death of General James Wolfe*. Montreal/Kingston/Ithaca 2006; ders.: „One More Card to Play“: Revisiting Wolfe's Final Stratagem at Quebec. In: Buckner/Reid (Hg.): *Revisiting 1759* (wie Anm. 1), S. 19–43; Baugh: *Global Seven Years War* (wie Anm. 4), S. 417f. „All this was fortunate for the British, but it was not accidental“ (ebd., S. 418). Ward: *Battle* (wie Anm. 7), S. 193–196.

¹¹ Vgl. zum Beispiel Armstrong Starkey: *European and Native American Warfare, 1675–1815*. London 1998; Wayne E. Lee (Hg.): *Empires and Indigenes. Intercultural Alliance, Imperial Expansion and Warfare in the Early Modern World*. New York/London 2011; Sven Externbrink: *Europäische gegen amerikanische Kriegskultur. Louis-Antoine de Bougainville und der French and Indian War (1756–1760)*. In: Christian Th. Müller/Matthias Rogg (Hg.): *Das ist Militärgeschichte! Probleme – Projekte – Perspektiven*. Festschrift für Bernhard R. Kroener zum 65. Geburtstag. Paderborn 2013, S. 253–266.

ßende „Massaker“ an der abziehenden Besatzung, obwohl deren Befehlshaber eine ehrenvolle Kapitulation ausgehandelt hatte.

Die Kampagne zur Eroberung von Quebec, kann man lesen, sei die europäischste aller Kampagnen während des Krieges in Nordamerika gewesen.¹² Zuletzt hat Matthew Ward diese Frage einer klugen Analyse unterworfen und gezeigt, warum im Verlaufe der ergebnislosen Wochen und Monate des Sommers die Kriegführung auf beiden Seiten immer grausamer wurde. Nachdem Wolfe der Zivilbevölkerung in den von den Engländern besetzten Landstreifen um Quebec anfangs Schonung versprochen hatte, veränderte er im August seine Haltung und ging zu einer Politik der verbrannten Erde über. Verantwortlich dafür macht Ward die Kanadier. Montcalm und Vaudreuil, die Verteidiger Quebecs, mobilisierten die Zivilbevölkerung zur Verteidigung ihrer Heimat. Immer wieder wurden kleine Detachements der Briten überfallen, wobei es zu Misshandlungen der Verwundeten und Schändungen der Toten kam – nach amerikanischer „Sitte“ skalpierten die indianischen Verbündeten der Kanadier die Besiegten. Dies beantwortete Wolfe seit dem August mit der Zerstörung weiter Teile der Siedlungen südlich von Quebec. Wer Widerstand leistete, wurde getötet, Gefangene wurden nicht (beziehungsweise selten) gemacht. Seine Maßnahmen rechtfertigte Wolfe mit der Partisanentätigkeit (*avant la lettre*) der Kanadier.

Dies führte zu einer Verrohung der Sitten auf beiden Seiten: Wolfe, so Ward, war zu einer Brutalisierung seiner Kriegführung gezwungen, denn: „The brutal pattern of the war they fought lay not in the frontier environment but in the nature of warfare as practised by the ‚Canadiens‘ and their aboriginal allies and championed by Canadian-born Governor Vaudreuil.“¹³ Die Tatsache, dass es den Briten weitgehend unmöglich schien, in der kanadischen Bevölkerung zwischen „Zivilisten“ und Kombattanten zu unterscheiden, führte zur „totalen“ Kriegführung der Briten in diesem an sich sehr „europäischen“ Feldzug zur Eroberung von Quebec. Lord George Townshend, einer der Wolfe untergebenen Brigadiere, zugleich Veteran des Österreichischen Erbfolgekrieges, beklagte sich gegenüber seiner Frau: „I never served so disagreeable a Campaign like this. Our unequal Force has reduced our Operation to a Scene of Skirmish, Cruelty & Devastation. It is War of the worst Shape.“¹⁴ Es ist aber zu betonen, dass die systematische Zerstörung von Infrastruktur und die Bedrohung von Zivilisten durch Soldaten auf europäischen Kriegsschauplätzen so unbekannt nicht waren: Die systematische Verwüstung des rechtsrheinischen Ufers sollte im Neunjährigen Krieg die Operationen der Gegner Frankreichs erschweren und nach der Niederlage von

¹² Saint-Martin: Plaines d'Abraham (wie Anm. 8), S. 7; Luc Lépine: Les Stratégies militaires françaises et britanniques lors de la guerre de Sept Ans en Nouvelle France (1755–1760). In: Laurent Veyssière/Bertrand Fonck (Hg.): La Guerre de Sept Ans en Nouvelle-France. Paris/Quebec 2011, S. 133–151, hier: S. 150.

¹³ Matthew Ward: Crossing the Line? The British Army and the Application of European „Rules of War“. In: Buckner/Reid (Hg.): Revisiting 1759 (wie Anm. 1), S. 44–68, hier: S. 61.

¹⁴ Ebd., S. 45.

Culloden wurde jede Unterstützung der schottischen Rebellen unter strenge Strafe gestellt.¹⁵

Drittens: Weitere neuere Forschungsbeiträge beschäftigen sich mit der Integration der französischen Bevölkerung unter die englische Herrschaft, wobei unter anderem danach gefragt wird, wie es gelang, eine Loyalität zu erzeugen, die verhinderte, dass sich die Kanadier 1776 auf die Seite der rebellierenden Kolonien stellten. Und schließlich ist der Mythos „Quebec“, die Erinnerungskultur, ein großes Thema insbesondere in der kanadischen Forschung.¹⁶

In diesem Beitrag wird jedoch eine andere Perspektive auf die Ereignisse des Sommers 1759 in Quebec gewählt. Angedeutet ist sie bereits im Titel des Beitrags „Der kürzeste Vormittag“ – es geht um den Faktor „Zeit“ im Handeln und Denken der Akteure.¹⁷ Zeit ist ein wesentliches Merkmal, um eine Schlacht zu definieren. Eine Schlacht findet immer vom Zeitpunkt X bis zum Zeitpunkt Y statt, gleich, ob es sich um einige Stunden oder mehrere Tage oder Wochen handelt. Der zeitliche Verlauf einer Schlacht wird ausführlich protokolliert,¹⁸ doch nach der *erfahrenen* Zeit der Akteure wird nicht gefragt. Genau hierauf spielt der Titel meines Beitrags an: „Der längste Tag (The Longest Day)“ heißt die bekannte Monografie über die Landung der Alliierten in der Normandie von Cornelius Ryan,¹⁹ „Der längste Nachmittag (The Longest Afternoon)“ Brendan Simms Monografie über die Kämpfe um den Bauernhof von La Haye Sainte in der Schlacht von Waterloo.²⁰ Schon Ryan versuchte auf der Basis von Interviews der Akteure, ein-

¹⁵ Zu den Motiven der Verwüstung der rechtsrheinischen Territorien siehe Jean-Philippe Cénat: *Le Roi stratège. Louis XIV et la direction de la guerre*. Rennes 2010; zu Culloden: Brumwell: *Paths* (wie Anm. 10), S. 55–57. Wolfe hat an der Repression im Anschluss an die Schlacht von Culloden noch teilgenommen, bevor er wieder auf den Kriegsschauplatz nach Flandern reiste.

¹⁶ Phillip Buckner/John G. Reid (Hg.): *Remembering 1759. The Conquest of Canada in Historical Memory*. Toronto 2012.

¹⁷ Zur Gesamtproblematik siehe *Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit* 21 (2017) (= Themenheft: *Militär und Zeit in der Frühen Neuzeit*. Hg. von Achim Landwehr).

¹⁸ Zum zeitlichen Verlauf der Schlachten von Kolin und Leuthen vgl. Christopher Duffy: *Friedrich der Große. Ein Soldatenleben*. Augsburg 1995, zu Kolin: S. 185, zu Leuthen: S. 217–219. Die Schlacht bei Zorndorf 1758 begann gegen 9 Uhr und dauerte bis abends gegen 20.30 Uhr. Johannes Kunisch: *Friedrich der Grosse. Der König und seine Zeit*. München 2004, S. 389–391 (Zorndorf), S. 394 (Hochkirch).

¹⁹ Cornelius Ryan: *The Longest Day*. Greenwich/Connecticut 1959; deutsch unter dem Titel: *Der längste Tag*. Gütersloh 1959. Über Ryan (1920–1974) und seinen Nachlass: <https://www.library.ohio.edu/about/collections/archives-special-collections/manuscript-collections/cornelius-ryan-collection-of-world-war-ii-papers/#scope> (letzter Zugriff am 19.2.2018) und https://archives.cjr.org/second_read/the_reporter_who_time_forgot.php?page=all (letzter Zugriff am 19.2.2018).

²⁰ Brendan Simms: *The Longest Afternoon. The 400 Men who Decided the Battle of Waterloo*. New York 2015; deutsch unter dem Titel: *Der längste Nachmittag. 400 Deutsche, Napoleon und die Entscheidung von Waterloo*. München 2014. Simms Monografie ist eine „dichte Beschreibung“ des Kampfes um den Hof von La Haye Sainte, der über fünf Stunden dauerte; die zeitliche Dimension wird anhand der herangezogenen Berichte jedoch nicht thematisiert (vgl. S. 51, S. 78, S. 111, S. 121), analysierend setzt er sich mit der Frage nach den Motiven für das Ausharren der Hannoveraner auseinander (S. 119–128).

facher Soldaten wie Generäle, die Erfahrung eines einzigen Tages, des 6. Junis 1944, zu rekonstruieren;²¹ Simms Anliegen ist identisch.

Daran orientiert wird untersucht, wie der Faktor „Zeit“ Entscheidungen der Akteure beeinflusste, wie Ereignisse in der Zeit wahrgenommen wurden, welche Dimension der Faktor „Zeit“ überhaupt für die Ereignisse des Sommers 1759 hatte. Dieser Zugang schließt das Wechselspiel von Mikro- und Makrodimensionen, von Ereignissen und Akteuren und von Prozessen und Strukturen ein, die im Zentrum dieses Bandes stehen.

„Zeiträumliche Relationen“ der Belagerung von Quebec

Reinhart Koselleck hat auf den Wandel der „zeiträumlichen Dimensionen“ als wesentlichen Faktor der menschlichen Geschichte hingewiesen.²² Eine spezifische „Raum-Zeit-Relation“ kennzeichnet auch die Ereignisse des Sommers 1759 in Quebec. Der geografische Raum beziehungsweise die „zeiträumlichen Vorgaben der Natur“ bedingten in nicht geringem Maße das Handeln und die Entscheidungen der Akteure.²³ Anders als in Europa, wo man insbesondere im Siebenjährigen Krieg begann, sich von der „klassischen“ Eingrenzung der Kampfhandlungen auf den späten Frühling, Sommer und Frühherbst zu entfernen (die Schlachten von Roßbach und Leuthen wurden am 5. November und 5. Dezember geschlagen), setzte in Nordamerika die „Natur-Zeit“ den Bewegungen der Armeen enge Grenzen. Mit dem Ende des Augusts wurde meist der Rückzug in die Winterquartiere eingeleitet. Vor größeren Aktionen über den August hinaus schreckte man zurück. So verzichtete zum Beispiel Montcalm im August 1757 nach der Eroberung von Fort William Henry auf einen weiteren Vorstoß nach Süden und in Richtung Albany, weil Versorgungsengpässe absehbar waren und er befürchtete, nicht rechtzeitig in die Winterquartiere zu kommen.²⁴ Ebenso erkannten die Engländer schon Anfang August 1758 nach der Eroberung von Louisbourg (27. Juli), dass ein Vorstoß den Sankt-Lorenz-Strom aufwärts nach Quebec in diesem Jahr nicht möglich sein würde.²⁵

Die Winter in Nordamerika zwangen die Soldaten nicht nur früh in die Winterquartiere, sie blockierten sie auch lange darin, und dies gilt besonders für den

²¹ Die Bedeutung des Faktors „Zeit“ stand im Zentrum der Abwehrstrategie Rommels gegen die erwartete Landung der Alliierten: „Ich kenne nur einen einzigen wirklichen Gegner [...] und das ist die Zeit.“ Zitiert nach Ryan: Tag (wie Anm. 19), S. 20.

²² Reinhart Koselleck: Raum und Geschichte. In: ders.: Zeitschichten. Studien zur Historik. Frankfurt a. M. 2003, S. 78–96, hier: S. 90.

²³ Einige Hinweise zum „Primat“ des Raumes in Kampfhandlungen bei Peter Lieb: „Dschungelkrieg“ und „ungeheure Blutmühle“. Gelände und Material als determinierende Faktoren der Normandieschlacht 1944. In: Füssel/Sikora (Hg.): Kulturgeschichte (wie Anm. 6), S. 259–276, hier: S. 260–262.

²⁴ Baugh: Global Seven Years War (wie Anm. 4), S. 261; Anderson: Crucible (wie Anm. 9), S. 200.

²⁵ Brumwell: Paths (wie Anm. 10), S. 165.

Winter von 1758/1759, einem der kältesten überhaupt in der Geschichte Nordamerikas.²⁶ Noch im April 1759 verzögerte der Eisgang im Atlantik die Ankunft der Flotte in Halifax, wo sie die für den Angriff auf Quebec bereitstehenden Soldaten aufnehmen sollte. Noch am 27. Mai 1759 machten Eisschollen den Hafen von Louisbourg unbenutzbar. Auch das kleine Geschwader, das die Einfahrt zum Sankt-Lorenz-Strom blockieren sollte, lichtete erst am 3. Mai in Halifax die Anker – zu spät, um einen letzten französischen Hilfskonvoi abzufangen, der dringend benötigte Munition und Lebensmittel nach Quebec schaffte.²⁷ Erst am 6. Juni verließ das Geschwader mit Admiral Saunders und General Wolfe die Reede von Louisbourg und begab sich auf den schwierigen Weg nach Quebec. Drei Wochen dauerte es, bis am 27. Juni die Flotte in Sichtweite Quebecs kam und die Engländer ohne Widerstand auf der Quebec vorgelagerten Île d'Orléans landen konnten.

Was nun folgte, entsprach nicht der europäischen Belagerungspraxis, die sich im 17. Jahrhundert ausgebildet hatte.²⁸ Quebec liegt an der Spitze einer Landzunge, an der sich der Sankt-Lorenz-Strom zum gleichnamigen Ästuar öffnet. Der Einfahrt zum Sankt-Lorenz-Strom vorgelagert ist die Île d'Orléans. Die Dimensionen des Flusses und der Region sind nicht mit Europa zu vergleichen. Die Distanz zwischen der Île d'Orléans und dem nördlichen Ufer beträgt fast vier Kilometer, auch flussaufwärts am Point Lévis ist der Sankt-Lorenz-Strom noch knapp einen Kilometer breit. Vergleichbare geografische Bedingungen gibt es in Europa nicht, die Briten konnten sich nicht an ähnlichen Belagerungskonstellationen orientieren. Die Navigation auf dem Sankt-Lorenz-Strom wurde durch Sandbänke, komplizierte Strömungsverhältnisse und den Tidenhub erschwert.

So fand in Quebec auch keine der Belagerungen und keine der Entsatzschlachten statt, wie man sie aus den Kriegen in Europa im 17. und 18. Jahrhundert kennt. Dort wurden die Städte erst eingeschlossen, dann wurden Schützengräben vor die Mauern getrieben – was die Belagerer zu verhindern suchten. Wenn diese nah genug vor die Mauern gekommen waren, begann man von dort mit der konzentrierten Beschießung. Die Stadt ergab sich meist, nachdem man ehrenhalber eine Weile den Beschuss ausgehalten hatte. Auf diese Weise rettete der Verteidiger seine soldatische Ehre und bewahrte die Stadt vor einer Plünderung nach den Regeln des Krieges. Nach genau diesem Muster verliefen sowohl die Eroberung des Fort William Henry am Lake George 1757 durch die Franzosen als auch die von Louisbourg durch die Briten 1758 (mit dem Unterschied, dass der Besatzung von Louisbourg die militärischen Ehren nicht gewährt wurden).²⁹

Die Belagerung von Quebec fällt aus diesem Rahmen: Die Briten besetzten die geräumte Île d'Orléans sowie Teile des Südufers des Sankt-Lorenz-Stroms, das

²⁶ Anderson: *Crucible* (wie Anm. 9), S. 345.

²⁷ Brumwell: *Paths* (wie Anm. 10), S. 188–190.

²⁸ Christopher Duffy: *Fire and Stone. The Science of Fortress Warfare 1660–1860*. London 2006.

²⁹ Andrew J. B. Johnston: *Endgame. The Promise, the Glory, and the Despair of Louisbourg's Last Decade*. Lincoln/London 2007; Brumwell: *Paths* (wie Anm. 10), S. 139–174; Ian K. Steele: *Betrayals. Fort William Henry and the „Massacre“*. New York/Oxford 1990.

die Franzosen mehr oder weniger kampfflos räumten. Letzteres erwies sich als Fehler, denn Wolfe brachte an der Point Lévis eine Batterie schwerer Artillerie in Stellung, die vom 12. Juli an die Ober- und Unterstadt von Quebec unter Beschuss nahm. Ein Versuch, die Briten von dort zu vertreiben, scheiterte kläglich. So wurde die älteste französische Gründung in der Neuen Welt systematisch in Schutt und Asche gelegt.

Das Tagebuch des Grafen Anne-Joseph-Hippolyte Comte de Maurès de Malartic, eines Majors im Infanterieregiment Béarn, ermöglicht es, die Wahrnehmung der zunehmenden Zerstörung der Stadt im Verlaufe des Sommers nachzuvollziehen. Lakonisch wird die Stärke des Beschusses notiert: „feu sur la ville à l'ordinaire“ oder „feu très vif sur la ville“ heißt es immer wieder in den Eintragungen.³⁰ Am 6. August resümierte Malartic bereits: „Je n'ai pas vu de spectacle plus affreux que celui de la ville; depuis les Jésuites [Konvent der Jesuiten] jusqu'à la partie du fleuve qui baigne la basse ville, il n'y a pas une maison qui ne soit percée; il y en a deux cents brûlées en entier.“³¹ Die schlimmsten Schäden an den Befestigungsanlagen ließ Montcalm ausbessern, während die Beschießung durch den ganzen August hindurch fortgesetzt wurde: „Le 21 [August] bombardement, cannonade, ravage et incendie de la part de l'ennemi à l'ordinaire“ – „à l'ordinaire“, wie üblich.³² Einzig das Wetter konnte den Beschuss bremsen.³³

Konsequenzen bezüglich des Durchhaltewillens der Kanadier hatte die Beschießung jedoch nicht. Einzig bei einem Scheitern der Belagerung und dem Rückzug der Engländer würde es den Bewohnern schwerfallen, den Winter in der zerstörten Stadt durchzuhalten.

So vergingen die Tage: Die Engländer kontrollierten das Südufer des Sankt-Lorenz, ein Sprung an das Nordufer und in die Nähe der Stadt gelang nicht. Montcalm hatte das Nordufer flussabwärts bis zum Montmorency Fluss und Wasserfall befestigen lassen, südlich der Stadt verhinderte eine (fast) unzugängliche Steilküste den Zugang zur Stadt. Erst mehrere Kilometer weiter flussaufwärts fanden sich Strände, an denen eine Landung möglich erschien. Der Montmorency Fluss war Bestandteil der französischen Bastion, auf der anderen Seite errichteten die Briten ein Lager. Ungestört waren die Briten dort nicht: Immer wieder attackierten Miliz und Indianer die Invasoren und verwickelten sie in Scharmützel.³⁴

Wolfe's Versuch, am 31. Juli auf der westlichen Seite des Montmorency mit einem Landungsunternehmen Fuß zu fassen, scheiterte. Wolfe's Idee war es, eine der am Rande gelegenen Schanzen der Franzosen zu überrennen, sich dort einzugraben, in der Zwischenzeit weitere Verstärkungen anzulanden, um dann die Franzosen zu einer Schlacht zu zwingen. Doch Wolfe hatte die Entfernungen zwischen den Bastionen zu gering und den Aufstieg vom Strand zu ihnen als zu

³⁰ Comte Louis Gabriel Maurès de Malartic/Paul Gaffard (Hg.): *Journal du campagne au Canada de 1755 à 1760 par le comte de Maurès de Malartic*. Dijon 1890, S. 258–260, S. 263 f., S. 266.

³¹ Ebd., S. 267.

³² Ebd., S. 272.

³³ Ebd.: „Le 22, le mauvais temps a ralentie le feu de l'ennemi.“

³⁴ Ebd., S. 257 f.; Brumwell: *Paths* (wie Anm. 10), S. 205 f.

leicht eingeschätzt. Darüber hinaus hatte er den Effekt des Tidenhubs in der Bucht unterschätzt. Erst am Nachmittag begann die Landung unter großen Schwierigkeiten. Boote fielen weit vor dem Strand aufs Trockene, die Soldaten mussten unter feindlichem Feuer überhaupt erst an den Strand gelangen. Dort angekommen begannen sie unkoordiniert mit dem Angriff. Zwar konnten die englischen Grenadiere die anvisierte Bastion erreichen und kurzzeitig besetzen, doch lag sie näher als berechnet an den weiteren französischen Stellungen und von dort wurden die Angreifer mit einem Kugelhagel überschüttet. Was Wolfe zuvor als unkoordinierte Bewegungen des Feindes deutete, waren im Gegenteil sorgfältig überlegte Manöver Montcalms, um im Moment der Landung der Engländer dort die Mehrheit seiner Truppen und damit seine höchste Schlagkraft zu konzentrieren. Schließlich sorgte ein Sturm dafür, dass der britische Angriff vollends zum Erliegen kam. Dieser brachte aber auch die französische Gegenwehr zum Erliegen und verschaffte den Briten eine Atempause. Für manche Kanadier kam der Regen im richtigen Moment, denn ihnen ging das Pulver aus. Angehörige der schottischen Highlander-Einheiten deckten den Rückzug der Truppen von Wolfe und versuchten, so viele Verwundete wie möglich zu bergen und zu retten, denn über die Zurückbleibenden fielen indianische Verbündete her, die sie skalpierten und ausplünderten. Die Briten beklagten 210 Tote und 230 Verwundete, die Franzosen nur 70 Tote und Verwundete.³⁵ Der August verging, ohne dass es für die Engländer Fortschritte gab. Mehrere Landungsversuche weiter flussaufwärts von Quebec auf der nördlichen Seite blieben ohne Ergebnis.³⁶ Eine bewegliche „Eingreiftruppe“ unter dem Kommando von Louis-Antoine de Bougainville überwachte diesen Teil des Ufers.

Als Reaktion auf den „kleinen Krieg“ von Indianern und kanadischen Milizen, die ständig kleinere Abteilungen der Engländer überfielen, ging Wolfe zur bereits erwähnten Taktik der verbrannten Erde auf der Südseite über.³⁷ Die Angriffe ließen zwar nicht nach, aber die Engländer fügten der Infrastruktur schweren Schaden zu. Sollten die Engländer tatsächlich gezwungen sein, ohne die Einnahme Quebecs abzuziehen, würden diese Verwüstungen in jedem Fall die Überwinterung erschweren.

Wolfe wurde immer skeptischer, ob es ihm gelingen würde, Montcalm in einer offenen Feldschlacht zu stellen. Mitte August gab es erste Überlegungen zu Win-

³⁵ Schilderung zum Beispiel bei Malartic: *Journal* (wie Anm. 30), S. 259–262. Verluste der Engländer: John Knox: *An Historical Journal of the Campaigns in North America for the Years 1757, 1758, 1759 and 1760*. Hg. v. Arthur G. Doughty. 3 Bde. Toronto 1914, hier: Bd. 1, S. 454: 443 Tote Verwundete und Vermisste. Ward: *Battle* (wie Anm. 7), S. 96–101; Brumwell: *Paths* (wie Anm. 10), S. 220–225.

³⁶ *A Journal of the Expedition up the River St. Lawrence. Containing a True and Most Particular Account of the Transactions of the Fleet and Army under the Command of Admiral Saunders and General Wolfe, from the Time of Their Embarkation at Louisbourg 'til after the Surrender of Quebec. By the Serjeant-Major of Gen. Hopsons Grenadiers*, [New York 1759]. ND in: *The Magazine of History*. Extra number. Nr. 24. New York 1913, S. 97–113, hier: S. 106.

³⁷ Ebd., S. 108f. Ausführlich diskutiert bei: Brumwell: *Paths* (wie Anm. 10), S. 241–247; Ward: *Battle* (wie Anm. 7), S. 125–127.

terquartieren – und man stellte fest, dass es bereits zu spät war, Louisbourg für die Aufnahme des Wolfe'schen Expeditionskorps vorzubereiten.³⁸ Am 22. August brach Wolfe zusammen; ein Fieber fesselte ihn für eine Woche ans Bett. Wie Wolfe zollten auch immer mehr Soldaten den Anstrengungen der Belagerung Tribut – die Krankenstände stiegen.³⁹

Kurz gesagt: Anfang September lief den Briten die Zeit davon. Montcalm hatte bislang alles richtiggemacht. Die offene Konfrontation auf dem Schlachtfeld nach europäischen Regeln hatte er vermieden. Stattdessen bekämpfte er die britischen Angriffe aus sicherer Deckung heraus – so wie er es mit Erfolg in Ticonderoga/Fort Carillon im Sommer 1758 praktiziert hatte. Der britische Landungsversuch am 31. Juli war nach diesem Muster verlaufen. Auf diese Weise kam die Stärke von Montcalms zusammengewürfelter Truppe zu tragen. Die kanadischen Milizionäre zeichneten sich durch ihre Treffsicherheit aus. Ihnen boten die undiszipliniert anstürmenden „Rotröcke“ ein hervorragendes Ziel, das sie aus sicherer Deckung bekämpften. „Nos troupes ainsi retranchées, étoient invincibles“, lautete der Eintrag in Montcalms Kriegstagebuch am 12. September.⁴⁰

Eine lange Nacht und der kürzeste Vormittag

Wolfe erholte sich von seiner Krankheit Anfang September. Sein Ausfall hatte die Aktivitäten der Belagerer gelähmt. Abgesehen von der kontinuierlichen Beschießung der Stadt hatte es keine Fortschritte gegeben. Nach zwei Wochen intensiver Beratungen, wie ein Angriff auf Quebec noch erfolgen könnte, hatte sich Wolfe schließlich für einen risikoreichen Plan entschieden: Eine Landung dort, wo Montcalm nicht mit ihm rechnete, sollte ihn dazu bewegen, sich den Engländern in offener Feldschlacht zu stellen. Wolfe war überzeugt, dass seine regulären Truppen den französischen in einem nach europäischer Tradition geführten Kampf überlegen waren, auch wenn die Engländer sich in der Unterzahl befanden. „The Marquis de Montcalm is at the head of a great number of bad soldiers & I am at the head of a small number of good ones“, schrieb Wolfe.⁴¹

Wolfes Unternehmen glückte: Am 11. September bestiegen die britischen Soldaten die Schiffe und segelten flussaufwärts, sodass die Franzosen glaubten, man plane eine Attacke am Cap Rouge oder an der Pointe aux Trembles – dort, wo Bougainville die Landung von rund 2000 Mann regulären Truppen erwartete. Während die Kriegsschiffe einen Angriff genau hier simulierten, begann der eigentliche Angriff weiter flussabwärts an der Anse au Foulon. Für die beteiligten Eng-

³⁸ Brumwell: *Paths* (wie Anm. 10), S. 234.

³⁹ Ebd., S. 247f.; Ward: *Battle* (wie Anm. 7), S. 105–108.

⁴⁰ Henri-Raymond Casgrain (Hg.): *Journal du marquis de Montcalm durant ses campagnes en Canada de 1756 à 1759*. Quebec 1895, S. 610.

⁴¹ Aus einem Brief Wolfes an seine Mutter, 31. August 1759. Abgedruckt in: Arthur G. Doughty/George W. Parmelee (Hg.): *The Siege and the Battle of the Plains of Abraham*. 6 Bde. Quebec 1901, hier: Bd. 6, S. 37.

länder war es eine lange Nacht – gegen 2 Uhr bestiegen die Soldaten die Boote und ließen sich stromabwärts tragen, bis sie gegen 4 Uhr morgens an der Anse au Foulon landeten.⁴² Ein Vorkommando überwältigte die schwache Wache oberhalb der Klippen und ermöglichte damit, dass Wolfes Streitmacht landen konnte. Gegen 6 Uhr erreichte Wolfe mit seiner ersten Division die Ebene vor der Stadt. Weitere Truppen folgten ohne Unterbrechung, um 8 Uhr hatte die gesamte Streitmacht von circa 4 500 Mann das Hindernis der Klippen überwunden und Wolfe stellte sie nun, etwa eine Meile vor den Mauern Quebecs, in Schlachtordnung auf. Entgegen der üblichen Praxis standen die Soldaten doppelt statt dreifach gestaffelt, um so besser die Breite der Ebene zu sichern.⁴³

Wolfe konnte abwarten, denn er hatte die Zeit auf seiner Seite, seine Überraschung war gelungen.⁴⁴ Montcalm hingegen musste eine Entscheidung treffen – und er stand unter Zeitdruck, was bedeutete, dass er nicht lange alle möglichen Optionen prüfen konnte.

Warum entschied sich Montcalm für den – überstürzten – Angriff? Hierfür sind mehrere Gründe zu bedenken, wobei es natürlich schwer zu bestimmen ist, welche Überlegung Vorrang hatte. Da wäre, erstens, eine Fehlperzeption beziehungsweise Fehldeutung eines Manövers von Wolfe. Dieser hatte seinen Männern befohlen, sich hinzulegen, um den kanadischen und indianischen Scharfschützen kein Ziel zu bieten – Montcalm deutete dies als den Beginn des Eingrabens der Engländer.⁴⁵ Zweitens gibt es den Hinweis, dass der Wunsch ausschlaggebend gewesen sei, allein – ohne die Hilfe des Gouverneurs Vaudreuil, mit dem Montcalm völlig zerstritten war – den Ruhm der Abwehr des britischen Angriffs für sich zu gewinnen.⁴⁶

Ein, drittens, in den Erklärungsversuchen von Montcalms Handeln eher wenig beachtetes und meines Erachtens nicht zu unterschätzendes Motiv für den Frontalangriff auf Wolfes *thin red line*⁴⁷ ist die Tatsache, dass ihn sein Gegner überrascht hatte. Montcalm hatte die Anse au Foulon schlicht übersehen, sogar Truppen, die noch wenige Tage zuvor dort kampiert hatten, abgezogen. Damit war das Szenario eingetreten, vor dem sich Montcalm am meisten fürchtete: „on peut être battu, c’est un malheur ordinaire au plus faible; mais le comble de l’infortune, c’est d’être surpris“, so ein Eintrag in sein Kriegstagebuch vom 12. August.⁴⁸ In dieser Demütigung, überrascht worden zu sein, liegt der Schlüssel für Montcalms

⁴² Es handelt sich um ein Beispiel für einen Angriff im „Schleier der Nacht“; vgl. Sven Petersen: Im „Schleier der Nacht“. Dunkelheit und Unsichtbarkeit als Faktoren frühneuzeitlicher Belagerungen. In: Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit 21 (2017), S. 147–170.

⁴³ Brumwell: Paths (wie Anm. 10), S. 276–278.

⁴⁴ Knox: Journal (wie Anm. 35), hier: Bd. 2, S. 89.

⁴⁵ Montcalm: Journal (wie Anm. 40), S. 613: „M. le marquis de Montcalm dit: „Nous ne pouvons pas éviter le combat. L’ennemi se retranche; il a déjà deux pièces de canon. Si nous lui donnons le temps de s’établir, nous ne pourrions jamais l’attaquer avec le peu de troupes que nous avons.““

⁴⁶ Ward: Battle (wie Anm. 7), S. 186.

⁴⁷ Brumwell: Paths (wie Anm. 10), S. 278.

⁴⁸ Montcalm: Journal (wie Anm. 40), S. 588.

Reaktion.⁴⁹ Am 31. August hatte er sich bestens vorbereitet gezeigt und den Landungsversuch der professionelleren britischen Soldaten zurückschlagen können. Jetzt aber war es den Briten gelungen, Fuß zu fassen und Montcalms Strategie, die Briten bei der Landung zurückzuwerfen, ging nicht mehr auf. Montcalm wusste, dass es nun weitaus schwieriger sein würde, die Briten zu vertreiben, und vielleicht hoffte er ja durch seinen schnell und – positiv formuliert – dynamisch vorgetragenen Angriff, die Engländer in Unordnung zu bringen.

Was folgte war eine Wiederholung *en miniature* dessen, was bereits mehrfach auf europäischen Schlachtfeldern, etwa bei Dettingen 1743 (wo Wolfe seine Feuertaufe hatte) oder bei Culloden 1745 (an der Wolfe ebenfalls teilnahm), zu beobachten war: Ein unkoordinierter Angriffsschwung der Franzosen (bei Dettingen) beziehungsweise der Highlanders (bei Culloden) zerschellte am disziplinierten Salvenfeuer der britischen Infanterie. Gegen 10 Uhr gab Montcalm das Signal zum Angriff. Die französische Streitmacht formierte sich in drei Kolonnen und marschierte auf die britische Linie zu.⁵⁰ Montcalm hatte die ausgedünnten Ränge seiner regulären Regimenter mit Milizionären aufgefüllt, ohne jedoch die Zeit zu haben, diese nach europäischem Muster drillen zu können – was sich in der nun anbahnenden offenen Feldschlacht nach europäischen Regeln als großer Fehler erweisen sollte.⁵¹

Die Franzosen feuerten zuerst – was bei ihnen zu Unordnung führte, da die Kanadier sich, wie sie es gewohnt waren, nach dem Feuern zum Nachladen auf den Boden warfen. Auf circa 40 yards herangekommen, eröffneten nun die Engländer, deren Musketen mit zwei Kugeln geladen waren, das Feuer. Schon nach den ersten Salven verloren die Franzosen jegliche Ordnung, lösten ihre Formation auf und traten den Rückzug an, verfolgt von den Engländern, die nun ihrerseits wieder in Unordnung zu geraten drohten. Die Schlacht auf den Abrahamsfeldern war damit bereits beendet, bis circa 15 Uhr zogen sich Scharmützel zwischen den Engländern, Indianern und kanadischen Scharfschützen hin. Letztere verhinderten eine völlige Vernichtung der französischen Truppen und einen möglichen Sturmangriff auf Quebec.

Nicht einmal 10 Minuten, so Stephen Brumwell, dauerte das geordnete Feuern. Die Zeitzeugen betonen die Kürze der „Schlacht“. „Our troupes gave the first Fire, and those of the English the second, and the Affair was over“, heißt es in einem 1761 ins Englische übersetzten Bericht eines französischen Offiziers.⁵² Der unbe-

⁴⁹ Auf die gelungene Überraschung weist auch Knox' Journal hin; Knox: Journal (wie Anm. 35), hier: Bd. 2, S. 95: „This was a great surprise on the enemy, who, from the natural strength of the place, did not suspect, and consequently were not prepared against, so bold an attempt.“

⁵⁰ Journal Expedition (wie Anm. 36), S. 111: „about 9 o'clock we observed the Enemy marching down towards us in three Columns, at 10 they formed their Line of Battle, which was at least six deep, having their flanks covered by a thick Wood on each side.“

⁵¹ Hélène Quimper: Les Batailles de Quebec. In: Veyssière/Fonck (Hg.): Guerre (wie Anm. 12), S. 199–225, hier: S. 213; Lépine: Stratégies (wie Anm. 12), S. 149.

⁵² Memoires of the Siege of Quebec, Capital of all Canada, and the Retreat of Monsieur de Bourlemaque, from Carillon to the Isle au Noix in Lake Champlain, from the Journal of a French officer, on Board the *Chezine*, Frigate, taken by his Majesty's Ship *Rippon*, by Richard Gardiner, Esq. Captain of Marines in the *Rippon*. London 1761, S. 26.

kannte französische Artillerieoffizier, der das Kriegstagebuch Montcalms weiterführte, notierte: „Nous troupes partirent en courant et en jetant de grands cris; elles s'arrêtèrent pour faire une décharge générale. [...] L'ennemi riposta par un feu très vif. A l'instant nos troupes firent demi-tour à droite et s'enfuirent à toutes jambes.“⁵³ Im Tagebuch eines amerikanischen Kriegsfreiwilligen heißt es: „They [die Franzosen] continued firing by Platoons, advancing in a very regular Manner till they came close up to us, and then the Action became general: In about a quarter of an Hour the Enemy gave way on all Sides, when a terrible Slaughter ensued from the quick Fire of our Field Pieces and Musquetry, with which we pursu'd them to the Walls of the Town.“⁵⁴ Captain John Knox, dessen Tagebuch eine wichtige Quelle für die Ereignisse in und um Quebec ist, betont ebenfalls die Kürze des eigentlichen Kampfes. Auf eine beeindruckende Weise hätten die britischen Infanteristen dem unkoordinierten Beschuss der angreifenden Franzosen standgehalten, doch dann habe eine „heavy discharge of our small arms“ den Feind in Unordnung gebracht, „here upon they gave way, and fled with precipitation, so that, by the time the cloud of smoke was vanished, our men were again loaded, and, profiting by the advantage we had over them, pursued them almost to the gates of the town.“⁵⁵ Als sich der Pulverdampf, der eigentlich jeglichen Blick auf ein Schlachtfeld ver- und behindert, schon nach wenigen Minuten verzog, hatten die Angreifer bereits den Blick auf einen Feind in Auflösung.

Dass sich das Schlachtgeschehen in Scharmützel auflöste, hängt zweifellos mit dem Zusammenbruch der Kommandostrukturen auf beiden Seiten zusammen: Wolfe und Montcalm tot beziehungsweise tödlich verletzt, Brigadegeneral Monckton sowie weitere Adjutanten und Stabsoffiziere auf beiden Seiten schwer verwundet oder tot.⁵⁶ Brigadegeneral Townshend, dem nach Moncktons Verwundung das Kommando zufiel, verzichtete daher auf eine Verfolgung oder einen Sturmangriff auf die Stadt und stellte stattdessen die Ordnung in den Reihen der

⁵³ Montcalm: Journal (wie Anm. 40), S. 613.

⁵⁴ Journal Expedition (wie Anm. 36), S. 111.

⁵⁵ Knox: Journal (wie Anm. 35), Bd. 2, S. 100f.: „About ten o'clock the enemy began to advance briskly in three columns, with loud shouts and recovered arms, two of them inclining to the left of our army, and the third towards our right, firing obliquely at the two extremities of our line, from the distance of one hundred and thirty –, until they came within forty yards; which our troops withstood with the greatest intrepidity and firmness, still reserving their fire, and paying the strictest obedience to their Officers: this uncommon steadiness, together with the havoc which the grape-shot from our field-pieces made among them, threw them into some disorder, and was most critically maintained by a well-timed, regular, and heavy discharge of our small arms, such as they could no longer oppose; here upon they gave way, and fled with precipitation, so that, by the time the cloud of smoke was vanished, our men were again loaded, and, profiting by the advantage we had over them, pursued them almost to the gates of the town.“ Siehe auch den im Gentlemen's Magazine, Oktober 1759 publizierten Brief General Townshends: „Our troops reserved their fire, untill within forty yards, which was so well continued, that the enemy every where gave way“ (S. 472). Zu Knox siehe Charles P. Stacey: Knox, John, in: Dictionary of Canadian Biography, Bd. 4 (2003), online zugänglich unter: http://www.biographi.ca/en/bio/knox_john_4E.html (letzter Zugriff am 27.4.2020).

⁵⁶ Journal Expedition (wie Anm. 36), S. 112; Malartic: Journal (wie Anm. 30), S. 286.

Engländer wieder her, die unkoordiniert mit den Kanadiern scharmützten. Am frühen Nachmittag hörten die Kämpfe auf. Es ist erstaunlich, dass trotz der Verwundung fast aller kommandierenden Offiziere die „Rotröcke“ nicht selbst in Unordnung gerieten.

Der Rest der Geschichte ist bekannt: Auch wenn es noch bis zum Sommer 1760 dauerte, bis ganz Nouvelle-France in britische Hand gelangte, war die Eroberung von Quebec *die* Voraussetzung für die Beendigung des Krieges in Nordamerika. Langfristig gesichert wurde sie durch die Zerstörung der französischen Atlantikflotte im November 1759 vor Quiberon.⁵⁷ Damit wurde den Franzosen die Möglichkeit genommen, im Frühjahr 1760 in einem Wettrennen mit der Royal Navy zu versuchen, als erste Quebec zu erreichen. Die zweite Schlacht von Quebec am 28. April 1760 unter umgekehrten Vorzeichen, in der die französische Revanche glückte, blieb ohne Folgen. Noch bevor die erneute Belagerung Quebecs – diesmal mit den Engländern als Belagerten – beginnen konnte, erschien am 9. Mai eine englische Fregatte vor Quebec.⁵⁸

Mikro- und Makro-Perspektiven auf die Belagerung von Quebec

Die Ereignisse des Sommers und des 13. Septembers 1759 eröffnen Perspektiven, in denen sich mikro- und makrohistorische Zugänge auf die Kämpfe in Nordamerika im Siebenjährigen Krieg verflechten. Einleitend wurden die Deutungen und Bewertungen von Wolfes und Montcalms Agieren während der Belagerung und der Schlacht von Quebec skizziert. Während Wolfes Erfolg auf „Glück, Können, Ausbildung und Führungsqualitäten“ gründe, habe all dies im entscheidenden Moment den Franzosen gefehlt.⁵⁹ Doch sollten die zitierten Erklärungsansätze um mindestens zwei Perspektiven erweitert werden, die den Faktoren „Überraschung“ und „Zeit“ Rechnung tragen.

Erstens: Aus einer militärgeschichtlichen Perspektive erscheint das Landungsunternehmen in der Anse au Foulon als Prototyp aller späteren amphibischen Operationen der Kriegsgeschichte. Eine der notwendigen Voraussetzungen für eine erfolgreiche Landung an einer verteidigten Küstenlinie ist das Überraschungsmoment – und viel Glück, denn dies hatte Wolfe ohne Zweifel. Ein Überraschungsmoment fehlte bei den Landungen in Gallipoli 1915 und in Dieppe 1942, es war vorhanden in der Normandie 1944.

Auf die Bedeutung von Überraschung als taktisches Mittel hat bereits Clausewitz hingewiesen und dabei vor allem auf die Siege, nicht aber die Niederlagen (Hochkirch) Friedrichs II. im Siebenjährigen Krieg hingewiesen: „Die Überraschung wird also das Mittel zur Überlegenheit, aber sie ist außerdem auch als ein

⁵⁷ Dies betont Anderson: 1759 (wie Anm. 2), S. 55. Zur Seeschlacht vgl. Tracy: Quiberon Bay (wie Anm. 7).

⁵⁸ Siehe Quimper: Batailles (wie Anm. 51), S. 217–222.

⁵⁹ Zusammenfassend Ward: Battle (wie Anm. 7), S. 193–197.

selbständiges Prinzip anzusehen, nämlich durch ihre geistige Wirkung. Wo sie in einem hohen Grade gelingt, sind Verwirrung, gebrochener Mut beim Gegner die Folgen, und wie diese den Erfolg multiplizieren, davon gibt es große und kleine Beispiele genug.“⁶⁰

Vor allem aber raubt die Überraschung dem Gegner die *Zeit* zu überlegen. Ihm fehlt die Zeit, Optionen zu prüfen, bevor er eine Entscheidung trifft. Manche Optionen fallen dem Zeitdruck zum Opfer. Im Falle Montcalms liegt im Überraschungsmoment der Schlüssel zu seinem Handeln vor den Toren Quebecs. Nach dem plötzlichen Erscheinen der Briten auf der Ebene vor Quebec – eine durch „rasante Beschleunigung“ herbeigeführte Veränderung des Zeitregimes der Belagerung⁶¹ – war ein sorgfältiger, alle Optionen abwägender Kriegsrat nicht mehr möglich. Wolfes Landungsunternehmen war wie eine Aufforderung zum Duell, eine persönliche Beleidigung, die der in seinem Stolz gekränkte Montcalm nicht hinnehmen konnte. Ein Duell ist ein Zweikampf, der mit gleichen Waffen ausgefochten wird. Die persönliche Kränkung durch die gelungene Überraschung und die Erkenntnis, die Anse au Foulon nicht ausreichend gesichert zu haben, ließen Montcalm keine Ruhe. Seine Reputation als Soldat war bedroht, sollte er seinen Fehler nicht schnellstens beheben. So akzeptierte er die Aufforderung zum Duell mit den Kräften, über die er im Moment verfügte. Dabei verlor er völlig aus den Augen, dass im direkten Vergleich der Truppen seine zusammengewürfelten Regimenter strukturell unterlegen waren. Bei allen vorherigen Zusammentreffen mit der britischen Armee hatte Montcalm diese strukturelle Unterlegenheit auszugleichen gewusst durch den Vorteil einer befestigten Stellung (beim Landungsversuch der Briten am 31. Juli, aber auch bei Fort Carrillon 1758). Hätte Montcalm sich *Zeit* gelassen und alle Optionen geprüft, die ihm zur Verfügung standen, hätte der Faktor „Zeit“ wieder die Franzosen begünstigt. Gegen Mittag erreichte Bougainville mit dem weiter stromaufwärts postierten Regiment das Schlachtfeld und gemeinsam mit den ebenfalls nicht am Kampf teilnehmenden Einheiten Vaudreuil hätte Montcalm die Engländer von drei Seiten angreifen können. Ein geordneter Rückzug wäre Wolfe nicht möglich gewesen.

Zweitens prägt der Faktor „Zeit“ maßgeblich die Ereignisse des Sommers 1759, und zwar durch zwei „Zeiten“ oder auch „Zeithorizonte“: Erstens durch die „natürliche“ Zeit – die verrinnenden Tage, Wochen und Monate, die bewirkten, dass das ganze „Unternehmen Quebec“ für beide Seiten zu einem Wettlauf mit der Zeit wurde. Das spätestens Ende September einsetzende schlechte Wetter würde jegliche Kriegsunternehmen unmöglich machen.

Bis zum Morgen des 13. Septembers hatte Montcalm die Zeit auf seiner Seite. Wenn es ihm gelungen wäre, bis Mitte September alle Angriffe der Engländer abzuwehren, hätte Quebec zumindest für das Jahr 1759 gerettet werden können.

⁶⁰ Carl von Clausewitz: Vom Kriege. Hg. v. Werner Hahlweg. Bonn 191980, S. 379, siehe auch ebd., S. 618–621.

⁶¹ Achim Landwehr: Zeit und Militär in der Frühen Neuzeit. In: Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit 21 (2017), S. 7–30, hier: S. 18f.

Der von Amherst parallel zur Belagerung von Quebec geleitete Vorstoß über den Lake George und Lake Champlain in Richtung Montréal hatte sich bereits im August festgefahren. Noch Mitte August lief – trotz der zunehmenden Zerstörung Quebecs und der Verwüstung des südlichen Ufers – alles nach Plan für Montcalm. Ein englischer Deserteur ließ Hoffnung bei den Franzosen aufkommen: „Ils [die Engländer] n’ont nouvelles ni d’Europe, ni de leurs généraux des Rapides et Carillon. Ils doivent rester jusqu’à la saison les oblige à se retirer. Ils ne comptent pas envahir le Canada cette année.“⁶²

Doch die Engländer waren auch in der Lage, die natürliche Zeit für sich zu nutzen: Das Landungsunternehmen in der Anse au Foulon war zugleich eine Meisterleistung der Wetter- und Tidenbeobachtung, wie eine interdisziplinäre Forschergruppe 2002 gezeigt hat: „It was the exploitation of perfect virtually conditions of moon and tide that helped Major-General James Wolfe win the decisive battle for empire in the North American continent.“⁶³

Doch neben die „natürliche“ Zeit ist, zweitens, die *erfahrene* Zeit der Akteure zu stellen: Für die Überlebenden ist es die Kürze des Kampfes, die ihnen in Erinnerung bleibt. Die Schlacht von Zorndorf dauerte von circa 9 Uhr morgens bis 21 Uhr abends; Kunersdorf von 11.30 Uhr bis etwa 18 Uhr – die Dauer der Schlacht steht immer auch für die Erbitterung, mit der gekämpft wurde. Anders verhielt es sich vor den Toren Quebecs: Nicht ihre Dauer prägte die Schlacht von Quebec, sondern ihre Kürze. Doch was die Erfahrung der physischen Gewalt betrifft, so steht der Kugel- und Kartätschenhagel, der während der 10 oder 15 Minuten auf die Franzosen einschlug, den Erfahrungen der Soldaten auf dem europäischen Kriegsschauplatz in nichts nach.

Dabei wird mit der Erfahrung der Dauer der Schlacht in der Erinnerung der Akteure verschieden umgegangen. In den Berichten von Offizieren findet sich eine *protokollierte* Zeit – der Bezug auf die Zeit erfolgt, um den Ereignissen der Schlacht eine Ordnung und Reihenfolge zu geben; in den Berichten der Soldaten ist es eher eine *erlebte* Zeit – etwa die Zeit, in der man sich zum Beispiel unter unmittelbarem Beschuss in Lebensgefahr befunden hat.

Diese Kürze der Schlacht, einer Schlacht, von der es keine besonderen Heldentaten einzelner Akteure – ob von Einheiten oder Individuen vollbracht – zu berichten gab, ermöglichte vielleicht gerade deshalb die schnelle Apotheose von James Wolfe, auf die hier nicht weiter eingegangen wird. Knox’ Bericht, um nur ein Beispiel zu nennen, räumt den angeblich letzten Minuten Wolfes und einem hymnischen Lob des Generals, der mit griechischen Helden der Antike verglichen wird, mehr Raum ein als dem eigentlichen Geschehen.

Damit beginnt zugleich die Erhebung der Schlacht zum „Mythos“, zur „Entscheidungsschlacht“ des Siebenjährigen Krieges in Amerika, obwohl, wie oben skizziert, nicht die Schlacht auf den Abrahamsfeldern allein, sondern erst der bri-

⁶² Montcalm: Journal (wie Anm. 40), S. 589.

⁶³ Donald W. Olson u. a.: Perfect Tide, Ideal Moon: An Unappreciated Aspect of Wolfe’s Generalship at Québec 1759. In: WMQ 59 (2002), S. 957–974, hier: S. 973f.

tische Sieg in der Seeschlacht bei Quiberon im Dezember und das rechtzeitige Eintreffen der britischen Flotte vor Quebec im Mai 1760 die Eroberung Kanadas besiegelt hat. Die Erhöhung der Schlacht – erleichtert durch den bühnenreifen Tod Wolfes – zum „significant geopolitical event“ ist ein treffendes Beispiel für den von Siegfried Kracauer beschriebenen Aufstieg eines „Mikro-Ereignisses“ in die „Makro-Dimension“ der Geschichte.⁶⁴ Der globale Siebenjährige Krieg ist reich an diesen Phänomenen. Verwiesen sei auf Horace Walpoles treffende Formulierung, der Siebenjährige Krieg habe mit einer Salve begonnen, die ein „junger Virginier im amerikanischen Hinterland abgefeuert“ hat.⁶⁵ Abgewandelt könnte man formulieren, dass einige Salven der britischen Infanterie auf den Abrahamsfeldern das Schicksal des französischen Kolonialreichs in Amerika besiegelt haben.

Abstract

On the morning of 13 September 1759, the siege of Quebec was about to reach its climax. The short and bloody skirmish between besieger and beleaguered at the gates of the town in Nouvelle France led to the latter's capitulation on 18 September. This defeat marked the beginning of the end of France's colonial empire in North America. Historians tend accordingly to describe the battle as one of the world's great decisive conflicts and as a "significant geopolitical event".

This chapter takes a different approach to the incident. I analyse Summer 1759 with a focus on two temporal dimensions: both the experience of natural time and the experience of personal time for the battle's protagonists. For the survivors, the siege didn't represent the "longest Day". Their memoirs recall instead the conflict's brevity. The lack of time also influenced the agency and decision-making of the commanders-in-chief: Wolfe and Montcalm.

⁶⁴ Siegfried Kracauer: *Geschichte – Vor den letzten Dingen*. Frankfurt a. M. 1973, S. 148.

⁶⁵ Horace Walpole: „A volley fired by a young Virginian in the backwoods of America set the world on fire“, zitiert nach Jürgen Luh: *Frederick the Great and the First „World“ War*. In: Mark H. Danley/Patrick J. Speelman (Hg.): *The Seven Years' War. Global Views*. Leiden 2012, S. 1-21, hier: S. 4; Übersetzung durch den Verfasser.

Thomas Weller

Clash of Empires?

Die britische Eroberung von Havanna 1762 und die Folgen

Kein Geringerer als Winston Churchill – also zweifellos jemand, der wusste wovon er sprach – bezeichnete den Siebenjährigen Krieg als ersten Weltkrieg der Geschichte.¹ Umstritten an dieser Äußerung ist heute allenfalls, ob es sich bei diesem weltumspannenden Konflikt tatsächlich um den ersten seiner Art handelte. So ist mit einigem Recht schon der spanisch-niederländische Krieg (1568–1648), der ganze zwei Jahrhunderte vor dem Siebenjährigen Krieg seinen Anfang nahm, als „first world war“ bezeichnet worden.² Nun mag man zwar darüber diskutieren, ob die Ausweitung der Kampfhandlungen auf andere Erdteile diesen und andere frühneuzeitliche Konflikte schon zu Weltkriegen im modernen Sinne machte.³ Ganz fraglos aber handelte es sich dabei um Kriege, denen man kaum gerecht wird, wenn man sie primär aus einem europäischen oder gar nationalen Blickwinkel betrachtet. Bemerkenswerterweise dominierten solche Perspektiven jedoch erstaunlich lange die Historiografie zu eben jenem Konflikt, den viele Historiker noch immer als „wirklich“ ersten Weltkrieg ansehen.⁴ Im deutschsprachigen Raum ist die globale Verflechtung der verschiedenen Kriegstheater des Siebenjährigen Krieges erst in jüngster Zeit stärker in den Mittelpunkt der historischen Forschung gerückt.⁵ Das Hauptinteresse galt und gilt dabei der französisch-britischen Auseinandersetzung in Nordamerika und Indien mit ihren notorischen Folgen für beide Kolonialmächte. Kaum Beachtung fand dagegen bislang die Rolle Spaniens, mit dessen spätem Kriegseintritt im Jahr 1762 der „englisch-französi-

¹ „War with France would be a world war – the first one in history“; Winston Churchill: *A History of the English Speaking Peoples*. Bd. 3: *The Age of Revolutions*. London 1957, S. 124; Übersetzung hier und im Folgenden, wenn nicht ausdrücklich ein anderer Übersetzer genannt wird, durch den Verfasser.

² Geoffrey Parker: *Spain and the Netherlands, 1559–1659. Ten Studies*. Glasgow 1979, S. 63.

³ Stig Förster: *The First World War. Global Dimensions of Warfare in the Age of Revolutions, 1775–1815*. In: Roger Chickering/ders. (Hg.): *War in an Age of Revolution, 1775–1815*. Cambridge 2010, S. 101–115, hier: S. 101f.

⁴ Tom Pocock: *The Battle for Empire. The Very First World War, 1756–1763*. London 1998.

⁵ Vgl. Sven Externbrink (Hg.): *Der Siebenjährige Krieg (1756–1763). Ein europäischer Weltkrieg im Zeitalter der Aufklärung*. Berlin 2011; Marian Füssel: *Der Siebenjährige Krieg. Ein Weltkrieg im 18. Jahrhundert*. München 2012; der globalen Dimension des Konflikts gerecht zu werden versucht im Rahmen seiner ansonsten eher konventionellen Darstellung auch Klaus-Jürgen Bremm: *Preußen bewegt die Welt. Der Siebenjährige Krieg 1756–63*. Darmstadt 2017.

sche Weltkrieg⁶ nicht zuletzt im Hinblick auf seine globale Dimension noch einmal eine Ausweitung erfuhr.⁷ Nun darf man allerdings auch nicht vergessen, dass der „bourbonische Juniorpartner“⁸ sich erst nach langem Zögern im letzten Kriegsjahr zum Waffengang an der Seite Frankreichs entschloss und kaum mehr nennenswerten Einfluss auf den Ausgang des Konflikts nehmen konnte. Kaum ein Dreivierteljahr nach Kriegseintritt musste die frühere Weltmacht zwei so schwere Schläge hinnehmen, dass der Krieg für Spanien eigentlich schon beendet war, bevor er überhaupt richtig begonnen hatte. Am 13. August 1762 kapitulierte die Stadt Havanna, nachdem sie zwei Monate lang durch ein britisches Expeditionsheer belagert worden war.⁹ Nur zwei Monate später, am 6. Oktober, ergab sich auch das philippinische Manila den britischen Angreifern.¹⁰ Waren die Ge-

⁶ Theodor Schieder: Friedrich der Große. Ein Königtum der Widersprüche. Frankfurt a.M. 1983, S. 202.

⁷ Füssel: Siebenjähriger Krieg (wie Anm. 5), S. 76–84, widmet den „britisch-spanischen Konflikten von der Karibik bis zu den Philippinen“ in seiner Überblicksdarstellung immerhin ein ganzes Kapitel. Ansonsten spiegelt die deutschsprachige Forschung jene Tendenz wider, die sich allgemein in der internationalen Historiografie zum Siebenjährigen Krieg beobachten lässt. So kommt etwa eine 2008 vorgelegte „transatlantische“ Geschichte des Siebenjährigen Krieges fast ganz ohne Berücksichtigung des iberischen Atlantiks aus; Matt Schumann/Karl W. Schweizer: *The Seven Years War. A Transatlantic History*. London/New York 2008. In neueren englisch- und französischsprachigen Gesamtdarstellungen findet Spanien allenfalls als Nebenakteur Erwähnung, der auf Drängen Frankreichs in den Konflikt eintrat und dabei kaum eine eigene Agenda zu verfolgen schien; Daniel A. Baugh: *The Global Seven Years War, 1754–1763. Britain and France in a Great Power Contest*. London/New York 2011, S. 550–558, S. 590–609; Edmond Dziembowski: *La guerre de Sept Ans, 1756–1763*. Paris 2015, S. 416–431, S. 508–512. Bemerkenswerterweise hat sich aber auch die spanischsprachige Forschung bislang kaum dafür interessiert, vgl. als eine der wenigen Ausnahmen Diego Téllez Alarcía: *España y la Guerra de los Siete Años*. In: María Rosario Porres Marijuán/Iñaki Reguera Acedo (Hg.): *La proyección de la monarquía hispánica en Europa. Política, guerra y diplomacia entre los siglos XVI y XVIII*. Madrid 2009, S. 197–230; vgl. auch den Beitrag von ihm in diesem Band.

⁸ Heinz Duchhardt: *Balance of Power und Pentarchie. Internationale Beziehungen 1700–1785*. Paderborn 1997, S. 340.

⁹ Auf die näheren Umstände, Hintergründe und Folgen dieses Ereignisses wird im Folgenden ausführlich eingegangen. Der Beitrag stützt sich dabei auf die in den letzten Jahren erschienene Forschungsliteratur. Vgl. Guillermo Calleja Leal/Hugo O'Donnell: *1762. La Habana Inglesa. La toma de La Habana por los ingleses*. Madrid 1999; auf breiter Quellenbasis, aber weitgehend ohne Kenntnisnahme der englischsprachigen Forschungsliteratur Celia María Parceró Torre: *La pérdida de La Habana y las reformas borbónicas en Cuba, 1760–1773*. Valladolid 1998; ausschließlich auf Grundlage älterer spanischer Literatur Pilar Castillo Manrubia: *Pérdida de La Habana*. In: *Revista de Historia Naval* 8 (1990), S. 61–77; aus kubanischer Perspektive César García del Pino: *Toma de La Habana por los ingleses y sus antecedentes*. Havanna 2002; Gustavo Placer Cervera: *Inglaterra y La Habana: 1762*. Havanna 2007; für die britische Seite immer noch grundlegend David Syrett: *The Siege and Capture of Havana 1762*. London 1970; zuletzt ders.: *Shipping and Military Power in the Seven Years War. The Sails of Victory*. Exeter 2008, S. 101–121; Sonia Keppel: *Three Brothers at Havana 1762*. Salisbury 1981; unter Berücksichtigung englisch- und spanischsprachiger Quellen und Forschungsliteratur jetzt Elena A. Schneider: *The Occupation of Havana. Slavery, War, and Empire in the Eighteenth-Century Atlantic World*. Chapel Hill 2018.

¹⁰ Shirley Fish: *When Britain Ruled the Philippines, 1762–1764. The Story of the 18th Century British Invasion of the Philippines during the Seven Years War*. Bloomington, IN 2003; Nicholas

schehnisse auf diesen beiden entlegenen Kriegsschauplätzen der internationalen Historiografie zum Siebenjährigen Krieg bislang kaum mehr als eine Fußnote wert, so handelte es sich für die spanischsprachige Welt um Schlüsselereignisse von erheblicher Tragweite und mit langfristigen Folgen.

Schon die Kapitulation Havannas – die Nachricht von der Eroberung Manilas hatte Europa noch gar nicht erreicht – löste in Spanien einen regelrechten Schock aus. Der zeitweilige Verlust dieses ebenso prestigeträchtigen wie strategisch und ökonomisch bedeutsamen Brückenkopfes, von den Zeitgenossen vielfach treffend als „Schlüssel zur Neuen Welt“ apostrophiert,¹¹ wurde in Madrid als tiefe Schmach empfunden. Mit schonungsloser Offenheit schien die Niederlage die Defizite eines ökonomisch, administrativ und militärisch rückständigen Imperiums aufzuzeigen, das dem perfekt funktionierenden Räderwerk der britischen Militärmaschinerie schutzlos ausgeliefert war. So deuteten schon zeitgenössische Kritiker die Ereignisse, und diese Sichtweise schreibt sich zum Teil bis in heutige historische Darstellungen fort.¹² Dabei wird jedoch oft übersehen, dass der erfolgreiche Ausgang des britischen Unternehmens keineswegs gewiss und die Ausgangslage der Verteidiger bei Weitem nicht so desolat war, wie sie – nicht zuletzt von den Verantwortlichen selbst – später dargestellt wurde. Auch die spanischen Reformbemühungen, die vielfach als unmittelbare Konsequenzen aus der desaströsen Niederlage von 1762 angesehen werden, konnten auf Grundlagen aufbauen, die bereits vor dem Krieg gelegt worden waren.¹³

Vor diesem Hintergrund sollen im Folgenden die Eroberung Havannas durch ein britisches Expeditionsheer im Jahr 1762 und deren Folgen einer kritischen Revision unterzogen werden. Dabei wird zunächst in mikroperspektivischer Annäherung an den Gegenstand der Verlauf der militärischen Operation nachgezeichnet. Anschließend werden die Beobachtungen in einen makrohistorischen Zusammenhang eingeordnet. Dabei wird zunächst auf die spezifischen Besonderheiten des kolonialen Festungskriegs eingegangen, bei dem umweltgeschichtliche Aspekte eine zentrale und lange unterschätzte Rolle spielten. Abschließend werden die mittel- und langfristigen Folgen der britischen Besatzung näher beleuchtet. Dabei wird auch auf die im Titel formulierte Frage zurückzukommen sein, ob und in-

Tracy: *The British Expedition to Manila*. In: Mark H. Danley/Patrick J. Speelman (Hg.): *The Seven Years War. Global Views*. Leiden/Boston 2012, S. 461–486; ders.: *Manila Ransomed. The British Assault on Manila in the Seven Years War*. Exeter 1995; Carlos Vila Miranda: *Toma de Manila por los ingleses en 1762*. In: *Anuario de Estudios Atlánticos* 53 (2007), S. 167–220.

¹¹ José Martín Félix de Arrate y Acosta: *Llave del Nuevo Mundo, antemural de las Indias occidentales. La Habana descripta: noticias de su fundación, aumentos y estados [1761]*. Havanna 1964.

¹² Besonders kubanische Autoren neigen bisweilen dazu, die Mängel der spanischen Kolonialverwaltung und das Versagen der militärischen Führung bei der Verteidigung der Insel zu überzeichnen, so etwa García del Pino: *Toma de La Habana* (wie Anm. 9); differenzierter Placer Cervera: *Inglaterra* (wie Anm. 9).

¹³ Parcero Torre: *Pérdida* (wie Anm. 9); Allan J. Kuethe/Kenneth Andrien: *The Spanish Atlantic World in the Eighteenth Century. War and the Bourbon Reforms, 1713–1796*. New York 2014; Adrian J. Pearce: *The Origins of Bourbon Reform in Spanish South America, 1700–1763*. New York 2014.

wieweit es in Havanna 1762 gleichsam zu einem Aufeinandertreffen zweier unterschiedlicher Modelle imperialer Herrschaft kam.

Ein riskantes Unternehmen

Am 15. August 1761 unterzeichneten Vertreter der spanischen und der französischen Linie des Hauses Bourbon den sogenannten dritten Familienpakt. Darin sagte der spanische König Karl III. seinem Cousin, Ludwig XV. von Frankreich, militärischen Beistand zu.¹⁴ Frankreich befand sich zu diesem Zeitpunkt seit mehr als fünf Jahren im Krieg mit Großbritannien und stand am Rande einer Niederlage. Die Briten hatten die Franzosen an allen Fronten zurückgedrängt und rückten seit 1759 nicht nur in Indien und auf dem nordamerikanischen Festland, sondern auch in der Karibik vor.¹⁵ Mithilfe der Unterstützung aus Madrid ließe sich, so hoffte man am französischen Hof, noch einmal eine Wende herbeiführen oder doch zumindest eine günstigere Position für Friedensverhandlungen erzielen.¹⁶ Dabei setzte Frankreich vor allem auf die spanische Kriegsflotte, die in den vorhergehenden Jahrzehnten erheblich ausgebaut und modernisiert worden war.¹⁷ Spanien verfügte zum Zeitpunkt der Thronbesteigung Karls III. im Jahr 1759 über eine Kriegsmarine von immerhin 75 Schiffen und lag damit fast gleichauf mit Frankreich, das zu diesem Zeitpunkt 77 einsatzfähige Kriegsschiffe besaß.¹⁸ Gemeinsam waren beide Flotten jedoch nicht annähernd so groß wie die Royal Navy, die zu Beginn des Siebenjährigen Krieges rund 250 Schiffe unter Segeln hatte.¹⁹ Trotz des nach wie vor eklatanten Ungleichgewichts der Kräfte bedeutete der sich seit dem Sommer 1761 abzeichnende Kriegseintritt Spaniens eine potenzielle Bedrohung für die britischen Positionen in Übersee.²⁰

¹⁴ Tratado llamado pacto de familia, ajustado entre su Magestad Católica y su Magestad Christianísima, en Paris a quince de agosto del año mil setecientos sesenta y uno. In: José Antonio Abreu y Bertodano (Hg.): Colección de los tratados de paz, alianza, comercio etc. ajustados por la corona de España con las potencias extranjeras, desde el reinado de Felipe V hasta el presente. Bd. 1. Madrid 1796, S. 115–142. Vgl. dazu immer noch grundlegend Vicente Palacio Atard: El tercer pacto de familia. Madrid 1945.

¹⁵ Richard Harding: The War in the West Indies. In: Danley/Spelman (Hg.): Seven Years War (wie Anm. 10), S. 293–323, hier: S. 312–316.

¹⁶ Lucien Bély: La politique extérieure de la France au milieu du XVIII^e siècle. In: Externbrink (Hg.): Siebenjähriger Krieg (wie Anm. 5), S. 75–98, hier: S. 93–95; Dziembowski: Guerre (wie Anm. 7), S. 420–433.

¹⁷ Cesáreo Fernández Duro: Historia de la Armada Española. Bd. 6. Madrid 1973, S. 109–119, S. 355–388; Kuethe/Andrien: Spanish Atlantic World (wie Anm. 13), S. 197–199.

¹⁸ Calleja/O'Donnell: La Habana (wie Anm. 9), S. 18; Fernández Duro: Historia (wie Anm. 17), Bd. 7, S. 8; Jonathan R. Dull: The French Navy and the Seven Years War. London u. a. 2005, S. 255–286.

¹⁹ Nicholas A. M. Roger: The Command of the Ocean. A Naval History of Britain, 1649–1815. London 2002, S. 608, S. 614f. Die bei Füssel: Siebenjähriger Krieg (wie Anm. 5), S. 78, genannte Zahl von 300 britischen Schiffen erscheint zu hoch gegriffen.

²⁰ Vgl. dazu auch David F. Marley: A Fearful Gift. The Spanish Naval Build-Up in the West Indies, 1759–1762. In: Mariner's Mirror 80 (1994), S. 403–417.

Auf britischer Seite plante man deshalb schon lange vor der offiziellen Kriegserklärung einen massiven Präventivschlag, mit dem man den neuen Alliierten der Franzosen so stark zu schwächen hoffte, dass er nicht mehr entscheidend in den Krieg würde eingreifen können. Als Ziele für diese Operation wurden Anfang Januar 1762 Havanna und Manila bestimmt.²¹ Schon der Angriff auf Havanna, für den bereits ein ausgearbeiteter Plan vorlag, war ein überaus riskantes und deshalb auch keineswegs unumstrittenes Projekt.²² Stadt und Hafen galten wegen ihrer starken Befestigungsanlagen als uneinnehmbar. Seit der Brandschatzung Havannas durch den hugenottischen Korsaren Jacques de Sores im Jahr 1555, der die spanische Ansiedlung noch weitgehend unbefestigt vorgefunden hatte, waren alle Versuche gescheitert, die Hauptstadt der größten Antilleninsel einzunehmen.²³

Dass die britische Militärführung dennoch an ihren Plänen festhielt, hatte indes gute Gründe. Die mit circa 50 000 Einwohnern zu diesem Zeitpunkt nach Mexiko und Lima drittgrößte Stadt des amerikanischen Kontinents war nicht nur extrem wohlhabend und versprach somit reiche Beute. Vielmehr bildete die karibische Metropole im 18. Jahrhundert zugleich auch „das strategische Nervenzentrum des amerikanisch-spanischen Imperiums“.²⁴ Aufgrund seiner geostrategisch wichtigen Position am Kreuzungspunkt zentraler Schifffahrtswege sicherte Havanna den Zugang zum Golf von Mexiko – und damit auch die spanischen Besitzungen auf dem amerikanischen Festland. Umgekehrt konnten von Kuba aus der Handel mit den britischen Westindischen Inseln durch Kaperfahrer und Kriegsschiffe gestört und britische Flottenbewegungen in der Region überwacht und gegebenenfalls behindert werden. Der Hafen der Inselhauptstadt war nicht nur alljährlich ein Anlaufpunkt der spanischen Silberflotte vor ihrer Rückreise nach Spanien, sondern auch der wichtigste Kriegshafen Hispanoamerikas. Bei Ankunft der Briten im Sommer 1762 lagen dort nicht weniger als 12 Linienschiffe, drei Fregatten und drei kleinere Fahrzeuge vor Anker. Das entsprach rund einem Fünftel der gesamten spanischen Kriegsmarine.²⁵ Überdies besaß die Karibikinsel eine der größten und wichtigsten Werften des spanischen Imperiums. Zwei von fünf spanischen Kriegsschiffen wurden zu diesem Zeitpunkt unter Verwendung von regionalen, besonders widerstandsfähigen Tropenhölzern in Havanna gebaut.²⁶ Großbritan-

²¹ Baugh: *Seven Years War* (wie Anm. 7), S. 598; Pocock: *Battle for Empire* (wie Anm. 4), S. 185f.; Syrett: *Siege* (wie Anm. 9), S. XIII.

²² Die treibende Kraft hinter dem Plan waren Lord Anson und Lord Ligonier. Zweifel an der Durchführbarkeit hegte anfänglich der Herzog von Newcastle, der sich in der Kabinettsitzung am 6. Januar jedoch der Meinung von Anson und Ligonier anschloss; Syrett: *Siege* (wie Anm. 9), S. XIII; Keppel: *Three Brothers* (wie Anm. 9), S. 5f.; Pocock: *Battle for Empire* (wie Anm. 4), S. 185f.

²³ Placer Cervera: *Inglaterra* (wie Anm. 9), S. 5–43; García del Pino: *Toma de La Habana* (wie Anm. 9), S. 1–29.

²⁴ Michael Zeuske: *Kleine Geschichte Kubas*. München 42016, S. 54.

²⁵ Parcero Torre: *Pérdida* (wie Anm. 9), S. 62–64; abweichende Zahlen bei Calleja/O'Donnell: *La Habana* (wie Anm. 9), S. 101, S. 177.

²⁶ Gordon Douglas Inglis: *The Spanish Naval Shipyard at Havana in the Eighteenth Century*. In: *New Aspects of Naval History. Selected Papers from the 5th Naval History Symposium*. Baltimore 1985, S. 47–58.

nien beabsichtigte also, den neuen Verbündeten Frankreichs an seiner stärksten und verwundbarsten Stelle zugleich zu treffen, und verfolgte damit ein doppeltes Ziel: Die Eroberung eines der bestbefestigten Plätze Spanischamerikas gleich zu Beginn des Krieges musste die Moral des Gegners schwächen und würde Großbritannien im Erfolgsfall die Kontrolle über die gesamte Region verschaffen.

Dass im Kriegsfall einmal mehr Havanna ins Visier der Briten rücken würde, ahnte man indes auch in Madrid. Schon lange vor der präventiven Kriegserklärung Großbritanniens am 4. Januar 1762, auf die 12 Tage später die spanische folgte, hatte man mit der Organisation der Verteidigung begonnen. Im Januar 1761 war der neu ernannte Generalkapitän und Gouverneur der Insel, Feldmarschall Juan de Prado y Portocarrero, auf Kuba eingetroffen und hatte weisungsgemäß mit der Verstärkung der Befestigungsanlagen und Garnisonen begonnen. Im Juni 1761 liefen sechs spanische Linienschiffe unter dem Befehl des Marqués del Real Transporte, Gutierre de Hevia, in den Hafen von Havanna ein, womit sich die Stärke der dort stationierten Kriegsflotte fast verdoppelte. An Bord befanden sich außerdem rund 1500 gut ausgebildete Soldaten aus dem Mutterland, welche die dort bereits stationierten Einheiten verstärken sollten.²⁷ Die neuen Instruktionen aus Madrid ließen keinen Zweifel daran, wie ernst die Befürchtungen waren, dass die Engländer die kubanische Hauptstadt angreifen würden.²⁸ Auch für die britische Öffentlichkeit war es kein Geheimnis, dass das gewaltige Flottenunternehmen, das in London vorbereitet wurde, nicht wie die Admiralität offiziell verlautbarte gegen St. Domingue, den französischen Teil Hispaniolas, sondern gegen Havanna zielte. Im Mai 1762 spekulierte das Londoener „Universal Magazine“ offen über die britischen Angriffspläne und präsentierte der interessierten Leserschaft einen detaillierten Plan der Stadt und der Verteidigungsanlagen.²⁹

Der einzige, der das trotz aller Anzeichen und Warnungen bis zuletzt nicht wahrhaben wollte, war der bereits erwähnte Gouverneur und Generalkapitän der Insel. Selbst als die britische Flotte am Morgen des 6. Juni 1762 vor der Küste gesichtet wurde, glaubte Juan de Prado immer noch nicht an einen Angriff.³⁰ Dabei war das Bild, das sich den Beobachtern bot, durchaus geeignet, die schlimmsten Befürchtungen der Verteidiger noch zu übertreffen. Vor der Hafeneinfahrt von Havanna reihten sich nicht weniger als 20 der wegen ihrer enormen Feuer-

²⁷ Zu den Verteidigungsmaßnahmen vgl. Parcero Torre: *Pérdida* (wie Anm. 9), S. 39–64; Placer Cervera: *Inglaterra* (wie Anm. 9), S. 71–105.

²⁸ Real Orden del 24 de febrerero de 1761. Zitiert bei García del Pino: *Toma de La Habana* (wie Anm. 9), S. 49.

²⁹ *The Universal Magazine of Knowledge and Pleasure* 30 (1762), S. 225–230. Vgl. Calleja/O'Donnell: *La Habana* (wie Anm. 9), S. 39.

³⁰ Dabei mag es auch eine Rolle gespielt haben, dass ein spanisches Schiff mit den neuesten Nachrichten aus Europa und neuen Instruktionen für den Gouverneur der Insel von den Briten abgefangen wurde. Zu den näheren Umständen David F. Marley: *Havanna Surprised. Prelude to the British Invasion, 1762*. In: *The Mariner's Mirror* 78 (1992), S. 293–305; Parcero Torre: *Pérdida* (wie Anm. 9), S. 88–94; Placer Cervera: *Inglaterra* (wie Anm. 9), S. 127–137; Calleja/O'Donnell: *La Habana* (wie Anm. 9), S. 96–103.

kraft gefürchteten britischen Linienschiffe sowie 10 kleinere Kriegsschiffe, die von rund 200 Transport- und Versorgungsfahrzeugen begleitet wurden.³¹ Dieser gewaltige Flottenverband wurde von Vizeadmiral George Pocock befehligt, der zuvor bereits erfolgreich in Indien operiert hatte, aber auch die Gewässer um Kuba aus eigener Erfahrung als Kommandant gut kannte.³² Dass die Flotte so lange unentdeckt blieb und ihr plötzliches Erscheinen für ungläubiges Entsetzen sorgte, lag nicht zuletzt daran, dass Pocock die Insel auf einem ungewöhnlichen und extrem riskanten Kurs von Nordosten her ansteuern ließ, durch den sogenannten Canal Viejo de Bahama oder Old Bahama Channel, einer schmalen von Felsenklippen und Sandbänken gesäumten Passage zwischen Kuba und den Bahamas, die für große Schiffe eigentlich als unpassierbar galt.³³

An Bord der britischen Flotte befand sich eine Invasionsarmee von rund 12 000 Soldaten, die später noch durch 4 000 Infanteristen aus Nordamerika verstärkt werden sollte.³⁴ Damit übertraf das Unternehmen rein zahlenmäßig die gegen Cartagena de Indias (im heutigen Kolumbien) gerichtete Expedition der Briten rund zwanzig Jahre zuvor, die bis zu diesem Zeitpunkt größte amphibische Militäroperation der Geschichte.³⁵ Den Oberbefehl über die für die Eroberung Havannas vorgesehenen Landungstruppen hatte man George Keppel, dem dritten Earl of Albemarle übertragen, an dessen Eignung allerdings Zweifel bestanden. Keppel hatte noch nie im Feld kommandiert, seine aktive Zeit als Offizier lag bereits mehr als fünfzehn Jahre zurück und militärische Erfahrungen hatte er bis dato ausschließlich auf europäischen Schlachtfeldern sammeln können. Die Ernennung verdankte er vermutlich seinen guten Beziehungen zum Herzog von

³¹ Die Zahlen nach Syrett: *Siege* (wie Anm. 9), S. XIX und S. 134f., Nr. 207 („A list of His Majesty's ships and vessels that are to proceed through the Old Straits of Bahama under the command of Sir George Pocock“). Die meisten spanischsprachigen Autoren gehen ebenfalls von rund 200 Schiffen aus, beziffern aber den Anteil der Kriegsschiffe höher. Zu den in der spanischen Forschung kursierenden Zahlen Parceró Torre: *Pérdida* (wie Anm. 9), S. 95. Calleja/O'Donnell: *La Habana* (wie Anm. 9), S. 107, sprechen gar von 250 Fahrzeugen, davon 22 Linienschiffe, 15 Freigatten und 4 Kanonenboote.

³² Tom Pocock: Pocock, Sir George (1706–1792). In: *Oxford Dictionary of National Biography*, Oxford 2004 (online edition), für registrierte Nutzer online zugänglich unter: <https://doi.org/10.1093/ref:odnb/22421> (letzter Zugriff am 22. 4. 2020).

³³ Syrett: *Siege* (wie Anm. 9), S. XIVf., S. XIXf., S. 131, S. 135f.; Placer Cervera: *Inglaterra* (wie Anm. 9), S. 120–126; Calleja/O'Donnell: *La Habana* (wie Anm. 9), S. 76–83.

³⁴ Die Zahlen nach Syrett: *Siege* (wie Anm. 9), S. 126, Nr. 200 („Abstract of the General Return of H.M.'s forces under the command of Lt. Gen. Lord Albemarle, 23 May 1762“); ders.: *American Provincials and the Havana Campaign of 1762*. In: *New York History* 49 (1968), S. 375–390; die in der spanischsprachigen Literatur genannten Zahlen sind höher, vgl. zusammenfassend Parceró Torre: *Pérdida* (wie Anm. 9), S. 95–98, die von 14 000 Soldaten plus 4 000 Mann Verstärkung aus Nordamerika ausgeht.

³⁵ Die gegen Cartagena entsandte Flotte umfasste 29 Linienschiffe und 186 weitere Fahrzeuge mit etwa 15 000 Seeleuten. Die Landungstruppen bestanden aus 8 000 in Großbritannien angeworbenen Soldaten, die durch 3 400 Männer aus Nordamerika verstärkt wurden; John R. McNeill: *Mosquito Empires. Ecology and War in the Greater Caribbean, 1620–1914*. Cambridge 2010, S. 154. Vgl. dazu auch Richard Harding: *Amphibious Warfare in the Eighteenth Century. The British Expedition to the West Indies, 1740–1742*. Woodbridge 1991.

Cumberland.³⁶ Bei der Durchführung der Operation konnte Albemarle freilich auf einen detaillierten Plan zurückgreifen, den der Admiral und frühere Gouverneur von Jamaika, Charles Knowles, ausgearbeitet hatte. Knowles war bereits am britischen Angriff auf Cartagena de Indias im Jahr 1741 beteiligt gewesen und hatte 1748 einen britischen Angriff auf Santiago de Cuba befehligt, der allerdings ebenfalls gescheitert war. Als Gouverneur von Jamaika hielt sich Knowles später zu einem offiziellen Besuch in Havanna auf, den er nutzte, um die Verteidigungsanlagen der Stadt zu studieren und auf dieser Grundlage einen Eroberungsplan zu entwerfen, den er der Admiralität 1756 vorlegte.³⁷

Bei seinem Besuch auf der Insel hatte sich der britische Admiral mit eigenen Augen überzeugen können, wie gut Havanna gegen Angriffe von See her geschützt war. Die Hafeneinfahrt wurde von zwei Festungen gesäumt, La Punta auf der westlichen und El Morro auf der östlichen Seite. Die Stadt selbst war stark ummauert und wurde an der Hafenseite durch eine weitere Festung, das Castillo de la Real Fuerza, geschützt. Als einzigen Schwachpunkt machte Knowles, wie nach ihm auch französische Festungsexperten, die die Verteidigungsanlagen 1761 im Auftrag der spanischen Krone inspizierten, eine auf der gegenüberliegenden Seite der Hafeneinfahrt gelegene Hügelkette aus, die Stadt und Festungen überragte. In Erwartung eines britischen Angriffs hatte man im Sommer 1761 zwar mit der Befestigung der La Cabaña genannten Anhöhe begonnen, die Arbeiten aber nicht rechtzeitig abschließen können.³⁸

Zahlenmäßig waren die Verteidiger den Angreifern nur geringfügig unterlegen. Die Stärke der Garnison von Havanna, die im Sommer 1761 noch durch frische Truppen aus dem Mutterland verstärkt worden war, betrug bei Ankunft der Briten rund 2 300 Mann. Hinzu kamen etwa 4 700 Milizionäre sowie die Besatzung der im Hafen vor Anker liegenden Schiffe, circa 4 500 Seeleute, die man zur Verstärkung der Landtruppen heranziehen konnte. Insgesamt standen also mehr als 11 000 einsatzfähige Männer zur Verteidigung Havannas bereit, von denen allerdings nur rund ein Fünftel im regulären Kampf geschult war.³⁹ Diese Truppen, die während der Kämpfe noch Beistand durch etwa 3 500 Milizionäre aus dem Hinterland erhielten, standen einer Invasionsarmee von zunächst 12 000 britischen Soldaten gegenüber. Die erwähnte Verstärkung durch ein nordamerikanisches

³⁶ Syrett: *Siege* (wie Anm. 9), S. XIV, Anm. 1; Keppel: *Three Brothers* (wie Anm. 9), S. 7f.

³⁷ Keppel: *Three Brothers* (wie Anm. 9), S. 5; Syrett: *Siege* (wie Anm. 9), S. XXI; Calleja/O'Donnell: *La Habana* (wie Anm. 9), S. 41–43; García del Pino: *Toma de la Habana* (wie Anm. 9), S. 38–41; Placer Cervera: *Inglaterra* (wie Anm. 9), S. 40–43. Knowles' Plan in spanischer Übersetzung ediert in: *Nuevos Papeles sobre la toma de La Habana por los ingleses*. Havanna 1951, S. 187–192; eine Neuübersetzung liefert Placer Cervera: *Inglaterra* (wie Anm. 9), Anexo 1, S. 217–223.

³⁸ Parcero Torre: *Pérdida* (wie Anm. 9), S. 18–35, S. 65f.; Placer Cervera: *Inglaterra* (wie Anm. 9), S. 73–95; Calleja/O'Donnell: *La Habana* (wie Anm. 9), S. 85–92.

³⁹ Die Zahlen nach Parcero Torre: *Pérdida* (wie Anm. 9), S. 67–71; Placer Cervera: *Inglaterra* (wie Anm. 9), S. 99–102. Mit leicht abweichenden Zahlen für die einzelnen Truppenbestandteile McNeill: *Mosquito Empires* (wie Anm. 35), S. 174, der die Gesamtzahl der Verteidiger im Juni 1762 aber ebenfalls auf 10 000 bis 11 000 Mann schätzt.

Kontingent von 4 000 Infanteristen traf erst im Juli ein, als die vor Ort befindlichen britischen Truppen durch Krankheit bereits stark geschwächt waren.

Schon am Tag nach der Ankunft des britischen Flottenverbandes gelang es dem Gros des britischen Invasionsheers, ohne nennenswerte Verluste bei Cojimar kubanischen Boden zu betreten und östlich von Havanna Stellung zu beziehen. Eine Woche später, am 15. Juni, landete ein kleineres Truppenkontingent ebenso ungehindert westlich der Hauptstadt bei La Chorrera. Bei ihrem Vorgehen hielten sich die Invasoren streng an Knowles' Plan. Dabei kam ihnen zugute, dass die Verteidiger die bereits erwähnte strategisch wichtige Anhöhe von La Cabaña vorschnell und fast ohne Kampf preisgaben. Nur sechs Tage nach ihrer Landung kontrollierten die Briten die Hügelkette und konnten in den folgenden Wochen dort wie auch an anderen strategischen Punkten starke Artilleriestellungen aufbauen. Vom 1. Juli an lag El Morro unter permanentem Beschuss.⁴⁰

Der übereilte Rückzug von La Cabaña war jedoch nicht der einzige Fehler der vom Gouverneur zusammengerufenen *Junta de Defensa*, deren Mitglieder sich später vor einem Kriegsgericht verantworten mussten.⁴¹ So waren auf Befehl der Junta gleich zu Beginn der Kampfhandlungen drei der vor der Stadt vor Anker liegenden spanischen Linienschiffe in der Hafeneinfahrt versenkt worden. Auf diese Art und Weise wollte man den Briten die Zufahrt verwehren. Dadurch begaben sich aber auch die Verteidiger der Möglichkeit, die eigene Flotte außerhalb der engen Bucht einzusetzen. Stattdessen entschied man sich, das Gros der Seeleute und die Feuerkraft der Geschütze für den Kampf an Land zu verwenden. Dabei ist freilich nicht zu vergessen, dass die spanische Monarchie erst wenige Jahre zuvor unter großen finanziellen Anstrengungen den Ausbau und die Modernisierung ihrer Kriegsmarine vorangetrieben hatte. Gerade deshalb versuchte man nach Möglichkeit zu vermeiden, die für teures Geld erbauten und zum Teil gerade erst vom Stapel gelassenen Schiffe in einer offenen Seeschlacht mit einem überlegenen Gegner aufs Spiel zu setzen.⁴² Die Konsequenz war allerdings, dass die britische Flotte völlig unbehelligt vor der Küste operieren und die wichtigen Nachschubwege sichern konnte.⁴³ Als letztlich schlachtentscheidend sollte sich dann auch das Eintreffen von frischen Truppen aus Nordamerika erweisen. Am 28. Juli 1762 kam die lang ersehnte Verstärkung an. Nur zwei Tage später gab Albemarle den Befehl zum Sturm von El Morro. Zuvor hatte man das Festungswerk unterminiert und Sprengladungen angebracht. Auf diese Weise gelang es, eine Breche in die Verteidigungsmauern zu sprengen, durch die die Invasoren am Mittag

⁴⁰ Zum Verlauf der Ereignisse Syrett: *Siege* (wie Anm. 9), S. XXII–XXIX; Parceró Torre: *Pérdida* (wie Anm. 9), S. 98–112; Calleja/O'Donnell: *La Habana* (wie Anm. 9), S. 108–129; Placer Cervera: *Inglaterra* (wie Anm. 9), S. 141–154; García del Pino: *Toma de La Habana* (wie Anm. 9), S. 74–103.

⁴¹ Vgl. unten Anm. 46.

⁴² Vgl. Marley: *Fearful Gift* (wie Anm. 20), S. 414.

⁴³ Darin sehen auch Calleja/O'Donnell: *La Habana* (wie Anm. 9), S. 107f., einen Schlüsselfaktor für den Erfolg der Briten. Parceró Torre: *Pérdida* (wie Anm. 9), S. 141–145, hebt dagegen die zentrale Rolle der Schiffe und ihrer Besatzungen bei der Verteidigung der Festung und der Stadt hervor.

des 30. Juli eindringen konnten. Mit der Einnahme der Festung war auch das Schicksal der Stadt besiegelt. In den nächsten Tagen wurde Havanna sturmreif geschossen. Am 13. August kamen die Spanier weiterem Blutvergießen zuvor und willigten in die Kapitulation ein.⁴⁴

Festungsmauern und Moskitos – Ein Imperium im Belagerungszustand

Nach der demütigenden Niederlage suchte man in Madrid nach einem Schuldigen, den man bald in Juan de Prado, dem Oberkommandierenden und Gouverneur der Insel, fand. Gemeinsam mit anderen Militärführern machte man ihm nach seiner Rückkehr aus Havanna den Prozess. Als vermeintlich Hauptverantwortlicher für die Niederlage wurde Prado aller militärischen Ämter enthoben, zu Schadenersatzleistungen für die entstandenen Verluste herangezogen, für 10 Jahre vom Hof verbannt und erst kurz vor seinem Tod im Jahr 1770 rehabilitiert.⁴⁵ Dem Gouverneur wurde insbesondere angelastet, dass er die Gefahr eines britischen Angriffs bis zum Schluss unterschätzt und die Stadt nicht hinreichend auf die zu erwartende Belagerung vorbereitet habe. Auch bei der Organisation der Verteidigung hielt man ihm schwere strategische Fehler und Unterlassungen vor.⁴⁶ Dass die Verteidiger keine ernsthaften Anstalten machten, die britische Invasionsarmee durch einen Ausfall am Vorrücken zu hindern, und sich stattdessen darauf beschränkten, sich in der Stadt beziehungsweise den vorgelagerten Festungen zu verschanzen, sah der Kriegsrat in Madrid aber durchaus nicht als Fehler an.⁴⁷ Obgleich die von den Verteidigern gelegentlich vorgetragenen punktuellen Angriffe gegen die Batteriestellungen der Briten und auch die Guerillaaktionen der Milizen im Hinterland den Invasoren durchaus zusetzten, machte man von diesem Mittel nicht im größeren Stil Gebrauch.⁴⁸ Die von Prado eingeschlagene defensive Strategie entsprach nicht nur der gängigen Lehrmeinung europäischer Militärtheore-

⁴⁴ Zum weiteren Verlauf der Belagerung Syrett: *Siege* (wie Anm. 9), S. XXX–XXXIII; Calleja/O'Donnell: *La Habana* (wie Anm. 9), S. 135–172; Placer Cervera: *Inglaterra* (wie Anm. 9), S. 155–171, S. 195–197; García del Pino: *Toma de La Habana* (wie Anm. 9), S. 116–129.

⁴⁵ Parcero Torre: *Pérdida* (wie Anm. 9), S. 201; Calleja/O'Donnell: *La Habana* (wie Anm. 9), S. 210f.

⁴⁶ Neben der voreiligen Preisgabe von La Cabaña lastete man Prado vor allem das Versperren der Hafeneinfahrt durch Versenken dreier Schiffe und die nachfolgende Übergabe der verbliebenen Flotte an die Briten an. Zum Prozess und den Anklagepunkten Parcero Torre: *Pérdida* (wie Anm. 9), S. 194–202; Juan José Morón García: *El juicio por la pérdida de La Habana en 1762*. In: *Baluartes* 1 (1994), S. 19–48.

⁴⁷ Prado wurde lediglich vorgeworfen, einen von Velasco vorgeschlagenen Ausfall gegen die britischen Batteriestellungen verzögert zu haben; ebd.

⁴⁸ Zur Rolle der Milizen und dem in Kuba bis heute als Freiheitshelden verehrten Milizenführer José (Pepe) Antonio vgl. García del Pino: *Toma de La Habana* (wie Anm. 9), S. 76–120, dessen Darstellung allerdings nicht frei von Übertreibungen und fragwürdigen Wertungen ist; differenzierter Placer Cervera: *Inglaterra* (wie Anm. 9), S. 87–92; vgl. dazu auch ausführlich Pablo J. Hernández González: *La otra guerra del inglés. La resistencia a la presencia británica en Cuba (1762–1763)*. Diss. Sevilla 2001.

tiker,⁴⁹ ihr lagen auch spezifische Erfahrungen im kolonialen Festungskrieg zugrunde.

Seit Beginn der Eroberung Amerikas sah sich die spanische Monarchie den Bedrohlichkeiten anderer europäischer Mächte ausgesetzt und stand damit vor dem Problem, ihren stetig wachsenden kolonialen Territorialbesitz gegen Invasoren verteidigen zu müssen. Englischen Freibeutern – angefangen bei Drake und Hawkins bis hin zu Henry Morgan – war es immer wieder gelungen, zentrale Plätze Spanischamerikas zu überfallen.⁵⁰ Selbst das südspanische Cádiz, von wo aus die Indienflotte in See stach, wurde mehrfach erfolgreich von See her angegriffen.⁵¹ Die spanische Krone reagierte darauf mit der massiven Befestigung der besonders gefährdeten Punkte.⁵² Dazu gehörten nicht zuletzt auch Stadt und Hafen von Havanna. Obgleich dem Gouverneur der Insel die zentrale Schwachstelle der Verteidigungsanlagen, die bis dato unbefestigte Anhöhe von La Cabaña, durchaus bekannt war und es den Briten schließlich gelingen sollte, sich genau dort festzusetzen, schien es Prado bis zum Schluss unvorstellbar, dass es den Angreifern tatsächlich gelingen würde, die Stadt einzunehmen.

Dass es so weit kommen würde, war trotz der britischen Anfangserfolge auch tatsächlich nicht zu erwarten. Anders als beim europäischen Festungskrieg nämlich besaßen die Belagerten in den Tropen einen entscheidenden Vorteil. Gelang es ihnen, Stadt und Festung lange genug zu halten, konnten sie darauf bauen, dass ihnen ein mächtiger Verbündeter zu Hilfe kam, der bislang noch jeden Gegner zu Fall gebracht hatte. Dabei handelte es sich – auch wenn die Zeitgenossen das noch nicht so genau wussten – um eine 3–4 Millimeter große, dunkel gefärbte Stechmücke mit dem wohlklingenden lateinischen Namen *Aedes aegypti*, vulgo: Gelbfiebermücke. Das von ihr übertragene hämorrhagische Fieber verlief in der Mehrzahl der Fälle tödlich und suchte vornehmlich Europäer heim, die im Gegensatz zu den in der Region geborenen Menschen keinen Immunschutz besaßen.⁵³ Auch

⁴⁹ Vgl. Christopher Duffy: *Fire and Stone. The Science of Fortress Warfare*. Newton Abbot 1975; Jürgen Luh: *Kriegskunst in Europa, 1650–1800*. Köln 2004, S. 81–128.

⁵⁰ Paul E. Hoffmann: *The Spanish Crown and the Defense of the Caribbean, 1535–1585. Precedent, Patrimonialism, and Royal Parsimony*. Baton Rouge/London 1980; Kenneth R. Andrews: *The Spanish Caribbean. Trade and Plunder, 1530–1630*. New Haven 1978; Carl Bridenbaugh/Roberta Bridenbaugh: *No Peace Beyond the Line. The English in the Caribbean, 1624–1690*. Oxford 1972.

⁵¹ Jesús Ribas Bensusan: *Asaltos a Cádiz por los ingleses. Siglos XVI, XVII y XVIII*. Cádiz 1974; Luis López de Anglada: *Los asaltos ingleses a Cádiz en el Siglo de Oro*. Madrid 1975; José Antonio Calderón Quijano: *Versiones inglesas de los ataques anglo-holandeses, 1596, 1625*. Cádiz 1985.

⁵² Juan Manuel Zapatero: *Las „llaves“ fortificadas de la América Hispana*. In: *Revista de Cultura Militar* 1 (1989), S. 131–140; Pilar Chías Navarro/Tomás Abad Balboa (Hg.): *El patrimonio fortificado. Cádiz y el Caribe: una relación transatlántica*. Madrid 2011; José Antonio Calderón Quijano: *Las defensas indianas en la Recopilación de 1680. Precedentes y regulación legal*. Sevilla 1984; ders.: *Historia de las fortificaciones en Nueva España*. Madrid 1984; Geoffrey Parker: *The Artillery Fortress as an Engine of European Expansion, 1480–1750*. In: James D. Tracy (Hg.): *City Walls. The Urban Einceinte in Global Perspective*. Cambridge 2000, S. 386–416.

⁵³ McNeill: *Mosquito Empires* (wie Anm. 35), S. 32–46.

wenn man die genaue Ursache der regelmäßig ausbrechenden Epidemien noch nicht genau kannte, wusste man doch, dass das „schwarze Erbrechen“ (*vómito negro*), wie die Spanier die Krankheit nannten, verstärkt in der Regenzeit (von Mai bis Oktober) auftrat. Im Falle einer Invasion von europäischen Truppen mussten die Verteidiger daher meist nur abwarten, bis erstere durch den saisonalen Ausbruch der Krankheit so stark dezimiert wurden, dass sie den Angriff abbrechen mussten. Diese Strategie hatte sich zuletzt 1741 bei der Verteidigung von Cartagena de Indias bewährt. Obgleich es einem zahlenmäßig weit überlegenen britischen Expeditionsheer gelungen war, die vorgelagerten Festungen bis auf eine zu zerstören, mussten die Angreifer schließlich abziehen, da das Gelbfieber täglich neue Opfer forderte. Innerhalb von nur drei Wochen verloren die Briten mehr als ein Drittel ihrer Offiziere und Mannschaften, Schätzungen gehen von weit über 8 000 Toten aus.⁵⁴ Und auch in Havanna hätten sich die Ereignisse zwanzig Jahre später beinahe wiederholt.⁵⁵

Im Sommer 1761 befiel die Krankheit allerdings zunächst die Verteidiger. Von den 1 500 Soldaten, die zur Verstärkung der Garnison aus Spanien eingetroffen waren, starb knapp ein Fünftel. Die Überlebenden aber hatten sich bis zur Ankunft der Briten im darauffolgenden Jahr wieder erholt und waren nun wie die meisten Kubaner gegen die Krankheit immun. Auch die Briten wussten, dass sie nur ein schmales Zeitfenster hatten, um die Operation erfolgreich abzuschließen. Darauf hatte Charles Knowles in seinem Belagerungsplan ausdrücklich hingewiesen. Vor diesem Hintergrund traf das britische Expeditionsheer eigentlich viel zu spät in Havanna ein. Der Zufall wollte es jedoch, dass die saisonalen Regenfälle just im Sommer 1762 später als gewöhnlich einsetzten, nämlich erst Ende Juli. Als dann, wie erwartet, die Krankheit unter den britischen Belagerungstruppen ihren Tribut zu fordern begann, kam den Briten ein zweiter Umstand zu Hilfe. Ebenfalls später als ursprünglich geplant, damit aber genau zum richtigen Zeitpunkt, traf die Verstärkung aus Nordamerika ein, die die Ausfälle unter den Angreifern kurzfristig kompensieren konnte und den britischen Waffen schließlich zum Sieg verhalf. Wäre es den Verteidigern gelungen, Stadt und Festung auch nur zwei Wochen länger zu halten, hätte die Belagerung vermutlich einen ähnlichen Ausgang genommen wie 1741 in Cartagena. Dies sollte sich in den Wochen nach der Kapitulation nur allzu deutlich zeigen. Im September waren nach Albemarle Berichten nur noch 2 000 der ursprünglich 16 000 Soldaten einsatzfähig. Im Oktober zählte er schon 4 700 Tote. Damit hatte der britische General bereits zu diesem Zeitpunkt mehr Männer verloren als die britische Armee in Nordamerika während des gesamten Siebenjährigen Kriegs. Seriöse Schätzungen gehen davon aus, dass in dem knappen Jahr zwischen der Belagerung und nachfolgenden Eroberung der Stadt bis zum endgültigen Abzug der Briten rund 10 000 Männer an Gelbfieber starben. Dieser beeindruckenden Zahl standen gerade einmal 700 ge-

⁵⁴ Ebd., S. 149–164.

⁵⁵ Zum Folgenden ebd., S. 169–187; Erica Charters: *Disease, War, and the Imperial State. The Welfare of the British Armed Forces during the Seven Years' War*. Chicago 2014, S. 53–85.

genüber, die ihr Leben in Folge der Kämpfe verloren hatten,⁵⁶ oder mit den Worten des amerikanischen Umwelthistorikers John R. McNeill: „*Aedes aegypti* killed about fourteen or fifteen times as many British attackers as did Spanish arms.“⁵⁷ Für die Verteidiger Havannas kam der Beistand ihres mächtigsten Verbündeten allerdings zwei Wochen zu spät.

Wohl den Besiegten? 1762 und die Folgen

Es war wohl nicht allein, aber sicher auch dem Ausbruch der Gelbfieberepidemie zuzuschreiben, dass die britischen Invasoren von weiteren Vorstößen auf der Insel absahen und sich stattdessen mit der militärischen Besetzung von Havanna und der Kontrolle über die nähere Umgebung zufriedengaben, wobei sie den unterlegenen Spaniern vergleichsweise moderate Kapitulationsbedingungen auferlegten. Unter der zehneinhalb Monate währenden britischen Herrschaft konnten die Bewohner von Havanna unbehelligt ihren Glauben ausüben, wohingegen die protestantischen Besatzer anfangs Schwierigkeiten hatten, eine Kirche für ihre Gottesdienste zu finden. Auch den anfänglich verlangten Treueid für den britischen König Georg III. erließ man den Besiegten schließlich. In die Zivilverwaltung der Insel griffen die Briten kaum ein. Dennoch kam es wiederholt zu Konflikten, denn keineswegs alle Kubaner waren bereit, mit den Besatzern zu kooperieren.⁵⁸ Im freien Teil der Insel formierte sich der Widerstand.⁵⁹ Dieser erhielt auch dadurch Nahrung, dass Albemarle als siegreicher General auf Beute aus war und den Bewohnern der Insel hohe Steuern und Abgaben auferlegte.

Auf die wirtschaftliche Situation wirkte sich die britische Besatzung aber insgesamt eher positiv aus. Nach der Eroberung Havannas öffnete Großbritannien seinen Wirtschaftsraum für den Warenverkehr mit der Insel, wovon nicht allein britische Kaufleute profitierten. Auch kubanische Produzenten konnten nun für ihre Erzeugnisse, vor allem Zucker und Tabak, auf den Märkten des britischen Empires bessere Preise erzielen als zuvor. In umgekehrter Richtung gelangten britische Produkte nun legal und zu wesentlich günstigeren Preisen auf die Insel. Zu den begehrtesten „Importgütern“ gehörten afrikanische Sklaven, die jetzt direkt von britischen Händlern auf der Insel angeboten wurden, was den Aufstieg der kubanischen Plantagenwirtschaft in den folgenden Jahrzehnten begünstigte.⁶⁰

⁵⁶ Die Zahlen nach McNeill: *Mosquito Empires* (wie Anm. 35), S. 185 f.

⁵⁷ Ebd., S. 186.

⁵⁸ Parcero Torre: *Pérdida* (wie Anm. 9), S. 149–166; Calleja/O'Donnell: *La Habana* (wie Anm. 9), S. 181–196; Emilio Roig de Leuchsenring (Hg.): *La dominación inglesa en la Habana. Libro de Cabildos, 1762–1763*. Havanna 1919.

⁵⁹ Dazu ausführlich Hernández González: *Otra guerra* (wie Anm. 48).

⁶⁰ Die positiven Effekte der britischen Besatzung betonten Roig de Leuchsenring (Hg.): *Dominación inglesa* (wie Anm. 58), S. 46–53; Hugh Thomas: *Cuba. The Pursuit of Freedom*. New York 1998, S. 42–57.

Allerdings sind die unmittelbaren Effekte der britischen Besatzung und ihre mittel- und langfristigen Folgen für die ökonomische Entwicklung der Insel vielfach überschätzt worden.⁶¹ So haben neuere Studien gezeigt, dass der Ausbau der kubanischen Zuckerproduktion bereits vor der Eroberung Havannas einsetzte und das beschleunigte Wachstum dieses Sektors seit dem Ende des 18. Jahrhunderts keine direkte Folge der britischen Okkupation war.⁶² Überdies hatte die illegale Einfuhr von Sklaven durch britische Händler vor der Invasion offenbar einen größeren Umfang als bisher angenommen. Die Eroberung und Besetzung Havannas stellte auch in dieser Hinsicht keinen so gravierenden Einschnitt dar wie oftmals unterstellt, sondern führte eher zu einer Intensivierung der bereits bestehenden Handels- und Austauschbeziehungen zwischen der Insel und dem britischen Kolonialreich. Folgenreicher als die nicht einmal elf Monate währende britische Besatzung waren dagegen die Maßnahmen, die die spanische Regierung nach der Wiedererlangung Havannas ergriff, um sich im Wettstreit der Kolonialmächte zu behaupten. Dazu gehörte nicht zuletzt die gezielte Ausweitung des Sklavenhandels und der Plantagenwirtschaft.⁶³

Auch wenn es auf den ersten Blick den Anschein hat, als sei es in Havanna zu einem Aufeinandertreffen zweier unterschiedlicher Modelle imperialer Herrschaft gekommen, so ist dieses Bild doch in zweierlei Hinsicht zu relativieren. *Erstens* gab es, wie gerade ausgeführt, schon vor der britischen Eroberung Havannas enge Verflechtungen und Austauschprozesse zwischen beiden Imperien, was den vermeintlichen *clash of empires* des Jahres 1762 in einem anderen Licht erscheinen lässt. Von solchen transimperialen Verflechtungen einmal abgesehen, haben *zweitens* vergleichende Studien gezeigt, dass es neben den augenfälligen Unterschieden auch zahlreiche Gemeinsamkeiten zwischen der spanischen und der britischen Kolonialherrschaft in Amerika gab.⁶⁴ Der Siebenjährige Krieg bedeutete für Sieger und Besiegte gleichermaßen eine Zäsur und zwang beide Imperien zu Reformen und Veränderungen im Verhältnis zwischen Kolonien und Mutterland. Das heißt aber gerade nicht, dass die Unterlegenen das vermeintlich erfolgreichere Modell der Sieger adaptiert hätten. Im britischen Fall konnten die Reformbemühungen den baldigen Abfall der nordamerikanischen Kolonien bekanntlich nicht verhindern. Und auch bei der zweiten großen Kolonialmacht auf dem amerikanischen Kontinent bereiteten die nach 1762 eingeleiteten Reformen vielerorts den Boden für die späteren Unabhängigkeitsbewegungen – nicht so allerdings auf Kuba.

⁶¹ Kritisch bereits José Manuel Ximeno: El juicio de los historiadores sobre la toma de La Habana por los ingleses. In: Boletín del Archivo Nacional de Cuba 58 (1962), S. 93–108. Vgl. auch Parcero Torre: Pérdida (wie Anm. 9), S. 167–171; Calleja/O'Donnell: La Habana (wie Anm. 9), S. 184–191.

⁶² Mercedes García Rodríguez: Entre haciendas y plantaciones. Orígenes de la manufactura azucarera en La Habana. Havanna 2007.

⁶³ Vgl. dazu jetzt ausführlich Schneider: Occupation (wie Anm. 9), S. 8–10 und passim.

⁶⁴ John H. Elliott: Empires of the Atlantic World. Britain and Spain in America, 1492–1830. New Haven 2006, S. 292–324; Vgl. auch Kendall W. Brown: Guerra, impuestos y reformas financieras. Las colonias españolas e inglesas del siglo XVIII. In: Histórica 39 (2015) 2, S. 117–150.

Im Mutterland löste die Kapitulation Havannas zunächst einen veritablen Schock aus. Die erfolgreiche Belagerung und Eroberung eines der bestbefestigten Plätze des spanischen Imperiums erschien den Zeitgenossen als eine Demonstration britischer Überlegenheit: Großbritannien hatte unter Beweis gestellt, dass es in der Lage war, binnen weniger Monate ein gewaltiges Invasionsheer in jeden beliebigen Teil der Welt zu entsenden. Nur zwei Monate nach der Kapitulation Havannas gelang es den Briten überdies, auch Manila zu erobern. Die frühere Weltmacht Spanien schien dem nicht viel mehr entgegenzusetzen zu haben als mehr oder weniger starke Festungsmauern – und Moskitos. Es sollte zwar noch lange dauern, bis das britische Empire lernte, sich auch gegen diesen biologischen Gegner zu behaupten. Auf spanischer Seite aber war man sich mehr denn je darüber im Klaren, dass es tiefgreifender Reformen bedurfte, um sich derartiger Angriffe künftig aus eigener Kraft erwehren zu können. Der Schock von 1762 gab den bourbonischen Reformbemühungen neue Impulse, die freilich schon vor dem Siebenjährigen Krieg eingesetzt hatten und sich dabei dezidiert an französischen, und nicht etwa an britischen Vorbildern orientierten.⁶⁵ Im militärischen Bereich galt außerdem Preußen, vermittelt durch die Erfahrungen spanischer Militärbeobachter während des Siebenjährigen Krieges, als Ideal.⁶⁶

Eine Vorreiterrolle für die Reformen in Hispanoamerika kam dabei einmal mehr Kuba beziehungsweise Havanna zu, das die Spanier im Frieden von Paris im Austausch gegen Florida zurückerhielten. Madrid entsandte umgehend einen neuen Gouverneur auf die Insel, den Conde de Ricla, begleitet von zahlreichen Militärexperten, zu deren vorrangigen Aufgaben der Wiederaufbau und die Modernisierung der Festungsanlagen gehörten.⁶⁷ Auf der strategisch wichtigen Anhöhe von La Cabaña wurde mit dem Bau einer gewaltigen neuen Festung begonnen. Die 1774 fertiggestellte Fortaleza de San Carlos übertraf an Größe und Ausstattung alles bisher Dagewesene.⁶⁸ Gleichzeitig wurde auch die Garnison erheblich verstärkt und das Milizwesen reformiert. Maßgeblichen Anteil daran hatte der irischstämmige Militär Alejandro O'Reilly. Die neuen Milizen, dem kolonialen System der *castas* entsprechend aus getrennten Regimentern von Weißen (*blancos*), Mulatten (*pardos*) und freien Schwarzen (*morenos libres*) bestehend, erhielten nach dem Vorbild der Provinzialmilizen im Mutterland erstmals Uniformen, reguläre Waffen und Ausrüstung sowie eine militärische Ausbildung durch erfahrene

⁶⁵ Pearce: Origins (wie Anm. 13); Kuethe/Andrien: Spanish Atlantic World (wie Anm. 13); Luis García Navarro: Las reformas borbónicas en América. El plan de intendencias y su aplicación. Sevilla 1995.

⁶⁶ Vgl. dazu den Beitrag von Sascha und Katrin Möbius in diesem Band.

⁶⁷ Allan J. Kuethe: Cuba 1753–1815. Crown, Military, and Society. Knoxville 1986, S. 24–49; Parcero Torre: Pérdida (wie Anm. 9), S. 217–235; Pedro Luengo: Military Engineering in Eighteenth-Century Havana and Manila. The Experience of the Seven Years War. In: War in History 24 (2017), S. 4–27.

⁶⁸ Parcero Torre: Pérdida (wie Anm. 9), S. 219f.; Julio Albi: La defensa de las Indias, 1764–1799. Madrid 1987, S. 55f.; Pedro Cruz Freire: Silvestre Abarca y el fuerte de San Carlos de la Cabaña en La Habana. In: Sandra Olivero Guidobono/José Luis Caño Ortigosa (Hg.): Temas americanistas. Historia y diversidad cultural. Sevilla 2015, S. 607–618.

Offiziere.⁶⁹ Dies barg aus Sicht der Metropole freilich auch ein potenzielles Risiko: Die gut ausgebildeten Milizionäre könnten sich gegebenenfalls auch effektiver gegen die Kolonialmacht erheben. Dass diese Sorge nicht unbegründet war, sollte sich in den Unabhängigkeitskriegen zeigen, die nur wenige Jahrzehnte später den südamerikanischen Kontinent erschütterten.⁷⁰ Auf Kuba aber gelang es der spanischen Krone erfolgreich, sich durch Vergabe von Offiziersrängen, Titeln, Privilegien sowie durch weitreichende Zugeständnisse der Loyalität der kreolischen Eliten zu versichern. Diese Maßnahmen verschlangen viel Geld, weshalb zum einen neue Steuern eingeführt wurden und die Finanzverwaltung gestrafft werden musste. Zum anderen lockerte man auf Drängen der lokalen Eliten aber auch das zuvor existierende Handelsmonopol und gestattete Kuba nun den freien Handel mit insgesamt neun spanischen Städten sowie die Direkteinfuhr bestimmter Produkte durch Neutrale.⁷¹ Bei dieser Maßnahme spielte das britische Vorbild beziehungsweise spielten die während der britischen Besatzung gemachten Erfahrungen durchaus eine Rolle.⁷² 1789 kam es dann auch, wie von den kubanischen Eliten gefordert, zur völligen Freigabe des Sklavenhandels, ein Geschäft, aus dem sich der Marktführer Großbritannien allerdings schon 1807 durch ein einseitiges Verbot zurückziehen sollte. Spanien und seine Kolonien beschritten dagegen andere Wege.⁷³ Kuba sollte sich im 19. Jahrhundert zur erfolgreichsten Sklavenökonomie der Karibik und zum größten Zuckerproduzenten der Welt entwickeln.⁷⁴ Auch wenn dies keine unmittelbare Folge der britischen Eroberung von Havanna war, so begünstigten die Ereignisse des Jahres 1762 diese Entwicklung zumindest indirekt.⁷⁵

Abstract

On 13 August 1762 a British expeditionary force conquered the city of Havana after besieging the town and its fortresses for two months. The loss of this prestigious bridgehead, the “key to the New World,” as contemporaries called Havana, caused profound shock in Madrid. The humiliating defeat, only eight months after Spain had entered the Seven Years’ War in support of France, seemed to reveal the flaws of an economically, administratively, and militarily retrograde empire help-

⁶⁹ Johann Hellwege: Die spanischen Provinzialmilizen im 18. Jahrhundert. Boppard 1969.

⁷⁰ Vgl. Luis Navarro García: *Nobleza criolla y milicia en México*. In: *Temas americanistas* 15 (2002), S. 56–74.

⁷¹ Kueth: Cuba (wie Anm. 67), S. 50–77; ders./Gordon Douglas Inglis: Absolutism and Enlightened Reform. Charles III, the Establishment of the Alcabala and Commercial Reorganization in Cuba. In: *P&P* 109 (1985), S. 118–143; Parcero Torre: *Pérdida* (wie Anm. 9), S. 243–251.

⁷² Kueth: Cuba (wie Anm. 67), S. 53 f.; Schneider: *Occupation* (wie Anm. 9), S. 190–195, S. 251 f.

⁷³ Dem von den Briten vorangetriebenen internationalen Verbot des Sklavenhandels schlossen sie sich nur zögerlich an. Auf Kuba wurde die Sklaverei erst 1880 offiziell verboten.

⁷⁴ Ada Ferrer: *Cuban Slavery and Atlantic Antislavery*. In: *Review of the Fernand Braudel Centre* 31 (2008), S. 267–295 [wieder in: Josep M. Fradera/Christopher Schmidt-Nowara (Hg.): *Slavery and Antislavery in Spain’s Atlantic Empire*. New York 2013, S. 134–157].

⁷⁵ Vgl. dazu ausführlich Schneider: *Occupation* (wie Anm. 9).

lessly exposed to the fine-tuned British military machine. Many eighteenth-century contemporaries perceived the loss of Havana in exactly this way; this one-sided view survives in current historiography, too. More often overlooked, though, is the fact that the success of the British expedition was not always as certain – and the defenders' situation not as desperate – as the Spanish authorities later claimed. Subsequent Spanish reform efforts, often interpreted as a direct consequence of the disastrous defeat of 1762, built on foundations already laid before the war. Against this backdrop, this chapter re-evaluates the British assault on Havana and its consequences, paying special attention to environmental factors that have long been neglected. It also considers whether or not the British conquest and occupation of Havana involved a confrontation between two different models of imperial rule.

Horst Carl

Mikro- und Makroperspektiven auf eine standardisierte Situation – Okkupationserfahrungen im Siebenjährigen Krieg im Vergleich

Okkupation im Siebenjährigen Krieg: Der verwaltete Krieg

Wenn die Schlachten geschlagen sind, ist der Krieg noch nicht zu Ende – das Resultat der Schlachten, die Eroberung feindlichen Gebietes, wird ja noch zu Kriegzeiten virulent, und dann stellt sich die Frage, was der Schlachtensieger mit seinem Erfolg, der Kontrolle feindlichen Gebietes, anfängt. Im Siebenjährigen Krieg führten siegreiche Schlachten oder erfolgreiche Feldzüge überdurchschnittlich häufig zur militärischen Besetzung feindlichen Gebietes;¹ ein Charakteristikum war darüber hinaus, dass die Kriegsgegner je nach Kriegslage und Kriegsschauplatz auch wechselseitig als Besatzungsmacht oder Opfer einer Besatzung auftraten. Lange Besatzungsperioden finden sich in Gestalt der Okkupation Ostpreußens

¹ Einen ersten historischen Überblick zum Thema „militärische Okkupation“ bietet der Band von Günther Kronenbitter/Markus Pöhlmann/Dierk Walter (Hg.): *Besatzung. Funktion und Gestalt militärischer Fremdherrschaft von der Antike bis zum 20. Jahrhundert*. Paderborn 2006. Wenig ergiebig ist dagegen Eric Carlton: *Occupation. The Policies and Practices of Military Conquerors*. London 1992. Auch die neueren Synthesen von Peter M. R. Stirk: *The Politics of Military Occupation*. Edinburgh 2009, und ders.: *A History of Military Occupation from 1792 to 1914*. Edinburgh 2016, bleiben defizitär, weil sie die Frühe Neuzeit weitgehend ausblenden und erst mit den französischen Revolutionskriegen einsetzen. Dass dies empirisch und konzeptionell wenig sinnvoll ist, macht schon der Band von Markus Meumann/Jörg Rogge (Hg.): *Die besetzte res publica. Zum Verhältnis von ziviler Obrigkeit und militärischer Herrschaft in besetzten Gebieten vom Spätmittelalter bis zum 18. Jahrhundert*. Berlin 2006, deutlich; zu den frühneuzeitlichen Kontinuitäten vgl. Horst Carl: *Französische Besatzungsherrschaft im Alten Reich. Völkerrechtliche, verwaltungs- und erfahrungsgeschichtliche Kontinuitätslinien französischer Okkupationen am Niederrhein im 17. und 18. Jahrhundert*. In: *Francia* 23 (1996), S. 33–64; ders.: *Okkupation*. In: *Enzyklopädie der Neuzeit*, Bd. 9 (2009), Sp. 382–389; Simon Karsten: *Zwischen Okkupation und legitimer Herrschaft. Politische Kommunikation beim Einzug Karl Josephs von Lothringen in Trier*. In: *Francia* 41 (2014), S. 153–176; Phil McCluskey: *Absolute Monarchy on the Frontiers. Louis XIV. Military Occupations of Lorraine and Savoy*. Basingstoke 2013. Zur Okkupationspolitik im Siebenjährigen Krieg fehlt bislang eine übergreifende Darstellung, doch finden sich Einzeldarstellungen zu den jeweiligen besetzten Gebieten durchaus in beträchtlicher Zahl. Sie machen nicht zuletzt deutlich, dass gerade aus landesgeschichtlicher Perspektive Okkupationen als einschneidende Ereignisse wahrgenommen und erinnert worden sind – also eher aus einer lokal oder regional begrenzten (Mikro-)Perspektive.

durch Russland (1758–1762),² der westfälischen Bistümer durch die Alliierten (mit Unterbrechungen 1758–1762),³ Hannovers und Hessen-Kassels durch Frankreich (zwischen 1757 und 1762, jeweils mit Unterbrechungen)⁴ oder der preußischen Westprovinzen durch Österreicher und Franzosen (1757–1763).⁵ Am bekanntesten und folgenschwersten ist die lange Besetzung Sachsens durch Preußen gewesen, die von 1756–1761 währte, in einigen Landesteilen sogar durchgängig bis zum Kriegsende 1763.⁶ Dazu kann man ergänzend auch noch die Okkupation neutraler Territorien oder Reichsstädte aufzählen, beispielsweise Frankfurts und Kölns⁷ durch die Franzosen (1758–1762) oder auch des neutralen Hessen-Darmstadts, dessen Landesfestung Gießen die Franzosen ebenfalls von 1758 bis 1762 besetzt hielten.⁸

Das Phänomen militärischer Okkupation war im Siebenjährigen Krieg keineswegs neu, alle beteiligten europäischen Mächte verfügten über entsprechende Erfahrungen. Diese dezidiert frühneuzeitliche Errungenschaft⁹ hing funktional mit

² Zu Ostpreußen Xaver von Hasenkamp: Ostpreußen unter dem Doppelaar. Historische Skizze der Invasion Ostpreußens in den Tagen des siebenjährigen Krieges. Königsberg 1866; Georg von Frantzius: Die Okkupation Ostpreußens durch die Russen im siebenjährigen Kriege mit besonderer Berücksichtigung der russischen Quellen. Diss. Berlin 1916; Stefan Hartmann: Die Rückgabe Ostpreußens durch die Russen 1762. In: Zeitschrift für Ostforschung 36 (1987), S. 405–433; Francine-Dominique Liechtenhan: Sollte Ostpreußen ins russische Reich integriert werden? Zur Geschichte der deutsch-russischen Beziehungen im Siebenjährigen Krieg. In: Frantisek Stellner u. a. (Hg.): Deutsch-Russische Beziehungen. Beiträge der Internationalen Konferenz in Prag vom 24.–25. November 2005. Prag 2007, S. 21–30.

³ Aegidius Huppertz: Münster im Siebenjährigen Krieg, insbesondere die beiden Belagerungen des Jahres 1759. Münster 1908; Alfred Stoffers: Das Hochstift Paderborn zur Zeit des siebenjährigen Krieges. In: Westfälische Zeitschrift 69 (1911), S. 1–90 sowie 70 (1913), S. 68–182.

⁴ Charles W. Ingrao: The Hessian Mercenary State. Ideas, Institutions and Reform under Frederick II, 1760–1785. Cambridge 1987; Günter Hollenberg (Bearb.): Hessen-Kasselische Landtagsabschiede 1649–1798. Marburg 1989, S. 360–424; Horst Carl: Des ennemis familiers. Arrangements avec les Français pendant la Guerre de Sept Ans et les guerres révolutionnaires. In: Jean-François Chanut/Christian Windler (Hg.): Les ressources des faibles. Neutralités, accommodements en temps de guerre (XVI^e–XVIII^e siècles). Rennes 2009, S. 361–383.

⁵ Horst Carl: Okkupation und Regionalismus. Die preußischen Westprovinzen im Siebenjährigen Krieg. Mainz 1993.

⁶ Ernst Kroker: Leipzig im Siebenjährigen Kriege. In: Gustav Wustmann (Hg.): Quellen zur Geschichte der Stadt Leipzig. Bd. 2. Leipzig 1895, S. 387–502; Claus Legal/Gert Legal: Friedrich II. Der Fall Hubertusburg. Rudolstadt 2012; Caroline Köhler: Die Besetzung Leipzigs im November/Dezember 1745. In: Leipziger Geschichtsverein (Hg.): Leipziger Stadtgeschichte. Jahrbuch 2017. Leipzig 2018, S. 81–119 (mit Vergleichen zum Siebenjährigen Krieg).

⁷ Gerd Schwerhoff: Köln im Ancien Régime 1686–1794. Köln 2017, S. 224–252.

⁸ Jürgen Rainer Wolf: Festung und Nebenresidenz. In: Ludwig Brake u. a. (Hg.): 800 Jahre Giesener Geschichte 1197–1997. Gießen 1997, S. 410–445, hier: S. 431–436.

⁹ Zur Herausbildung völkerrechtlicher Standards einer Okkupation in der Frühen Neuzeit Irénée Lameire: Théorie et pratique de la conquête dans l'ancien droit. Etude du droit international ancien. 5 Bde. Paris 1902–1911; Heinhard Steiger: „Occupatio bellica“ in der Literatur des Völkerrechts der Christenheit (Spätmittelalter bis 18. Jahrhundert). In: Meumann/Rogge (Hg.): Besetzte res publica (wie Anm. 1), S. 201–240. Die klassische Studie zur Okkupationspraxis des 17. und 18. Jahrhunderts ist Hubert Van Houtte: Les occupations étrangères en Belgique sous l'Ancien régime. 3 Bde. Gent/Paris 1930.

dem Unterhalt der immer größeren Armeen seit dem 16. Jahrhundert zusammen, speziell mit ihrer Versorgung in Feindesland. Die Genese lässt sich dabei grob so zusammenfassen, dass die Versorgungsgrundlage der Armeen immer weiter räumlich ausgedehnt werden musste und schließlich auch Regionen, in denen die Armee eigentlich gar nicht präsent war, zur Versorgung und Finanzierung herangezogen wurden. Aber auch zeitlich wurden die Finanzierungsgrundlagen immer weiter entgrenzt, indem finanzielle Ressourcen, die aktuell nicht vorhanden waren, für den Unterhalt der Armeen beansprucht wurden: Mittels Anleihen wurde Geld, das erst in der Zukunft erwirtschaftet werden sollte, mobilisiert. Diese Entwicklung wiederum hing aufs Engste mit der Genese von Kontributionen und territorialen Kriegssteuern zusammen.¹⁰

Verwaltung unter Kriegsbedingungen bedeutete nicht zuletzt, dass der Okkupant die öffentliche Ordnung gewährleisten musste, damit die Ausbeutung des besetzten Gebietes in geregelten Formen vorstattengehen konnte. Dies war Voraussetzung einer effizienten Ausbeutung. In der Vollmacht für den Chef einer Okkupationsregierung, wie sie von den europäischen Mächten des 18. Jahrhunderts bereits routinemäßig erteilt wurde, findet sich dieser funktionale Zusammenhang wie folgt formuliert: Die Einsetzung einer eigenen Besatzungsregierung sei nötig „zu Einführung guter Ordnung und Vermeidung alles willkürlichen Verfahrens“. Die Kompetenzen der Administration erstreckten sich auf das „politicum“, das „militare“, das „camerale“ sowie die Justiz. An einer primär fiskalischen Zielsetzung wurde jedoch kein Zweifel gelassen: „Obwohlen unsere Absicht und Willens-Meynung nicht ist, denen dortigen Insassen die äußersten Drangsalen widerfahren, noch über ihre Kräfte beschwären zu lassen, sondern vielmehr deren Liebe, so viel möglich zu gewinnen, so ist dennoch von Unserer Administration fürnehmlich dahin anzutragen, dass all thunlicher Nutzen aus disen Landen gezogen [werde].“ Als Legitimation gegenüber den Untertanen allerdings reichte das eigene fiskalische Interesse alleine nicht aus, stattdessen wurde die Aufrechterhaltung der „Gott geheiligten Justiz“ ins Feld geführt. Auch hier waren nicht altruistische Intentionen handlungsleitend, bewies doch die „Erfahrung, dass mit Ordnung abgeforderte schwähere Gaben leichter [...] ertragen [...] werden“.¹¹

Wenn Besatzungssituationen aufgrund dieser Grundkonstellationen in einer Makroperspektive als gleichsam standardisierte Situation mit einer spezifischen Handlungslogik – der maximalen Ausbeutung eines besetzten Gebietes – erscheinen, lassen sich Besatzungsregime unter einer entsprechenden Fragestellung auf regionaler und territorialer Ebene vergleichen. Als korrelierende Mikroperspektive dient dann die Untersuchung der kleinräumigen Auswirkungen einer Besatzungssituation „vor Ort“, beispielsweise in einer bestimmten Stadt oder einem Dorf.

¹⁰ Horst Carl: Brandschatzung. In: Enzyklopädie der Neuzeit, Bd. 2 (2005), Sp. 385–388; ders.: Kontribution. In: Enzyklopädie der Neuzeit, Bd. 6 (2007), Sp. 1161–1164.

¹¹ Instruktion für Graf Johann Anton von Pergen als Leiter der österreichischen Besatzungsregierung in den preußischen Westprovinzen, 24. 4. 1757, zitiert nach Horst Carl: Militärische Okkupation im 18. Jahrhundert – Anmerkungen zu einer spezifischen Situation. In: Meumann/Rogge (Hg.): Besetzte res publica (wie Anm. 1), S. 351–362, hier: S. 350.

Eine solche Relation von Makro- und Mikroperspektive kann aber auch auf Akteursebene geschehen: Wenn als strukturelles Merkmal einer Besatzungssituation die Konfrontation von Militär und Zivilbevölkerung herausgestellt wird, können auf einer Makroebene beispielsweise Fragen nach den Bedingungen für gewaltsamen Widerstand der Untertanen gegen eine Besatzungsmacht gestellt werden. In der Frühen Neuzeit etwa waren der oberösterreichische Bauernkrieg von 1626, der bayerische Bauernaufstand von 1705 oder auch die belgischen Bauernaufstände von 1798 Folgen rigider Besatzungsregime. Die Regel aber war bewaffneter Widerstand von Untertanen gegen eine Besatzungsmacht in der Frühen Neuzeit nicht und schon gar nicht im Siebenjährigen Krieg, in dem dies eine Ausnahme darstellte.¹² Für diesen Befund lassen sich mehrere Gründe anführen: das Fehlen religiöser oder ideologischer Polarisierungen sowie die strikte Trennung zwischen Kombattanten und Nicht-Kombattanten auf den europäischen Kriegsschauplätzen, die das Militär aufgrund seiner technischen und organisatorischen Überlegenheit durchsetzen konnte, sodass die Schwelle zum bewaffneten Widerstand hoch blieb.

Besatzungserfahrungen im Siebenjährigen Krieg und damit Mikroperspektiven auf die Interaktionen von Besatzern und Besetzten sind deshalb weniger von solch dramatischen Zuspitzungen geprägt, als vielmehr von einer Veralltäglichen des Zusammenlebens von Fremden und Einheimischen. Selbstzeugnisse als Quellen für solche Mikroperspektiven bieten deshalb gerade im Siebenjährigen Krieg ein vergleichsweise breites Spektrum an wechselseitigen Wahrnehmungen, die von offenkundiger Feindschaft und Xenophobie bis zu partieller Attraktion und Momenten der Faszination reichten. Die autobiografischen literarischen Ausgestaltungen solcher Besatzungserfahrung bei Goethe, Lessing oder dem bekannten Musiker Johann Friedrich Reichardt spiegeln solch ambivalente Erfahrungen wider.¹³ Dass mit zunehmender Dauer einer Besatzungssituation Veralltäglichen einhergingen, verweist wiederum auf die Trias von Herrschaft, Verwaltung und Alltag, die im bekannten Diktum von Max Weber – „Herrschaft ist im Alltag primär: Verwaltung“¹⁴ – zum Ausdruck kommt. Militärische Okkupationen lassen sich somit geradezu als Experiment für die Frage nutzen, wie unter den verschärften Bedingungen einer Kriegssituation alltägliche Herrschaft durch Verwaltung praktiziert wurde. Das wiederum rechtfertigt es, einen spezifischen Blick auf die

¹² So bei der Invasion Ostfrieslands durch ein französisches Freikorps 1761; Carl: Okkupation und Regionalismus (wie Anm. 5), S. 232–237.

¹³ Johann Wolfgang von Goethe: *Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit*. Ausgabe Weimar 1898. Bd. 1, S. 130–177; Gotthold Ephraim Lessing: *Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen*. Berlin 1767; Günter Hartung (Hg.): *Johann Friedrich Reichardt. Autobiographische Schriften*. Halle a. d. S. 2002, S. 13–16. Zur Ambivalenz frühneuzeitlicher Besatzungserfahrungen vgl. Carl: *Französische Besatzungsherrschaft* (wie Anm. 1), S. 60–64; ders.: *Enemies familiars* (wie Anm. 4); ders.: *Kultivierte Scheusale. Französische Besatzer in frühneuzeitlichen Erinnerungskulturen*. In: Kirsten Dickhaut/Stephanie Wodianka (Hg.): *Geschichte – Erinnerung – Ästhetik. Festschrift für Dietmar Rieger zum 65. Geburtstag*. Tübingen 2010, S. 35–47.

¹⁴ Max Weber: *Wirtschaft und Gesellschaft*. Tübingen 1956, S. 128.

Akteure zu werfen, die solche Verwaltung organisierten, und dies waren nicht nur die Repräsentanten der Besatzungsmacht, sondern auch die verbliebenen einheimischen Beamten.

Besatzungsverwaltungen

Die Funktionen einer Besatzungsverwaltung zwischen den Polen einer Ausbeutung der Ressourcen für den Unterhalt der Armee aus Feindesland einerseits und der Aufrechterhaltung der Ordnung und damit der Wahrnehmung von Justiz und Hoheitsrechten andererseits riefen zwangsläufig ein strukturelles Problem hervor, das bis in die Gegenwart für Besatzungsregimes charakteristisch ist: Sollte sie eine militärische Behörde sein, vom Militär verantwortlich geführt, oder eine zivile Regierungsbehörde? Ein vergleichender makroperspektivischer Blick auf die Besatzungsverwaltungen im Siebenjährigen Krieg zeigt, dass beide Varianten durchgespielt wurden, am deutlichsten bei der gemeinsamen Okkupation der preußischen Westprovinzen durch Franzosen und Österreicher.¹⁵ In Besitz genommen wurden die preußischen Provinzen am Niederrhein und in Westfalen einschließlich Ostfrieslands beim französischen Vormarsch 1757 im Namen des Hauses Habsburg, denn dieses war Kriegsgegner Preußens. Die Franzosen agierten gegen den Preußenkönig lediglich unter dem Titel einer Auxiliarmacht. Ganz anders verhielt es sich bei den gleichfalls 1757 von der französischen Armee besetzten landgräfllich-hessischen und hannoverschen Gebieten, denn gegen Hessen und Hannover als Verbündete des Kriegsgegners England führte Frankreich seinen eigenen Krieg. Hier nahmen die Franzosen denn auch ohne Zögern die gesamte Okkupationsverwaltung in ihre Hand. In den preußischen Westprovinzen hingegen administrierte eine österreichische zivile Besatzungsregierung unter dem Grafen Pergen Hoheitsrechte und Justiz, während die finanzielle Ausbeutung den Franzosen zum Unterhalt ihrer Armeen überlassen wurde.

Die Franzosen wiederum suchten zunächst – wie sie dies schon in Belgien mit einigem Erfolg zwischen 1746 und 1748 praktiziert hatten –, ein Konsortium von Fermiers (Steuerpächtern) mit der finanziellen Ausbeutung der besetzten Gebiete zu betrauen. Obwohl die französischen Steuerpächter als besonders skrupellose und effiziente Steuereintreiber galten, scheiterte dieses Experiment rasch. Sie mussten erfahren, dass ihre Gewinnmargen sich nicht realisieren ließen, solange einzelne Militärkommandeure Natural- und Geldkontributionen ausschrieben und dadurch für die Fermiers keinerlei Möglichkeit bestand, größere Geldbeträge über Kriegssteuern im Lande einzutreiben. Dies gelang erst durch die Vereinbarung langfristiger (jährlicher) Kontributionszahlungen mit den kleve-märkischen Ständen ab 1759. Da Bestandteil dieser Kontributionsvereinbarungen auch Naturallieferungen waren, gab es seitdem eine gemeinsame Organisation von Naturallieferungen und Geldeinnahmen aus einer Hand. Zuständig für den Abschluss

¹⁵ Zum Folgenden Carl: Okkupation und Regionalismus (wie Anm. 5), S. 88–136.

und die Einnahme aber war die französische Militäradministration, genauer der Armeeintendant mit seinem Stab von Kriegskommissaren, die Fermiers blieben außen vor. Die Einschaltung französischer Steuerfachleute, die Einnahmen pachten sollten, wurde während des Krieges nur noch als Drohung vorgebracht, wenn es darum ging, von den Ständen und Repräsentanten der besetzten Provinzen die geforderten Kontributionssummen bewilligt zu bekommen.¹⁶

In Sachsen wiederum, das der Preußenkönig 1756 „en depot“ nahm – womit er eine militärische zu einer juristischen Kategorie machte –, richteten die Preußen ein sogenanntes Generalfeldkriegsdirektorium unter Leitung eines Mitglieds der preußischen Zentralverwaltung, Friedrich Wilhelm von Borcke, ein.¹⁷ Dieser war ein erfahrener, gleichwohl nicht gänzlich unbescholtener Verwaltungsfachmann, da er unter Friedrich Wilhelm I. in einen spektakulären Korruptionsskandal verwickelt gewesen war.¹⁸ Trotz des martialischen Titels handelte es sich um eine zivile Behörde, die die Steuereinnahmen des Landes verwalten sollte und zu diesem Zweck mit den sächsischen Ständen über die Höhe jährlicher Kontributionszahlungen – also Kriegssteuern – verhandelte. Sie stand von Anfang an in Konkurrenz zu den Kriegskommissariaten der Armee, die den Unterhalt der einquartierten Truppen organisierten und deshalb beispielsweise unmittelbar mit Heereslieferanten vor Ort Verträge abschlossen. Da diese Vereinbarungen nicht zuletzt von den lokalen Gemeinden erfüllt werden mussten, gingen sie zu Lasten der Kriegssteuern, die dann in Sachsen genauso wenig wie in den preußischen Westprovinzen in der vereinbarten Höhe eingingen. Auch auf preußischer Seite hatte in dieser Konkurrenz zwischen ziviler und militärischer Administration die zivile Besatzungsbehörde letztlich das Nachsehen. Friedrich der Große wurde zusehends unzufrieden mit den defizitären Einnahmen des Generalfeldkriegsdirektoriums und unterstellte Borcke schließlich, er habe sich von den sächsischen Ständen bestechen lassen, um die preußischen Kontributionsforderungen nicht mit aller Schärfe einzutreiben. Belegen lässt sich dies nicht, auch wenn Borcke notorisch korrupt war – aber im Hintergrund ging es um einen Systemkonflikt zwischen den unmittelbaren Anforderungen der Armee, für die die Kriegskommissariate zuständig waren, und den Maximen einer längerfristigen und nachhaltigen finanziellen Ausbeutung des besetzten Gebietes über Kriegssteuern.¹⁹

Als Preußen nach dem Verlust Dresdens 1760 nur noch einen Teil Sachsens behauptete, wurde das Generalfeldkriegsdirektorium aufgelöst und Borcke entlassen.

¹⁶ Ebd., S. 150–194; zur französischen Militäradministration und ihren Mängeln im Siebenjährigen Krieg Lee Kennett: *The French Armies in the Seven Years' War. A Study in Military Organisation*. Durham 1967.

¹⁷ Grundlegend ist Reinhold Koser: *Die preußischen Finanzen im Siebenjährigen Krieg*. In: FBPG 13 (1900), S. 157–271, S. 329–375; vgl. auch Carl: *Okkupation und Regionalismus* (wie Anm. 5), S. 200f.

¹⁸ Wilhelm Stölze: *Zwei preußische Oberpräsidenten in Rheinland-Westfalen im 18. Jahrhundert* (Friedrich Wilhelm von Borcke und Karl Freiherr vom Stein). In: *Studien und Versuche zur neueren Geschichte*. Max Lenz gewidmet von Freunden und Schülern. Berlin 1910, S. 207–262.

¹⁹ Carl: *Okkupation und Regionalismus* (wie Anm. 5), S. 200.

Die Ausbeutung des Landes – sowohl was Geld- als auch was Naturalkontributionen anging – wurde nunmehr den Generalkriegskommissariaten und damit der Militäradministration übertragen. Sie konnte sich zwar immer noch auf ressourcenreiche Gebiete Sachsens, vor allem auf das reiche Leipzig stützen, doch mussten auch sie schließlich Konzessionen machen, weil die finanzielle Ausbeutung an Grenzen stieß. Insbesondere mussten die Preußen ab 1760 zugestehen, dass Geldkontributionen in minderwertiger Münze (für deren Produktion Preußen ja selbst verantwortlich war) beglichen wurden.²⁰

Ein Blick auf die Verhältnisse in Hessen und Westfalen komplettiert dieses Bild: Die Franzosen experimentierten nur zu Kriegsbeginn mit einem zivilen Okkupationsregime von Fermiers (Steuerpächtern), die angesichts des Trommelfeuers von Forderungen ihrer militärischen Kollegen ebenso rasch aus ihrem Kontrakt flüchteten wie diejenigen in den preußischen Westprovinzen. In Hannover machte sich 1757 der französische Oberbefehlshaber Duc de Richelieu einen zweifelhaften Namen, weil er die Ausbeutung des besetzten Territoriums zu einer Art Privatgeschäfts machte, indem er auf eigenen Namen und Rechnung Kontributionen ausschreiben ließ und einen florierenden Handel mit Sauvegarde-Patenten, die er den Gemeinden aufnötigte, betrieb. Bei der Armee kam dieses Geld nicht an, was zum raschen Zusammenbruch der französischen Stellung und dem katastrophalen Rückzug im Winter zu Beginn des Jahres 1758 beitrug.²¹ In den folgenden Jahren war es dann auch hier die französische Militärintendanz, die Winterquartiere über längerfristige Kontributionszahlungen, die mit den Ständen vereinbart wurden, organisierte.²²

Die alliierte Armee wiederum besetzte seit 1758 die geistlichen Territorien Westfalens, vor allem die Bistümer Münster und Hildesheim, doch offenbarte hier zunächst die englische Militäradministration große Defizite beim Versuch, diese Gebiete auch finanziell zum Unterhalt der Armee heranzuziehen.²³ Die englischen Offiziere galten als nicht weniger korrupt als ihre französischen Kollegen, und sie versuchten zunächst, die entsprechenden Forderungen vor Ort zu realisieren, ohne dass die Militärintendanz dieses dezentrale Treiben in den Griff bekam. Auch hier führte dies dazu, dass die finanziellen Ressourcen der besetzten Gebiete zunächst in den Taschen der Offiziere verschwanden und nicht bei der Militäradministration zum Unterhalt der Truppen ankamen. Dies änderte sich erst, als der neue Oberbefehlshaber Herzog Ferdinand von Braunschweig-Lüneburg eine eigene Winterquartierkommission bildete, die sich aus preußischen Verwaltungsbeamten zusam-

²⁰ Koser: Finanzen (wie Anm. 17), S. 371 f.

²¹ Horst Carl: „Pavillon de Hanovre“ – Korruption im Militär im 18. Jahrhundert. In: Ronald Asch/Birgit Emich/Jens Ivo Engels (Hg.): Integration – Legitimation – Korruption. Politische Patronage in Früher Neuzeit und Moderne. Frankfurt a. M. 2011, S. 233–246.

²² Hollenberg (Bearb.): Hessen-Kasselische Landtagsabschiede (wie Anm. 4), S. 373–424.

²³ Tony Hayter: England, Hannover, Preußen. Gesellschaftliche und wirtschaftliche Grundlagen der britischen Beteiligung an Operationen auf dem Kontinent während des Siebenjährigen Krieges. In: Bernhard Kroener (Hg.): Europa im Zeitalter Friedrichs des Großen. Wirtschaft, Gesellschaft, Kriege. München 1989, S. 171–192, hier: S. 179–181.

mensetzte; an deren Spitze standen der Kammerpräsident der Provinz Minden, von Massow, und sein Adlatus Rembert Roden. Ihnen gelang es aufgrund intimer Kenntnis der lokalen Gegebenheiten relativ rasch, mit den Ständen der geistlichen Territorien hohe, aber belastbare Kontributionen auszuhandeln.²⁴

Eine Besonderheit in diesem Tableau stellt die russische Besetzung Ostpreußens dar. Nach der kampflosen Preisgabe durch die Preußen übernahm Anfang 1758 zunächst der Armeeoberbefehlshaber Graf Fermor als Generalgouverneur auch die Zivilverwaltung, bevor die russische Zarin im März 1758 einen eigenen Generalgouverneur in Person des baltendeutschen Adligen Nikolaus Friedrich von Korff ernannte.²⁵ Korff, der eine Karriere am Petersburger Hof mit besten Verbindungen zur herrschenden Dynastie vorzuweisen hatte, suchte für die ostpreußischen Stände und speziell den Adel, die russische Herrschaft in möglichst vorteilhaftem Licht erscheinen zu lassen. Sein Verwaltungshandeln war deshalb weniger von der Maxime möglichst intensiver Ausbeutung geleitet als vielmehr von einer reibungslosen Kooperation mit den lokalen Eliten. Die Finanzverwaltung blieb mit Billigung des preußischen Königs in der Hand der vormaligen preußischen Kammer unter dem Kammerpräsidenten von Gumbinnen, Domhardt, der es vermochte, weder das Zutrauen der Besatzungsmacht in seine Kompetenz noch das Vertrauen seines vor- und nachmaligen Dienstherrn zu verspielen.

Nirgends sonst ist eine Besatzungsregierung vergleichsweise zivil aufgetreten und spielten militärische Belange eine solch nachrangige Rolle. Beim heimischen Adel, aber auch bei den städtischen Eliten Königsbergs hatte diese Politik durchaus einigen Erfolg, was sicherlich auch dadurch begünstigt wurde, dass einer der Ansprechpartner Korffs in Königsberg mit Friedrich Alexander von Korff²⁶ ein Abkömmling des preußischen Zweigs der weitverzweigten Familie war. Die Korffs bildeten hier keine Ausnahme, waren die führenden Familien des ostpreußischen Adels wie die Kayserlingk oder Dönhoff doch auch im benachbarten Baltikum oder in Polen etabliert. Offenbar wurden die zwangsläufigen Antagonismen einer Besatzungssituation in Ostpreußen durch die landesübergreifenden Netzwerke des Adels abgemildert oder ausgesetzt, weil wesentliche Akteure transnational

²⁴ Eduard Vogeler: Das Leben des Geheimen Oberfinanzrates und ersten Präsidenten der Oberrechnungskammer Johann Rembert Roden. In: Zeitschrift des Vereins für die Geschichte von Soest und der Börde 25 (1907/1908), S. 1–74, hier: S. 17–63; Christian Heinrich Philipp Edler von Westphalen: Geschichte der Feldzüge des Herzogs Ferdinand von Braunschweig-Lüneburg. Hg. von F. O. H. von Westphalen. Bd. 1. Berlin 1859, S. 113–116.

²⁵ Zu Korffs Person und Amtsführung vgl. Hasenkamp: Ostpreußen (wie Anm. 2), S. 284–364; Frantzius: Okkupation Ostpreußens (wie Anm. 2), S. 46–49, S. 77f.; Hartmann: Rückgabe Ostpreußens (wie Anm. 2), S. 406f.

²⁶ Zu seiner Person vgl. Rolf Straubel: Biographisches Handbuch der preußischen Verwaltungs- und Justizbeamten 1740–1806/15. 2 Bde. München 2009, S. 519. Seine Karriere machte er vor allem nach dem Siebenjährigen Krieg: Als Präsident des Hofgerichts (1766) und der ostpreußischen Regierung (1782) galt er als maßgeblicher Repräsentant der Provinz. Axel E. Walter: Königsberg. In: Wolfgang Adam/Siegrid Westphal (Hg.): Handbuch kultureller Zentren der Frühen Neuzeit. Städte und Residenzen im alten deutschen Sprachraum. Bd. 2. Göttingen 2012, S. 1153–1210, hier: S. 1171.

verortet waren und nationalen oder konfessionellen Zuspitzungen von vornherein wenig Raum gegeben wurde. Gefragt war allenfalls dynastische, aber keine nationale Loyalität.

Korffs Politik einer möglichst großen Schonung des Landes war am Zarenhof allerdings nicht unumstritten, zumal die Versorgung der großen russischen Armee vor allem aus dem neutralen Polen defizitär blieb. Er wurde schließlich als zu preußenfreundlich Ende 1760 von seinem Posten entbunden und nach Petersburg zurückbeordert, doch zu einer fundamentalen Änderung der Besatzungspolitik kam es nicht mehr, weil Russland Anfang 1762 ohnehin die Seiten wechselte. Im beiderseitigen Verhältnis der ostpreußischen Eliten und der russischen Seite war die mehrjährige Besetzung Ostpreußens jedenfalls kein Stein des Anstoßes; der Preußenkönig hingegen hat aus seiner Missbilligung einer zu großen Affinität der ostpreußischen Stände zur russischen Besatzungsmacht nie einen Hehl gemacht.²⁷

Zur Schlüsselrolle der lokalen Beamten und ständischen Eliten

Wenn Besatzungsregime somit wesentlich Gegenstand einer Verwaltungsgeschichte des Krieges sind, dann lassen sich gerade hier auch Neuansätze der Verwaltungsgeschichte aufnehmen, die die Herrschaft vor Ort zum Dreh- und Angelpunkt ihrer Analyse machen.²⁸ Selbst in einer solch ausgesprochen asymmetrischen Konstellation wie der zwischen einer Besatzungsmacht und der unterworfenen Zivilbevölkerung eines feindlichen Landesherrn präsentiert sich konkretes Verwaltungshandeln als Kommunikationspraxis, in der nicht einfach nur Befehle exekutiert wurden, sondern Austauschprozesse zwischen mehr oder weniger machtvollen Akteuren stattfanden. Besatzungsmächte mussten stets aufs Neue erfahren, dass eine effiziente Ausbeutung ohne Informationen über die Ressourcen der besetzten Gebiete unmöglich war. Im 18. Jahrhundert war es folglich erste Aufgabe einer Okkupationsbehörde, sich die regulären Steuererträge zu verschaffen und sich diejenigen zu verpflichten, die diese interpretieren konnten beziehungsweise die beste Kenntnis der Landesverhältnisse hatten: die einheimischen Beamten.

Wenn Informationen von den und über die Untertanen eine Grundvoraussetzung für eine rationale und bürokratische Form der Herrschaftsausübung bildeten, so spitzte sich diese verwaltungsgeschichtliche Grundkonstellation in einer Besatzungssituation noch zu, war es nun doch der von außen kommende „Neuling“, der sich binnen kurzer Zeit – oftmals unter Zwangsandrohung – eine Informations- und Handlungsgrundlage verschaffen musste. Auch hierfür offeriert eine

²⁷ Otto van Baren: Der Zorn Friedrichs des Großen über Ostpreußen. In: *Altpreußische Monatsschrift* NF Bd. 22 (1885), S. 185–217.

²⁸ Markus Meumann/Ralf Prüve: Die Faszination des Staates und die historische Praxis. Zur Beschreibung von Herrschaftsbeziehungen jenseits teleologischer und dualistischer Begriffsbildung. In: dies. (Hg.): *Herrschaft in der Frühen Neuzeit. Umriss eines dynamisch-kommunikativen Prozesses*. Münster 2004, S. 11–49; Stefan Brakensiek/Corinna von Bredow/Birgit Näther (Hg.): *Herrschaft und Verwaltung in der Frühen Neuzeit*. Berlin 2014.

Okkupationssituation reiches Anschauungsmaterial, schlug sich dieses Informationsbedürfnis doch häufig in den Akten der Besatzungsmacht nieder, die einen konzentrierten Einblick in die regionalen und lokalen Gegebenheiten vermitteln und damit das Geschäft des Historikers gleichsam vorwegnehmen. Nicht nur wegen der Quantität und Qualität dieser Quellen, sondern auch in der Beurteilung und Bewertung der jeweiligen Eigenarten durch die Vertreter der Besatzungsmacht bilden diese Akten meist eine sehr aufschlussreiche Lektüre, die die regional- und landesgeschichtliche Perspektive ergänzen kann. Die Daten wurden nicht nur für künftige militärische Auseinandersetzungen archiviert, sondern dienten auch dem Vergleich mit dem eigenen Steuer- und Verwaltungssystem und flossen beispielsweise in die große Steuerenquête des französischen *Contrôleur général* Laverdy von 1765 ein.²⁹

Gerade Okkupationssituationen sind Proben aufs Exempel für die Bedeutung der Beamtenschaft als Mitträger von Herrschaft und eigenständiger mitgestaltender Kraft bei der Formierung moderner Staatlichkeit.³⁰ Im 18. Jahrhundert verfügte selbst die lokale Beamtenschaft in besonders häufig von Okkupation betroffenen Regionen bereits über ein festes Handlungsrepertoire, um mit der Besatzungsmacht eine tragfähige Grundlage für eine geregelte Ausbeutung auszuhandeln. An einem Abgleiten der Situation in ungeregeltes Plündern und dem daraus resultierenden Chaos war keiner Seite gelegen. In einem Manual eines Lokalbeamten der österreichischen Niederlande von 1752 war deshalb festgehalten, wie seine Kollegen bei der Invasion des Territoriums durch die feindliche Armee (in Belgien waren das notorisch die Franzosen) vorgehen sollten: sich möglichst nicht auf die unkoordinierten Forderungen der zahlreichen Offiziere und Kriegskommissare einlassen, sondern so schnell wie möglich versuchen, den Kontakt zum kommandierenden General oder Armeeeintendanten herzustellen, um die ruinösen Einzelorderungen zu kanalisieren.³¹ Dieses Verhalten entsprach durchaus einer Interessenkongruenz zwischen Beamtenschaft und feindlicher Armeeführung, denn auch dieser war nur bedingt daran gelegen, dass Offiziere und Kriegskommissare die unkontrollierbare Situation einer Invasion zur Amortisierung ihrer Kosten zu nutzen suchten. Die Chargen waren gerade in der französischen Armee in der Regel durch Kauf erworben,³² aber auch in allen anderen Armeen – auch in der preußi-

²⁹ Peter Claus Hartmann (Hg.): *Das Steuersystem der europäischen Staaten am Ende des Ancien Régime. Eine offizielle französische Enquête (1763–1768). Dokumente, Analyse und Auswertung. England und die Staaten Nord- und Mitteleuropas.* Zürich/München 1979.

³⁰ So für den Dreißigjährigen Krieg exemplarisch Frank Kleinhagenbrock: *Die Grafschaft Hohenlohe im Dreißigjährigen Krieg. Eine erfahrungsgeschichtliche Untersuchung zu Herrschaft und Untertanen.* Stuttgart 2003, S. 139–210; zum Siebenjährigen Krieg vgl. Carl: *Okkupation und Regionalismus* (wie Anm. 5), S. 282–319.

³¹ Das „*Manuel du parfait Magistrat pour l'Éventualité d'une nouvelle guerre*“ des Conseiller Delepouwe ediert bei Van Houtte: *Occupations* (wie Anm. 9), Bd. 3, S. 497–521.

³² Kennett: *French Armies* (wie Anm. 16), S. 32–37; Bernhard R. Kroener: *Militärischer Professionalismus und soziale Karriere. Der französische Adel in den europäischen Kriegen 1740–1763.* In: ders. (Hg.): *Europa im Zeitalter Friedrichs des Großen* (wie Anm. 23), S. 99–132, hier: S. 104–109; Carl: *Okkupation und Regionalismus* (wie Anm. 5), S. 148–171.

schen – schufen Kompaniewirtschaft sowie verdeckte Kaufkontrakte die Notwendigkeit der Amortisation.³³ Für die Offiziere bot die Möglichkeit, diese auf Kosten feindlicher Gebiete und Untertanen zu bewerkstelligen, einen Anreiz, der strukturell der überkommenen Beutepraxis entsprach.

Dass die Position der Beamtenschaft in diesem Spiel keine schwache war, zeigt sich schon bei der Frage, ob die lokalen beziehungsweise provinziellen Beamten vor Ort bleiben und unter der Besatzungsherrschaft weiter agieren sollten oder ob sie die Provinz verließen. In den preußischen Westprovinzen etwa teilten sich die Beamtenkollegien: Ein Teil wich in die neutralen Niederlande aus und beobachtete das Treiben der Besatzer aus sicherer Distanz, stets in enger Kommunikation mit dem fernen Landesherrn; der andere Teil aber blieb vor Ort und versuchte mehr oder minder, die Forderungen der Besatzungsmächte zu erfüllen und Schaden für die Provinz zu vermeiden. Auch in Hessen verließ ein Teil der Provinzialregierung gemeinsam mit dem Landesherrn das Land, um zum Teil Funktionen in der landgräflichen Armee, die mit britischen Subsidien finanziert in Nordwestdeutschland kämpfte, zu übernehmen – und auch in Sachsen folgten die Spitzen der Landesverwaltung ihrem Landesherrn ins Warschauer Exil. In Ostpreußen wiederum blieben mit königlicher Billigung die Spitzen der preußischen Landesverwaltung im Lande.

Es waren in der Regel die in der Provinz begüterten Beamten, die vor Ort blieben, schon weil sie selbst ein Interesse daran hatten, dass sich der Schaden durch eine feindliche Macht – vor allem, wenn diese mit vorsätzlichen Zerstörungen oder Konfiskationen drohte – in Grenzen hielt. Sie waren dann freilich auch durch die Besatzungsmächte erpressbar und eine bevorzugte Zielgruppe für Zwangsmaßnahmen und Repressalien. Allerdings waren die Beamten gewissermaßen privilegiert, weil sie letztlich abgesichert blieben. Bei Geiselnahmen als häufig praktizierten Zwangsmaßnahmen einer Besatzungsmacht konnten sie die ihnen entstandenen Kosten, wenn sie beispielsweise längere Zeit in Wirtshäusern untergebracht wurden, als Diäten geltend machen und sie sich rückwirkend vom Landesetat begleichen lassen. Kaufleute, die gleichfalls als Zielgruppe für Zwangsmaßnahmen einer Besatzungsmacht dienten, besaßen solche Kompensationsmöglichkeiten nicht.³⁴

Wenn Besatzungszeiten im Siebenjährigen Krieg den lokalen Beamten allen Repressalien, denen sie ausgesetzt waren, zum Trotz letztlich bemerkenswerte Spielräume verschafften, so gilt dies in vielleicht noch stärkerer Weise für die Vertreter der Stände als politischen Repräsentanten der besetzten Gebiete. Wir finden im Siebenjährigen Krieg gerade im Vergleich zu früheren militärischen Okkupatio-

³³ Zur Persistenz von privatwirtschaftlichen Strukturen und Chargenkauf auch in den Armeen des 18. Jahrhunderts Fritz Redlich: *The German Military Enterpriser and his Work Force. A Study in European Economic and Social History*. Bd. 2. Wiesbaden 1965; David Parrott: *The Business of War. Military Enterprise and Military Revolution in Early Modern Europe*. Cambridge 2012, S. 260–317; Michael Hochedlinger: *Mars Ennobled. The Ascent of the Military and the Creation of a Military Nobility in Mid-Eighteenth Century*. In: GH 17 (1999), S. 141–176.

³⁴ Carl: *Okkupation und Regionalismus* (wie Anm. 5), S. 224.

nen kaum Beispiele dafür, dass eine Besatzungsmacht sich auf Eroberungsrecht berief, um die überkommenen Partizipationsrechte der Stände außer Kraft zu setzen. Dem lag die Einsicht zugrunde, dass eine effektive Ausbeutung besetzter Gebiete ohne Assistenz der provinziellen Ständevertreter nicht realisierbar war. Nach der oft chaotischen Phase der Invasion waren die Stände jeweils die Ansprech- und Vertragspartner, wenn es darum ging, langfristige Kontributionszahlungen zu vereinbaren. In Sachsen war dies ab 1758 der Fall, und auch als Preußen nach 1760 nur noch den größeren Teil Sachsens behauptete, wurden mit den Ständen unter starker Beteiligung Leipzigs entsprechende Kontributionsverträge mit jährlicher Laufzeit abgeschlossen.³⁵ In den preußischen Westprovinzen war dies ab 1759 der Fall, nicht anders als in Hessen und den westfälischen Bistümern. In der Regel wurde das Wirken der Stände für die Konservation des Landes nach dem Krieg auch von den jeweiligen Landesherren positiv gewürdigt. Eine Beteiligung der Landstände an den Verhandlungen war schon deshalb unverzichtbar, weil nur sie über Kreditmöglichkeiten verfügten, die die Aufbringung der Kriegssteuern ermöglichten. Selbst in den preußischen Provinzen approbierte der ferne Landesherren die Einbeziehung der Stände in diese Verhandlungen, was sie – ganz im Gegensatz zur offiziellen preußischen Politik – zumindest auf provinzieller Ebene wieder beträchtlich aufwertete.³⁶ Nur in Ausnahmefällen wie in Schlesien oder in Ostfriesland 1758 wurde Ständevertretern vom Preußenkönig Kollaboration vorgeworfen und ihnen der Prozess gemacht, wobei die Verletzung von Vasallenpflichten strafverschärfend in Anschlag gebracht wurde.³⁷

Wenn an dieser Stelle ein kurzes vergleichendes Zwischenfazit gezogen werden soll, dann beschränke ich mich auf drei Fragen:

- 1.) Wie effizient war die Ausbeutung durch die Besatzungsmächte im Siebenjährigen Krieg? Zunächst war bei längerfristiger Okkupation die Handlungs rationalität aller beteiligten Mächte sehr ähnlich, denn es ging immer darum, sich nach einer Phase hektischer Ausbeutung und unmittelbarer Versorgung der Armee eine zumindest mittelfristige Planungsgrundlage zu verschaffen. Fast durchweg geschah dies über Kontributionsverträge, die in Laufzeit – häufig einjährig – und Gesamtsumme der normalen Steuerlast in Friedenszeiten angeglichen wurden. Keiner Besatzungsmacht ist es gelungen, diese Summe über einen längeren Zeitraum nennenswert zu steigern. Selbst Preußen, das immerhin ein Drittel seiner gesamten Kriegskosten aus dem besetzten Sachsen bezog, profitierte dabei letztlich doch nur davon, dass Sachsen das bevölkerungsreichste und steuerstärkste Territorium im Reich war. Im Vergleich zur normalen Steuerlast war Preußen bei der Summe der aus Sachsen erpressten Gelder jedenfalls nicht erfolgreicher oder effizienter als die Franzosen bei ihrer Ausbeutung der preußischen Westprovinzen.³⁸ Unter Kriegsbedingungen, insbe-

³⁵ Ebd., S. 188–201.

³⁶ Ebd., S. 404–407.

³⁷ Ebd., S. 314–319.

³⁸ Ebd., S. 195–201.

sondere wenn noch Quartierlasten durch residente Truppen hinzukamen, war eine substanzielle Steigerung der Steuerleistung auch durch eine noch so rigide Besatzungspolitik im Siebenjährigen Krieg nicht mehr möglich. Das unterscheidet ihn offensichtlich von vergleichbaren Besatzungssituationen im 17. und frühen 18. Jahrhundert, als Besatzungsregime durchaus eine substanzielle Erhöhung der Steuerlast durchsetzen konnten.

- 2.) Die Folgen einer Besatzungsregierung im Siebenjährigen Krieg konnten gleichwohl für die betroffenen Regionen gravierend und auch langfristig wirksam sein. Hinter einer Besatzungspolitik stand immer noch die Logik von Brandschatzungen, das heißt die Erpressung von Geldzahlungen, um Zerstörung und Schaden durch den Feind zu verhindern. Allerdings hatten sich die Adressaten verändert: Nicht mehr einzelne Betroffene zahlten, sondern die öffentlichen Kassen. Die Kosten dafür, dass private Vermögen und Besitzstände einigermaßen unbeschadet den Krieg überstanden, wurden gleichsam sozialisiert. Die Konsequenz war eine enorme Verschuldung der öffentlichen Kassen, und deren Entschuldung ließ dann die Lasten für den einzelnen Steuerzahler wiederum langfristig spürbar bleiben. Es war also nicht zuletzt die Frage einer mehr oder minder erfolgreichen Entschuldung, die über die Folgen einer Okkupation entschied. Gerade das besonders hart drangsalierte Sachsen war hierbei durch eine grundsätzliche Neuorientierung seiner Finanzpolitik im sogenannten *Rétablissement* erfolgreicher als Preußen, das auf Thesaurierung und Sanierung allenfalls der zentralen Kassen setzte.³⁹
- 3.) Wenn es um die Frage nach einem Zäsurcharakter der Okkupationen im Siebenjährigen Krieg geht, erscheint schließlich die Antwort einigermaßen paradox. Es hat durchaus Verschiebungen in den regionalen Machtgefügen gegeben, doch wirkten diese eher als retardierende Momente im Prozess des Wachstums moderner Staatsgewalt. Ohne die Mitwirkung der lokalen Eliten – der Stände, aber auch der Beamtenschaft – ließen sich die akuten Anforderungen der Besatzungsmächte ebenso wenig bewältigen wie deren finanzielle Folgen. Es ist mittelfristig vor allem die Beamtenschaft gewesen, deren Spielräume und Eigenständigkeit durch solche Besatzungserfahrungen erweitert wurden, wofür gerade Preußen ein gutes Beispiel ist.⁴⁰ Der beständige Kollaborationsverdacht gegen die heimischen Eliten, der sich in Preußen auch in entsprechenden Gerichtsverfahren manifestierte, zeigt jedoch auch, dass eine Okkupationssituation eine im Wortsinn „kritische“ war, legte sie doch Bruchstellen im Verhältnis von Landesherrn und lokalen oder regionalen Eliten offen.

³⁹ Horst Schlechte: Die Staatsreform in Kursachsen 1762–1763. Quellen zum kursächsischen *Rétablissement* nach dem Siebenjährigen Kriege. Berlin (Ost) 1958; Uwe Schirmer (Hg.): Sachsen 1763 bis 1832. Zwischen *Rétablissement* und bürgerlichen Reformen. Beucha ²2000; Katrin Keller: Landesgeschichte Sachsen. Stuttgart 2002, S. 154–157.

⁴⁰ Carl: Okkupation und Regionalismus (wie Anm. 5), S. 308–319.

Okkupationen im Weltkrieg

Bislang ist das Phänomen „militärische Okkupation“ im Siebenjährigen Krieg als charakteristischer Bestandteil der Kriegführung auf dem europäischen Kontinent präsentiert worden. Im Siebenjährigen Weltkrieg aber wuchs ihm in der Konsequenz einer Globalisierung des Kriegsgeschehens⁴¹ erstmals auch eine signifikante außereuropäische Dimension zu. Aus der Makroperspektive, die hier eine geographische ist, lässt sich folglich das Phänomen militärischer Besetzung erstmals in globalen Dimensionen, damit auch im größeren Maßstab vergleichen. Wie also hat sich ein so stark mit den frühneuzeitlichen europäischen Staatenkriegen verbundenes Phänomen wie militärische Okkupation in den kriegesischen Auseinandersetzungen in Übersee niedergeschlagen? Wenn die folgenden Beispiele vor allem britische Militärökupationen thematisieren wie diejenige Kanadas ab 1760 sowie die Okkupationen Havannas 1762–1764 und Manilas 1762–1764, dann spiegelt dies die militärische Dominanz der Briten im außereuropäischen Krieg wider. Die Realisierung dieser Okkupationen war angesichts sehr differenter Umstände jedoch denkbar unterschiedlich, worauf die folgenden Bemerkungen einige kurze Schlaglichter werfen sollen.

In Kanada verwalteten die Engländer die eroberten französischen Provinzen nach der Eroberung Quebecs⁴² bis zum Vollzug des Pariser Friedensvertrags 1763 in Form einer Militärherrschaft.⁴³ Sie machten damit schon deutlich, dass sie diese Phase nicht als Erwerb durch Eroberung, sondern als Zwischenphase im Sinne einer militärischen Okkupation verstanden. Das Land wurde in drei Militärdistrikte – Three Rivers, Quebec, Montreal – unterteilt, mit Militärgouverneuren an der Spitze, die wiederum dem kommandierenden General Amherst unterstanden. Die Organisation der Justiz aber regelten die Engländer nicht einheitlich. In Quebec hatten sie noch während der Belagerung 1759 ihren Militärgerichten auch die Kompetenz für zivile und Kriminaljustiz übertragen, was in den Augen der Zeit-

⁴¹ Die globale Dimension des Siebenjährigen Krieges ist ein Schwerpunkt der neueren Forschung. Sven Externbrink (Hg.): *Der Siebenjährige Krieg (1756–1763). Ein europäischer Weltkrieg im Zeitalter der Aufklärung*. Berlin 2010; Matt Schumann/Karl W. Schweizer: *The Seven Years War. A Transatlantic History*. New York 2008; Marian Füssel: *Der Siebenjährige Krieg. Ein Weltkrieg im 18. Jahrhundert*. München 2010.

⁴² Vgl. den Beitrag von Sven Externbrink im vorliegenden Band.

⁴³ J. Viget (Hg.): *Règne militaire au Canada ou Administration Judiciaire de ce Pays par les Anglais de 8 Septembre 1760 au 10 Aout 1764*. Montreal 1872; John C. Webster (Hg.): *The Journal of Jeffery Amherst, Recording the Military Career of General Amherst in America from 1758 to 1763*. Chicago 1931; W. S. Wallace (Hg.): *Period of Military Rule*. In: *The Encyclopedia of Canada*, Bd. 4 (1948), S. 288–290; Donald Fyson: *The Conquered and the Conqueror*. In: Phillip Buckner/John G. Reid (Hg.): *Revisiting 1759. The Conquest of Canada in Historical Perspective*. Toronto 2012; Dale Miquelon/Louis Massicotte/Andrew McIntosh: *The Conquest of New France*. In: *The Canadian Encyclopedia*, 2020, online zugänglich unter: <https://www.thecanadianencyclopedia.ca/en/article/from-french-to-british-regime-feature> (letzter Zugriff am 11. 5. 2020). Vgl. auch Stephan Huck: *Sie nennen uns, wie gesagt, auch nur die deutschen Hunde. Die Braunschweiger Garnison in Kanada 1776–1783*. In: Meumann/Rogge (Hg.): *Besetzte res publica* (wie Anm. 1), S. 363–374, hier: S. 365f.

genossen auf eine Herrschaft nach Kriegerrecht hinauslief. Der Gouverneur hielt regelmäßig mithilfe eines Councils of War Gericht. In den anderen beiden Regionen aber wurde eine erste Instanz aus Einheimischen etabliert, für die der Gouverneur und bei Bedarf sein Kriegsrat erst als Appellationsinstanz tätig wurden. Als Maxime bestimmte der Gouverneur, dass alle Streitigkeiten der Einheimischen untereinander nach französischem Recht und lokalen Traditionen zu richten seien und Militärrecht allenfalls in Auseinandersetzungen zwischen englischem Militär und Einheimischen zur Anwendung kommen solle.⁴⁴

Verglichen mit europäischer Okkupationspraxis mutet es auf den ersten Blick als eine radikale, in gewissem Sinne auch atavistische Politik an, wenn der Okkupant nicht – wie mittlerweile üblich – die bestehende Gerichtsorganisation beibehielt, sondern die besetzte Provinz unter Militärrecht stellte. In Europa hatten dies beispielsweise die Habsburger in Ungarn nach 1683 so gehalten, wo sie eine Besatzungspolitik praktizierten, die auf eine radikale tabula rasa hinauslief. Eine solche Haltung entsprach jedoch nicht den britischen Intentionen in Kanada, vielmehr lagen kurzfristige und pragmatische Gründe dem Handeln der Militärs zugrunde: Englisches und französisches Zivilrecht fußten auf ganz unterschiedlichen Rechtstraditionen, sodass es für eine Handhabung französischen Rechts auf britischer Seite zumindest in den Kolonien keine entsprechenden Experten gab. Zur Militärjustiz existierte also schon aus sachlichen Gründen keine Alternative. Auch wenn sich diese in ihrer Spruchfähigkeit erkennbar zurückgehalten hat, sie also keineswegs der Destruktion lokaler Rechtstraditionen diene, ist dies in der späteren Historiografie doch der umstrittenste Aspekt der britischen Okkupation gewesen.⁴⁵ Dies verweist im Übrigen schon darauf, dass eine irgendwie gesteigerte Ausbeutung der einheimischen Bevölkerung durch diese Besatzungsregierung von vornherein nicht infrage kam. Die 80 000 kanadischen Siedler hätten zur Versorgung der Armeen in Form von gesteigerten Steuereinnahmen keinen substantiellen Beitrag liefern können.

Nach Publikation des Pariser Friedensschlusses endete die Periode militärischer Besatzung und auch die Phase des Militärrechts. Am 10. August 1764 stellte Gouverneur Murray das Rechtswesen auf eine neue Grundlage, indem er zwei separate zentrale Gerichtsinstanzen schuf, The King's Bench für Kapitalvergehen und als Appellationsgerichtshof sowie Common Pleas für die französischen Kanadier. Die rechtliche Diskriminierung der Katholiken wurde beendet, sie konnten sowohl Mitglieder der Juries werden wie auch ihre Fälle vor den Common Pleas bringen. Dahinter stand auch die Einsicht, dass unter Militärrecht die katholischen Kanadier kirchliche Instanzen zur Schlichtung ihrer internen Konflikte genutzt hatten, die Militärgerichtsbarkeit also nur zu mangelnder Akzeptanz des englischen Rechtssystems geführt hatte. Die englische Politik blieb dieser flexiblen Linie gegenüber den immer noch die Mehrheit der Bevölkerung stellenden französischsprachigen Siedlern auch im weiteren Verlauf der kolonialen Herrschaft

⁴⁴ Wallace (Hg.): *Period of Military Rule* (wie Anm. 43), S. 288 f.

⁴⁵ Ebd., S. 290.

treu: Mit dem Quebec-Act von 1774, mit dem das englische Parlament einen endgültigen Schlussstrich unter die Phase einer Militärregierung zog, wurde das französische Zivilrecht wieder eingeführt und auch sonst den Besonderheiten französischer Kolonialtradition in hohem Maße Rechnung getragen.

Es waren folglich weniger die unterworfenen französischen Siedler, die die englische Besatzungsmacht vor Probleme stellten, als vielmehr die eigentlichen Ureinwohner, die Indianer. Die mit der englischen Besetzung vormaligen französischen Territoriums einhergehende Öffnung für Siedler aus den englischen Kolonien brachte für die zuvor meist mit den Franzosen verbündeten indianischen Stämme eine signifikante Verschlechterung ihrer Lage. Vage französische Unterstützungszusagen motivierten die betroffenen Stämme zu einem der größten Indianeraufstände, der nach längeren Vorbereitungen 1763 als Pontiacs War ausbrach.⁴⁶ Nach großen Anfangerfolgen konnte er erst durch massive militärische Intervention der britischen Militärmacht beendet werden. Berühmt-berüchtigt ist er nicht zuletzt durch General Amhersts Praktiken biologischer Kriegführung: Er versuchte mit Pockenviren verseuchte Wolldecken im Indianergebiet zu verbreiten.⁴⁷

Mit Havanna fiel im August 1762 nach einer harten Belagerung durch ein großes Expeditionskorps die drittgrößte spanische Stadt in den spanischen Kolonien in die Hand der Briten.⁴⁸ Havanna war aufgrund seiner strategischen Bedeutung der Schlüssel zum atlantischen Kolonialreich der Spanier; die Stadt selbst und der Spanien verbliebene Teil der Karibik verfügten zudem immer noch über beträchtliche ökonomische Ressourcen. Auch vor 1762 hatten britische Kaufleute dieses Potenzial bereits durch die üblichen Schmuggelwege angezapft, doch lag die ökonomische Bedeutung der elfmonatigen Okkupation darin, dass die Briten nun die Monopolrestriktionen des spanischen Handelssystems offiziell außer Kraft setzen konnten. Havanna wurde zum Zentrum eines englischen Freihandels, von dem vor allem die nordamerikanischen Kolonien profitierten. Mehr als 700 Schiffe sollen während der britischen Okkupation den Hafen von Havanna angelaufen haben, so viele, wie während der ganzen Dekade zuvor. Die Briten setzten vor allem die Restriktionen des Sklavenhandels außer Kraft und importierten zusätzliche schwarze Sklaven, womit sie dem Zuckerrohranbau einen neuen Schub verschafften.⁴⁹ An-

⁴⁶ Gregory Evans Dowd: *War under Heaven. Pontiac, the Indian Nations, and the British Empire*. Baltimore 2002; David Dixon: *Never Come to Peace Again. Pontiac's Uprising and the Fate of the British Empire in North America*. Oklahoma 2005; Richard Middleton: *Pontiac's War. Its Causes, Course and Consequences*. New York 2007; Michael Hochgeschwender: *Die amerikanische Revolution. Geburt einer Nation 1763–1815*. München 2016, S. 64–67.

⁴⁷ Hochgeschwender: *Amerikanische Revolution* (wie Anm. 46), S. 65f.

⁴⁸ David Syrett: *The Siege and Capture of Havana 1762*. London 1970; Guillermo Calleja Leal/Hugo O'Donnell y Duque de Estrada: *1762. La Habana Inglesa. La toma de La Habana por los ingleses*. Madrid 1999; Michael Zeuske/Max Zeuske: *Kuba 1492–1902. Kolonialgeschichte, Unabhängigkeitskriege und erste Okkupation durch die USA*. Leipzig 1998, S. 119–133. Vgl. zur britischen Eroberung Havannas auch den Beitrag von Thomas Weller in diesem Band.

⁴⁹ Die Anzahl der importierten Sklaven ist umstritten, nicht jedoch das Faktum selbst. John Robert McNeill: *Atlantic Empires of France and Spain. Louisbourg and Havana 1700–1763*. Chapel Hill/London 1985, S. 167; Zeuske/Zeuske: *Kuba* (wie Anm. 48), S. 132.

sonsten beließ die britische Besatzungsregierung die spanischen Institutionen vor Ort in Kraft, namentlich die Rechtsinstitutionen. Lediglich mit dem Bischof von Havanna geriet die Besatzungsmacht in gravierendere Konflikte.⁵⁰

Gleichwohl hatte die britische Okkupation einschneidende Wirkungen auf die lokale Bevölkerung. Das spanische Militär und die spanischen Behörden hatten bei der Belagerung offenkundig versagt, der kommandierende General wurde nach dem Krieg deshalb vor ein Kriegsgericht gestellt. Allerdings hatten sich sowohl Angehörige der Kreolen in den Kämpfen gegen die Briten ausgezeichnet und verhindert, dass diese ihre Macht ins Landesinnere ausdehnen konnten, als auch schwarze Sklaven, die von den Spaniern für frei erklärt worden waren, um gegen die Briten zu kämpfen – was sie in Massen getan hatten. Es waren also gerade die kreolischen Siedler, die sich angesichts des Versagens der Kolonialmacht als eigenständiger Machtfaktor im Kolonialreich profilieren konnten. Zugleich führte die kurze britische Okkupation den kreolischen kubanischen Eliten vor Augen, in welchem Maße sie von einer Öffnung des Handels und einer Abkehr vom rigiden spanischen Monopolsystem profitieren konnten.⁵¹ Die spanische Regierung zog daraus nach ihrer Rückkehr Konsequenzen, wenngleich erst mit zeitlicher Verzögerung. Kollaborationen mit den Briten wurden zwar gerichtlich verfolgt, doch die schwankende Loyalität der lokalen Eliten konnte die Krone nicht ignorieren. Die Handelsrestriktionen wurden sukzessive gelockert, vor allem aber der Sklavenhandel weitgehend freigegeben, was wiederum dem Aufbau von Zuckerrohrplantagen enormen Aufschwung verschaffte. Nach dem Zusammenbruch der haitianischen Plantagenwirtschaft in den 1790er-Jahren trat Kuba an dessen Stelle.⁵²

Das dritte Beispiel, das hier beleuchtet werden soll, ist die Okkupation Manilas 1762–1764,⁵³ die nicht zuletzt die Diskrepanz zwischen globalen Dimensionen des Krieges und Informationsmöglichkeiten der Kriegführenden vor Augen führt. Den Briten gelang ihr Überraschungscoup gegen die Hauptstadt des südostasiatischen spanischen Kolonialimperiums, weil die Spanier in Manila noch gar nicht wussten, dass bereits Kriegszustand mit England herrschte. Die Informationswege nach Europa wiederum waren so langwierig, dass die Nachricht der Einnahme Manilas erst nach Abschluss der Verhandlungen zum Pariser Friedensvertrag 1763 in Europa eintraf. Die Philippinen wurden folglich nicht Gegenstand des Friedensvertrags.

⁵⁰ Zeuske/Zeuske: Kuba (wie Anm. 48), S. 131.

⁵¹ Ebd., S. 133.

⁵² Ebd., S. 149f., S. 157.

⁵³ Nicholas P. Cushner (Hg.): *Documents Illustrating the British Conquest of Manila 1762–1763*. London 1971; Nicholas Tracy: *Manila Ransomed. The British Assault on Manila in the Seven Years War*. Exeter 1995; Shirley Fish: *When Britain Ruled the Philippines 1762–1764. The Story of the 18th Century British Invasion of the Philippines*. Bloomington 2003; Peter Borschberg: *Chinese Merchants, Catholic Clerics and Spanish Colonists in British-Occupied Manila, 1762–1764*. In: Wang Gungwu/Ng Chin-keong (Hg.): *Maritime China in Transition, 1750–1850*. Wiesbaden 2004, S. 355–372.

Der Angriff selbst wurde von einer Flotte und zwei britischen Regimentern, die im Dienst und Sold der Ostindien-Kompanie standen,⁵⁴ vorgetragen. Er führte auch hier aufgrund mangelnder militärischer Gegenwehr der Spanier, an deren Spitze der Erzbischof von Manila stand, zu einem durchschlagenden Erfolg. Als die Stadt am 5. Oktober 1762 von den Briten gestürmt wurde, folgte eine zweitägige Plünderung mit hohen Sach- und Vermögensverlusten – ein Großteil der Archive wurde beispielsweise zerstört. Um dem Plündern Einhalt zu gebieten, erklärte sich Erzbischof Rojo zur Zahlung einer „Brandschatzung“ von 4 Millionen Pesos bereit. Von dieser wesentlich von kirchlichen Institutionen aufgebracht Summe floss freilich nur ein Teil an die Briten, ein Wechsel über noch ausstehende 2 Millionen Pesos zu Lasten der spanischen Staatsfinanzen wurde in Madrid nicht anerkannt, die Einlösung verweigert.⁵⁵

Der Kapitulationsvertrag Rojos mit dem britischen Militär garantierte die katholische Religion und Kirchenorganisation und beließ als Zivilbehörde die spanische Zentralbehörde, die Real Audiencia, im Amt. Zugleich wurde das spanische Handelsmonopol außer Kraft gesetzt, indem die vormaligen spanischen Untertanen das Recht erhielten, Handel zu treiben wie englische Untertanen – was faktisch Freihandel bedeutete. Nachdem der Beauftragte der East India Company, Dawsonne Drake, am 2. November 1762 zum britischen Gouverneur Manilas ernannt worden war, bildete er einen Council aus vier seiner Bediensteten, mit dessen Unterstützung er über ein Jahr relativ uneingeschränkt von politischen oder militärischen Vorgaben aus dem Mutterland herrschte. Als die Begleichung der Geldforderungen durch die Spanier stockte, wurden intensivere Pressionen und Zwangsmaßnahmen vorgenommen: Drake formierte ein eigenes Militärgericht (War Council), das nach seinem Tagungsort Chottry Court genannt wurde. Es verfügte über uneingeschränkte Vollmachten, Verhaftungen vorzunehmen, und machte davon auch regen willkürlichen Gebrauch vor allem gegenüber Mitgliedern der spanischen Audiencia sowie Angehörigen der chinesischen Kaufmannskolonie.⁵⁶ Der Zweck, möglichst viel Geld zu erpressen, wurde gleichwohl nur bedingt erreicht, da kaum noch Bargeld vorhanden war und die reicheren Spanier sich dem Zugriff durch Flucht ins spanisch beherrschte Hinterland entzogen. Ohnehin war der Gewinn, den die Briten aus der Aufbringung der Manila-Galeone und der Kanton-Galeone zogen, mit mehr als 3 Millionen Dollar Verkaufswert höher als die finanzielle Ausbeutung des besetzten Manila.⁵⁷

Nicht die finanziellen Verluste aber bestimmten die Erinnerungskultur an diese Besatzungsepisode: Vielmehr ermutigten die Briten beim Versuch, auch auf das

⁵⁴ Michael Mann: Der ungeliebte Krieg. Compagnie des Indes und East India Company als Kombattanten in einem globalen Konflikt, 1744–1763. In: Externbrink (Hg.): Siebenjähriger Krieg (wie Anm. 41), S. 99–125, hier: S. 121 f.

⁵⁵ Cushner (Hg.): Documents (wie Anm. 53), S. 168–173; Tracy: Manila Ransomed (wie Anm. 53), S. 81, S. 110 f., S. 122; Borschberg: Chinese Merchants (wie Anm. 53), S. 360.

⁵⁶ Cushner (Hg.): Documents (wie Anm. 53), S. 203 f.; Tracy: Manila Ransomed (wie Anm. 53), S. 82–84.

⁵⁷ Borschberg: Chinese Merchants (wie Anm. 53), S. 358.

Hinterland auszugreifen, die Einheimischen zu einem Aufstand gegen die Spanier, der zwar spektakulär scheiterte, der späteren antikolonialen Historiografie aber erste Märtyrer im Kampf gegen die spanische Kolonialmacht verschaffte.⁵⁸ Zwischen alle Stühle wiederum geriet die chinesische Minderheit, der ihre starke Stellung im lokalen und translokalen Handel zum Makel wurde. Einerseits sahen sich ihre Vertreter in Manila mit besonders massiven Erpressungen durch die Besatzungsmacht konfrontiert, andererseits pflegten gerade sie mit den britischen Besatzern auch besonders intensive Geschäftsbeziehungen während der Besatzungsperiode. Aus dem Vorwurf, sie hätten mit den Briten kollaboriert, resultierten nach deren Abzug Übergriffe bis hin zu Pogromen und schließlich 1766 die Vertreibung von den Philippinen.⁵⁹

Vergleicht man nun diese Okkupationssituationen mit den zuvor thematisierten kontinental- beziehungsweise mitteleuropäischen Beispielen, dann bietet die Besetzung Manilas reichlich Anschauungsmaterial dafür, dass die Okkupation den Besatzern dazu diene, möglichst große Gewinne einzufahren und Ausbeutung ganz im Sinne raschen Beutemachens funktionierte. Gerade die neugeschaffenen Justizinstanzen standen im Dienst einer Profitmaximierung, die gar nicht erst kaschiert wurde. In Kanada dagegen war für die Besatzungsmacht bei den lokalen Siedlern schlicht nichts zu holen; zudem war die Prämisse, dass die Okkupation in eine langfristige Beherrschung des eroberten Gebietes münden sollte. Im Vordergrund standen deshalb hier eher Fragen, wie Herrschaft über die Besiegten und folglich Verwaltung so organisiert werden konnte, dass ein *modus vivendi* mit den Unterworfenen möglich war. In keinem der Fälle kolonialer Okkupation agierten die Besatzer aber unter dem Imperativ geregelter Ressourcenmobilisierung, weil dazu sowohl auf Seiten der Besatzer wie der Besetzten alle Voraussetzungen fehlten. Eine Intensivierung von Verwaltungs- oder gar Staatstätigkeit war mit diesen Besatzungsperioden nicht verbunden.

Gleichwohl sind diese Okkupationen als epochale Einschnitte wahrgenommen worden, da auch sie sich als im Wortsinn „kritische Situationen“ erwiesen. Hier lassen sich durchaus strukturelle Parallelen zu den europäischen Verhältnissen ziehen: Waren es dort die Stände als Repräsentanten der regionalen Eliten und mehr noch die Beamten, für die Besatzungszeiten einen Zuwachs an Handlungsspielräumen boten, so waren es in den drei kolonialen Kontexten wie im Falle Havannas entweder die heimischen beziehungsweise kreolischen Eliten, denen in und nach der Okkupation aufgrund des Versagens der Kolonialmacht neue Handlungsoptionen zuwuchsen, oder indigene Gruppen, die aus dem gleichen Grund gegen die Kolonialmächte revoltierten. In Kanada wie auch auf den Philippinen stimulierte die Okkupationssituation und die Wahrnehmung einer in die Krise geratenen kolonialen Herrschaft bewaffneten Widerstand indigener Bevölkerungs-

⁵⁸ David Routledge: *Diego Silang and the Origins of Philippine Nationalism*. Quezon City 1979; Fernando Palanco/Jose S. Arcilla: *Diego Silang's Revolt. A New Approach*. In: *Philippine Studies* 50 (2002), S. 512–537.

⁵⁹ Borschberg: *Chinese Merchants* (wie Anm. 53), S. 361–371.

gruppen. Hinter diese Okkupationserfahrung konnten dann weder Kolonialmacht noch kreolische Eliten oder Indigene zurückfallen – und nicht zuletzt dies machte den Zäsurcharakter dieser Okkupationen im Siebenjährigen Krieg aus.

Abstract

War doesn't end even when the battle stops. In the Seven Years' War, with more than common frequency, victory in battle led to the military occupation of conquered territory. Examples include the occupation of Eastern Prussia by Russia (1758–1762), of the Westphalian bishoprics by the allied forces (1758–1762, with intermissions), of Saxonia by Prussia (1756–1763), and of the western Provinces of Prussia by the Austrians and the French (1757–1763).

Military occupations involve a high degree of administrative regulation, which often seeks to maximize exploitation under the conditions of war. From a macro-perspective, occupations invite comparison in terms of their respective administrative efficiency. The broad perspective complements a more micro-analysis of small-scale local effects and actors that examines, for instance, the interactions of occupiers and occupied. Two general trends stand out. (1) Rather than violent escalation, occupation-time interactions more frequently lead to increasingly ordinary shared lives of foreigners and locals. Even under conditions of war, as military occupations suggest, every day governance continues through administration. (2) Local officials and elites played a pivotal role, since the occupying power depended on their information. In a new history of administration, military occupations prove especially fruitful for studying the practice of local governance.

During the Seven Years' War, military occupations assumed an unprecedented global dimension. Accordingly, the second part of this paper compares how occupation functioned – and perhaps changed – in overseas contexts. The British occupation of Canada from the 1760s onwards and the occupations of Havanna (1762–1764) and Manila (1762–1764) serve as examples. Though not connected to an increase of governmental or administrative action, these occupations recall European cases in the relationship between the colonial power and the local elites. The local elites, too, could gain greater room for manoeuvre during and after the occupation.

Mark Häberlein/Michaela Schmölz-Häberlein

Der Siebenjährige Krieg und das Kommunikationsnetz des Halleschen Pietismus¹

Einleitung

Am Neujahrstag 1758 ließ Christian Gotthold Stilcke (1716–1772), evangelischer Pfarrer an der St.-Andreas-Kirche zu Thale im Harz, das zu Ende gegangene Jahr in einem Brief an Gotthilf August Francke (1696–1769), den Leiter der Glauchaschen Anstalten vor den Toren Halles, Revue passieren: „Der Wunderbare Gott läset uns dismal ein besonders Jahr beschließen, ein Jahr der Furcht, der Angst und manicherley Trübsale; ein Jahr, darinnen das Schrecken des Allmächtigen sich über das gantze Römische Reich und insonderheit über die König[lich] Preuß[ischen] und Brandenburgische[n] Lande ausgebreitet hat; ein Jahr, in welchem der evangelischen Religion, die, nach so viel vergoßenem Blut, durch den Westphälischen Frieden, in einige Sicherheit gesetzt war, ein tödtlicher Stoß beygebracht werden solte, selbst von denjenigen, welche sonst für Garanten des Westphälischen Frieden wollen gehalten werden: dieses merckwürdige Jahr laßet uns Gott beschließen, unter den favorablesten Umständen, die uns zu gemüthe führen, daß der allerhöchste Regierer der Welt, der beste und stärkste Garant sey, dem es weder am Willen noch Vermögen fehle, die Feinde seiner Kirche zu demüthigen und die falschen Freunde derselben zu beschämen, ja der sein Volk zwar züchtige, wenn es ihn dazu gereizet, allein dem Muthwillen seiner Widersacher, und noch weniger dem Ruin und gänzlichen Verderben nicht übergebe, sondern vielmehr nach der Trübsal wieder zu trösten und zu erquicken neigte.“²

Die Befürchtung dieses evangelischen Geistlichen, dass im Siebenjährigen Krieg die Zukunft des Protestantismus im Reich auf dem Spiel stehe, mag naiv und anachronistisch erscheinen, besteht in der Forschung doch weitgehend Einigkeit darüber, dass der Krieg primär aus machtpolitischen Motiven geführt wurde und der Versuch des preußischen Königs Friedrich II., ihn zu einem religiösen Konflikt zu stilisieren, ein durchsichtiges und bereits von den meisten Zeitgenossen durch-

¹ Die Recherchen für diesen Beitrag wurden durch ein Dr. Liselotte-Kirchner-Stipendium für Michaela Schmölz-Häberlein gefördert, wofür den Franckeschen Stiftungen zu Halle herzlich gedankt sei. Die verwendeten Archivsignaturen beziehen sich auf das Archiv der Franckeschen Stiftungen, Hauptarchiv (AFSt/H) und Missionsarchiv (AFSt/M).

² AFSt/H C 735 : 15, C. G. Stilcke an G. A. Francke, Thale, 1.1.1758.

schautes Propagandamanöver war.³ Heinz Duchhardt urteilte, dass die Interpretation dieses Konflikts der europäischen Großmächte als Religionskrieg „nur noch eine propagandistische Stilisierung war; die Konfession war im 18. Jahrhundert als konstitutiver Faktor aus dem Staatenleben verschwunden“.⁴ Johannes Burkhardt hat allerdings darauf hingewiesen, dass Akteure auf beiden Seiten – die römische Kurie und die päpstlichen Nuntien auf katholischer, Teile der preußischen Publizistik auf protestantischer – den Krieg durchaus in einem konfessionellen Kontext sahen,⁵ und Sascha Möbius verweist auf die religiöse Codierung der Kriegserfahrungen preußischer Soldaten.⁶

Die Lektüre der zwischen 1756 und 1763 geführten Korrespondenzen im Archiv der Franckeschen Stiftungen zu Halle zeigt, dass Pastor Stilcke keine Einzelmeinung vertrat; vielmehr begegnen uns dort Deutungen des Krieges, die man eher mit dem konfessionellen Zeitalter assoziiert.⁷ Der Krieg erscheint darin als göttliche Prüfung und Züchtigung, als Strafe für menschliche Sünden und Mahnung zur Umkehr, als Entscheidungskampf zwischen finsternen papistischen Mächten und der gerechten Sache der evangelischen Kirche. Für eine wichtige Strömung innerhalb des deutschen Protestantismus, den Halleschen Pietismus, war der Siebenjährige Krieg – so eine unserer Kernthesen – also sehr wohl ein Religionskrieg.

Ausprägung und Bedeutung dieser spezifischen Sichtweise im Rahmen der Kommunikation Hallescher Pietisten über Kriegsereignisse und -erlebnisse sind Gegenstand der folgenden Untersuchung. Methodisch orientiert sich diese an Ansätzen, die aus wissenssoziologischer Perspektive „nach den Strukturen der Deutungen, Wahrnehmungen und Orientierungsmustern historischer Akteure“ fragen. Konstitutiv für diese Herangehensweise sind das Verständnis von „Wirk-

³ Vgl. Manfred Schort: Politik und Propaganda. Der Siebenjährige Krieg in den zeitgenössischen Flugschriften. Frankfurt a. M. u. a. 2004, S. 99–128; Antje Fuchs: Der Siebenjährige Krieg als virtueller Religionskrieg an Beispielen aus Preußen, Österreich, Kurhannover und Großbritannien. In: Franz Brendle/Anton Schindling (Hg.): Religionskriege im Alten Reich und in Alteuropa. Münster 2006, S. 313–343.

⁴ Heinz Duchhardt: Balance of Power und Pentarchie. Internationale Beziehungen 1700–1785. Paderborn 1997, S. 61.

⁵ Johannes Burkhardt: Religious War or Imperial War? Views of the Seven Years' War from Germany and Rome. In: Mark H. Danley/Patrick J. Speelman (Hg.): The Seven Years' War. Global Views. Leiden/Boston 2012, S. 107–133, hier: S. 108: „The Seven Years' War itself, though carried out in the midst of the European Enlightenment, was perceived and depicted by men of the times according to so many religious signs and portents that it could be spoken of as a religious war.“ Vgl. speziell zu konfessionellen Kriegsdeutungen im protestantischen Deutschland auch Jörn Leonhard: Bellizismus und Nation. Kriegsdeutung und Nationsbestimmung in Europa und den Vereinigten Staaten 1750–1914. München 2008, S. 188–193.

⁶ Sascha Möbius: „Von Jast und Hitze wie vertaumelt“. Überlegungen zur Wahrnehmung von Gewalt durch preußische Soldaten im Siebenjährigen Krieg. In: FBPG NF 12 (2002), S. 1–34, bes. S. 10–24.

⁷ Vgl. Anton Schindling: Das Strafgericht Gottes. Kriegserfahrungen und Religion im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges. Erfahrungsgeschichte und Konfessionalisierung. In: Matthias Asche/ders. (Hg.): Das Strafgericht Gottes. Kriegserfahrungen und Religion im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges. Münster 2001, S. 11–51.

lichkeit als Produkt eines permanenten sozialen Kommunikationsprozesses“, die Berücksichtigung der zeitlichen Dimension „im Spannungsfeld zwischen ‚Erfahrungsraum‘ und ‚Erwartungshorizont‘“ sowie der Bezug historischer „Sinn- und Bedeutungszuschreibungen“ zur sozialen Praxis.⁸

Die Beschäftigung mit dem Halleschen Pietismus ist aber nicht nur im Hinblick auf die Persistenz religiöser Kriegsdeutungen im deutschen Protestantismus aufschlussreich; sie ist auch deswegen von Interesse, weil der in der Forschung wiederholt hervorgehobene globale Charakter des Siebenjährigen Krieges⁹ ein Pendant im transnationalen und interkontinentalen Kommunikationsnetz Halles findet.¹⁰ August Hermann Francke (1663–1727), neben Philipp Jakob Spener (1635–1705) die maßgebliche Gründergestalt des Pietismus, hatte um 1700 nicht nur in Glaucha vor den Toren Halles einen Komplex karitativer und pädagogischer Einrichtungen – Waisenhaus, Lateinschule und Königliches Pädagogium – geschaffen, der von florierenden Wirtschaftsbetrieben – Verlag, Buch- und Medikamentenhandlung – flankiert wurde.¹¹ Von den Glauchaschen Anstalten gingen auch starke Impulse für die protestantische Mission im östlichen Europa und in Übersee aus: Seit 1706 waren in Halle ausgebildete Missionare in der dänischen Handelsniederlassung Tranquebar (Tharangambadi) in Südindien aktiv; von dort aus gründeten sie später auch in den englischen Stützpunkten Madras (Chennai) und Cuddalore Missionsstationen.¹²

Franckes Sohn Gotthilf August ging nach Ansicht der Forschung zwar die theologische Originalität seines Vaters ab, doch stand er ihm als Organisator, Kommunikator und Netzwerker in nichts nach.¹³ In enger Zusammenarbeit mit

⁸ Nikolaus Buschmann/Horst Carl: Zugänge zur Erfahrungsgeschichte des Krieges. Forschung, Theorie, Fragestellung. In: dies. (Hg.): Die Erfahrung des Krieges. Erfahrungsgeschichtliche Perspektiven von der Französischen Revolution bis zum Zweiten Weltkrieg. Paderborn u. a. 2001, S. 11–26, Zitate: S. 14, S. 18. Vgl. auch Schindling: Strafgericht (wie Anm. 7), S. 11–13.

⁹ Vgl. Daniel A. Baugh: The Global Seven Years War, 1754–1763. Britain and France in a Great Power Contest. London/New York 2011; Sven Externbrink (Hg.): Der Siebenjährige Krieg (1756–1763). Ein europäischer Weltkrieg im Zeitalter der Aufklärung. Berlin 2011; Danley/Speelman (Hg.): Seven Years' War (wie Anm. 5); Marian Füssel: Der Siebenjährige Krieg. Ein Weltkrieg im 18. Jahrhundert. München 2010; Klaus Jürgen Bremm: Preußen bewegt die Welt. Der Siebenjährige Krieg. Darmstadt 2017.

¹⁰ Vgl. dazu allgemein Paul Raabe/Heike Liebau (Hg.): Pietas Hallensis Universalis. Weltweite Beziehungen der Franckeschen Stiftungen im 18. Jahrhundert. Halle a. d. S. 1995.

¹¹ Vgl. Martin Brecht: August Hermann Francke und der Hallische Pietismus. In: ders./Klaus Deppermann (Hg.): Geschichte des Pietismus. Bd. 1: Der Pietismus im siebzehnten und frühen achtzehnten Jahrhundert. Göttingen 1993, S. 440–539; Peter Schicketanz: Der Pietismus von 1675 bis 1800. Berlin 2001, S. 88–111; Holger Zaunstöck u. a. (Hg.): Die Welt verändern. August Hermann Francke – Ein Lebenswerk um 1700. Halle a. d. S. 2013.

¹² Dazu ausführlich Daniel Jeyaraj: Inkulturation in Tranquebar: Der Beitrag der frühen dänisch-halleschen Mission zum Werden einer indisch-einheimischen Kirche (1706–1730). Erlangen 1996; Andreas Gross (Hg.): Halle and the Beginning of Protestant Christianity in India. 3 Bde. Halle a. d. S. 2006.

¹³ Vgl. Udo Sträter: Gotthilf August Francke, der Sohn und Erbe. Annäherung an einen Unbekannten. In: Udo Schnelle (Hg.): Reformation und Neuzeit. 300 Jahre Theologie in Halle. Berlin/New York 1994, S. 211–232.

dem Senior der lutherischen Kirche in Augsburg, Samuel Urlsperger (1685–1772), und der lutherischen Hofkapelle in London organisierte der jüngere Francke seit Anfang der 1730er-Jahre die seelsorgerische Betreuung und materielle Unterstützung Salzburger Protestanten in der britisch-amerikanischen Kolonie Georgia.¹⁴ Seit 1742 waren von Halle entsandte Pastoren auch in Pennsylvania, der nordamerikanischen Kolonie mit dem höchsten deutschen Bevölkerungsanteil, tätig.¹⁵ Für die Halleschen Missionen in Indien und Nordamerika sowie unter Juden und Muslimen – ein Bündel an Projekten, für das Ulrike Gleixner den Terminus „expansive Frömmigkeit“ geprägt hat – sammelte Francke unablässig Spenden und pflegte ein Netzwerk an Unterstützerinnen und Unterstützern, das große Teile des lutherisch geprägten Mitteleuropa sowie die protestantischen Hauptstädte London und Kopenhagen umfasste. Wichtigstes Medium von Franckes Beziehungspflege war die mit dem Versand von Missionsnachrichten einhergehende Korrespondenz. Neben Geistlichen – darunter zahlreichen ehemaligen Schülern der Glauchaschen Anstalten und Studenten der Universität Halle – gehörten diesem Netzwerk Adelige (darunter viele Frauen), Kaufleute und Beamte an.¹⁶ Über in Halle ausgebildete Feldprediger wirkte diese Strömung des Pietismus überdies in das Militär Preußens und anderer protestantischer Staaten hinein.¹⁷ Selbst im katholischen Europa gab es wichtige Anlaufstationen: So wurde die weitgehend protestantische Kaufmannsgemeinde im *Fondaco dei Tedeschi* in Venedig im 18. Jahrhundert über Jahrzehnte hinweg von Pastoren aus Halle betreut.¹⁸

Das um Halle zentrierte Netzwerk pietistischer Geistlicher sowie ihrer Förderer lässt sich somit als „globale Gemeinschaft“ bezeichnen, welche sich zwar weniger rigide von der Außenwelt abschottete als eine ihrer protestantischen Konkurrentinnen, die Herrnhuter Brüdergemeine, die aber durch ihr Kommunikationsnetz eine klare Struktur erhielt und deren Gemeinschaftsbewusstsein auf einem „geteilten und kommunikativ vermittelten Wertehimmel“ basierte.¹⁹ Indem

¹⁴ Dazu zuletzt Alexander Pyrges: Religion in the Atlantic World. The Ebenezer Communication Network. In: Jonathan Strom u. a. (Hg.): Pietism in Germany and North America 1680–1820. Farnham/Burlington 2009, S. 51–67; ders.: Das Kolonialprojekt EbenEzer. Formen und Mechanismen protestantischer Expansion in der atlantischen Welt des 18. Jahrhunderts. Stuttgart 2015.

¹⁵ Vgl. bes. Hermann Wellenreuther: Heinrich Melchior Mühlenberg und die deutschen Lutheraner in Nordamerika, 1742–1787. Wissenstransfer und Wandel eines atlantischen zu einem amerikanischen Netzwerk. Berlin 2013; ders. u. a. (Hg.): The Transatlantic World of Heinrich Melchior Mühlenberg in the Eighteenth Century. Halle a. d. S. 2013.

¹⁶ Ulrike Gleixner: Expansive Frömmigkeit. Das hallische Netzwerk der Indienmission im 18. Jahrhundert. In: Heike Liebau u. a. (Hg.): Mission und Forschung. Translokale Wissensproduktion zwischen Indien und Europa im 18. und 19. Jahrhundert. Halle a. d. S. 2010, S. 57–66.

¹⁷ Vgl. Benjamin Marschke: Absolutely Pietist: Patronage, Factionalism, and State-Building in the Early Eighteenth-Century Prussian Army Chaplaincy. Halle a. d. S. 2006. Zu dem in Halle ausgebildeten Carl Daniel Küster vgl. Möbius: „Von Jast und Hitze“ (wie Anm. 6), S. 26–31.

¹⁸ Dazu ausführlich Magnus Ressel: Ein privilegiertes Händlernetz an der Lagune. Die ‚Nazione Alemana‘ in Venedig und der deutsch-italienische Handel von 1648–1806. Habilitationsschrift, Frankfurt a. M. 2017.

¹⁹ Vgl. Gisela Mettele: Weltbürgertum oder Gottesreich. Die Herrnhuter Brüdergemeine als globale Gemeinschaft 1727–1857. Göttingen 2009, Zitat: S. 113.

sie auslotet, wie der globale Siebenjährige Krieg innerhalb dieses Kommunikationsnetzes wahrgenommen, gedeutet und beschrieben wurde, vermag diese Studie auch einen Beitrag zur „globalen Mikrogeschichte“²⁰ des 18. Jahrhunderts zu leisten.

Im Folgenden werden Wahrnehmung und Deutung des Siebenjährigen Krieges in diesem interkontinentalen Kommunikationsnetz anhand von vier Schlaglichtern näher betrachtet. Zunächst zeigen wir die Reichweite und Intensität von Gotthilf August Franckes Korrespondenz­tätigkeit in Halle am Beispiel der Kommunikation über die Schlacht bei Roßbach im November 1757 auf. Daran schließen sich Ausführungen zur Rolle der lutherischen Hofkapelle in London als „Schaltzentrale“ für die Übermittlung von Informationen über das Kriegsgeschehen sowie zu ihrem Beitrag zur Akquisition von Spenden für die preußische Zivilbevölkerung an. In einem dritten Schritt gehen wir der Frage nach, wie die von Halle entsandten Pastoren in Pennsylvania ihre Erfahrungen und Deutungen des Siebenjährigen Krieges nach Europa kommunizierten. Viertens skizzieren wir, wie die Halleschen Missionare in Südindien den Krieg erlebten und darüber berichteten.

Ein herrlicher Sieg: Gotthilf August Francke und die Schlacht bei Roßbach

Bekanntlich war die preußische Armee nach der Niederlage bei Kolín im Juni 1757 in die Defensive geraten, und in Halle beobachtete man das Vorrücken französischer und österreichischer Verbände sowie der Reichsarmee in den folgenden Monaten schon angesichts der geografischen Lage der Stadt an der Peripherie des preußischen Staatsgebiets mit wachsender Besorgnis. So schrieb Francke im August 1757 an einen Korrespondenzpartner in Salzen, die Mitarbeiter der Anstalten seien „seit einigen Tagen durch verschiedene Gerüchte vor der nahen Ankunft der Franzosen [...] in Sorge gesetzt“ worden.²¹ Anfang Oktober entwarf Francke in einem Brief an den Indienmissionar Oluf Maderup (1711–1776) ein düsteres Szenario für den Fall, dass Halle in die Hand der Gegner Preußens fiel: „Der Feind hat auch wohl insonderheit gegen uns und die hiesige Anstalten etwas im Sinne gehabt, da es nach den geheimen Verständnißen der Feinde unsers Königs [...] auf das Herzogthum Magdeburg abgesehen gewesen, und in denen unter andern in England herausgekommenen Nachrichten, wie die von denselben zu erobernde Lande haben sollen vertheilt werden, auch des hiesigen Waisenhauses nicht vergeßen, sondern daßelbe zu einem Jesuiter-Collegio bestimmt worden.“

²⁰ Vgl. zu diesem Ansatz Tonio Andrade: *A Chinese Farmer, Two African Boys, and a Warlord: Toward a Global Microhistory*. In: *Journal of World History* 21 (2010) 4, S. 573–591; Francesca Trivellato: *Is There a Future for Italian Microhistory in the Age of Global History?* In: *California Italian Studies* 2 (2011) 1, online zugänglich unter: <http://escholarship.org/uc/item/0z94n9hq> (letzter Zugriff am 27. 4. 2020); John-Paul Ghobrial: *The Secret Life of Elias of Babylon and the Uses of Global Microhistory*. In: *P&P* 222 (2014) 1, S. 51–93.

²¹ AFSt/H C 379 : 60, G. A. Francke an J. B. Blaufuß, Halle a. d. S., 24. 8. 1757.

Francke räumte zwar ein, es sei unsicher, ob „diese Nachrichten authentic“ seien; angesichts der Tatsache, dass insbesondere „die Catholicken dergleichen bedrohliche Redensarten verschiedentlich ausgestoßen“ hätten, müsse man gleichwohl das Schlimmste befürchten und auf Gott vertrauen, „zu deßen väterlicher Beschirmung wir auch die Hoffnung haben“.²²

Vor diesem Hintergrund wirkte der preußische Sieg über zahlenmäßig weit überlegene französische Truppen und die Reichsarmee bei der rund 40 Kilometer südlich von Halle gelegenen Ortschaft Roßbach am 5. November 1757²³ wie eine Erlösung. Francke verbreitete seine Deutung der Ereignisse in den folgenden Wochen in einer Reihe von Briefen an Kollegen und Unterstützer. Bereits neun Tage nach der Schlacht griff er zur Feder, um die Indienmissionare zu informieren. Die Glauchaschen Anstalten seien zwar „durch manche Prüfungen gegangen“, doch habe Gott „bis hierhin gnädig durchgeholfen und uns manche Spuren seiner gnädigen Vorsorge erfahren lassen“. So sei Halle bislang weitgehend von Kriegseinwirkungen verschont geblieben, und jüngst habe „uns der Herr durch einen etwa 3. Stunden hinter Merseburg über die grosse combinirte französische, österreichische und Reichs-Armée unserm König geschenkten Sieg eine solche grosse Wohlthat erzeiget, die wir als die allerdeutlichste Probe der Erhörung unsers Gebets anzusehen und davon Ihm allein alle Ehre zu geben haben. Denn vor menschlichen Augen wäre sonst unmöglich gewesen, daß das kleine Corps unsers Königs von höchstens 22[000] Mann, eine Armee von 70. bis 80[000] Mann also schlagen sollte, daß selbige ganz und gar zerstreuet würde, zumal unser Verlust, welches auswärtige oder unsere Nachkommen kaum glauben werden, aber doch gewiß ist, noch nicht 500. Mann beträgt, dabey der größte Theil der feindlichen Artillerie erobert, bis 400. Officers und 5. bis 6[000] Gemeine gefangen genommen worden, wiewohl man diese Summen und die Anzal der gebliebenen noch nicht genau weiß.“²⁴

Aber nicht nur die Verschönerung der Stadt Halle erschien Francke als göttliche Fügung; vielmehr war er überzeugt, dass die Glauchaschen Anstalten als protestantisches „Leuchtturmprojekt“ auch aus Sicht der Gegner Preußens eine hohe Symbolkraft besaßen. Im Falle einer Niederlage hätte Halle „das Garaus bevorgestanden“, zumal die Feinde Preußens offenbar beabsichtigt hatten, dort die Reichsacht gegen Friedrich II. zu publizieren, den sächsischen Kurfürsten und polnischen König zum Herrscher über das Herzogtum Magdeburg zu proklamieren sowie „alle Kirchen zum catholischen Gottes-dienst einzunehmen“. Ob man „solchen Gerüchten“ Glauben schenke oder nicht, bestehe an den sinistren Absichten der „Feinde“ doch kein Zweifel, zumal diese „alle Sächsische dörfer, ob sie gleich Sachsen eigentlich zu Hilfe kommen sollen, rein ausgeplündert und an manchen Orten Teutschlands recht betrübte vestigia ihrer Wuth zurück gelassen haben“.²⁵

²² AFSt/M 1 B 46 : 34, G. A. Francke an O. Maderup, Halle a. d. S., 4. 10. 1757.

²³ Dazu ausführlich Alexander Querengässer (Hg.): Die Schlacht bei Roßbach. Akteure – Verlauf – Nachwirkung. Berlin 2017. Vgl. auch Thomas Nicklas: Die Schlacht von Roßbach (1757) zwischen Wahrnehmung und Deutung. In: FBPG NF 12 (2002) 1, S. 35–51.

²⁴ AFSt/M 1 B 46 : 31, G. A. Francke an die Missionare in Tranquebar, Halle a. d. S., 14. 11. 1757.

²⁵ Ebd.

Nachdem er erfahren hatte, dass sich das Auslaufen der dänischen Schiffe nach Indien verzögerte, schickte Francke Ende November 1757 einen weiteren Brief an die Indienmissionare nach Kopenhagen, in dem er über den jüngsten Erfolg preußischer Truppen vor Breslau berichtete und zusätzliche Details zur Schlacht bei Roßbach hinzufügte: Die Schlacht, schrieb er, sei auf einen Sonabend gefallen, „da man hier das Feuern aus dem groben Geschütz und kleinen Gewehr sehen und hören“ konnte. Eine knappe Woche vorher sei Halle noch durch ein „Commando französischer Husaren“ in Angst und Schrecken versetzt worden, das auf die Stadt vorgerückt war, eine Brücke in Brand gesteckt und Geld erpresst hatte. Abgesehen von vereinzelten Plünderungen sei dabei jedoch „weiter kein Schade geschehen“. Allerdings habe dieser Vorfall den Mitarbeitern und Bewohnern der Glauchaschen Anstalten die Gefahr, in der sie schwebten, vor Augen gestellt. Nachdem „der treue Gott unser Gebet so augenscheinlich erhört“ habe, sei „eine ausserordentliche Erweckung zum Lobe Gottes wahrzunehmen gewesen“. Francke ersuchte die Missionare in Tranquebar, diese Neuigkeiten auch an ihre Kollegen in Madras und Cuddalore „zu communiciren“.²⁶

Einen Monat nach der Schlacht erkundigte sich Elisabeth Ernestine Antonie von Sachsen-Meiningen (1681–1766), Äbtissin von Gandersheim und langjährige Unterstützerin der Halleschen Überseemission,²⁷ bei Francke nach der Lage der Glauchaschen Anstalten. Sie hoffe, schrieb sie, dass nach dieser Schlacht „endlich mehr Ruhe und Sicherheit bey Ihnen, und [an] Ihren Grentzen“ herrschen werde. Zugleich erbat sie genauere Informationen, da die ihr zugänglichen Zeitungen wenig über Halle berichteten, sie aber befürchte, dass Francke und seine Mitarbeiter ähnliche „Fatalitaeten werden erfahren haben, als andere Orte in Sachßen, und in andern Ländern, wenn Gott nicht sonderlich über ihnen gewachtet hat, um Seines kleinen Häufleins Willen, welches Ihm aldort rechtschaffen dienet“. Auch Gandersheim sei durch französische Truppeneinfälle und Einquartierungen in Unruhe versetzt worden, seit Kurzem aber „von diesen Gästen befreyt“.²⁸ Francke antwortete der Äbtissin, Halle sei „durch den herrlichen Sieg bey Roßbach“ zum „Exempel“ göttlicher „Liebe und Barmherzigkeit“ geworden. Zur näheren Information schickte er ihr sämtliche Exemplare der seit der Schlacht erschienenen (im Verlag des Waisenhauses gedruckten) „Hallischen Zeitungen“²⁹ und be-

²⁶ AFSt/M 1 B 46 : 37, G. A. Francke an die Missionare in Tranquebar, Halle a. d. S., 29.11.1757.

²⁷ Vgl. Ulrike Gleixner: Pietistisch-lutherische Kooperation in der Indienmission. Gotthilf August Francke (1696–1769) und die Fürstäbtissin Elisabeth Ernestine Antonie von Sachsen-Meiningen (1681–1766) mit ihrem Gandersheimer Zirkel. In: Dieter Merzbacher/Wolfgang Miersmann (Hg.): Wirkungen des Pietismus im Fürstentum Wolfenbüttel. Studien und Quellen. Wiesbaden 2015, S. 507–526.

²⁸ AFSt/M 3 H 51 : 50, E. E. A. von Sachsen-Meiningen an [G. A. Francke], Gandersheim, 5.12.1757.

²⁹ Die mehrmals wöchentlich erscheinenden „Hallischen Zeitungen“ hatten zwei Tage nach der Schlacht erstmals über den preußischen Sieg berichtet und druckten in der Folgezeit eine Reihe von Detailnachrichten und Augenzeugenberichten: Hallische Zeitungen 1757, S. 704 (Nr. 176, 7.11.1757), S. 711f. (Nr. 178, 10.11.1757), S. 725–727 (Nr. 181, 15.11.1757), S. 732–743 (Nr. 183, 19.11.1757), S. 751 (Nr. 185, 22.11.1757), S. 754f. (Nr. 186, 24.11.1757).

richtete ihr, dass die Franzosen zwar Kontributionen in der Stadt erpresst und einige Zerstörungen angerichtet hätten. „Merckwürdig“ sei jedoch, dass die „Feinde“ das Waisenhaus nicht betreten hätten und dort alles ruhig geblieben sei. Feindliche Drohungen sowie Gräueltaten in Sachsen hätten im Falle eines Sieges der Gegner Preußens allerdings die Inbesitznahme Halles durch den König von Polen und die Rekatholisierung aller Kirchen der Stadt befürchten lassen.³⁰

Auch in einem Brief an Johann Finckenhagen (1695–1778), den Sekretär der dänischen Mission in Kopenhagen, bekräftigte Francke Ende 1757 seine Deutung, dass „durch den herrlichen Sieg bey Roßbach“ die evangelische Kirche im Reich gerettet worden sei: „Es ist wahr, wir haben diser Wohlthat nicht nur unser Leben und Wohlfarth, sondern auch vornemlich unsre edle Gewissensfreyheit aufs neue zu dancken. Und da nun wohl niemand mehr daran zweifeln wird, daß wenn die alliirte oesterreichische und französische Macht die Oberhand bekommen solte, es mit der Religions freyheit der protestantischen Kirche aus seyn würde: so haben wir Gott um so vil mehr zu preisen, daß Er unser armes Flehen und Gebet aufs neue erhört und unserem Könige in Schlesien ohnlängst einen noch viel herrlichern Sieg verliehen.“³¹ Mit der Hoffnung, dass Gott den „Feinden seines Reichs“ auch künftig Einhalt gebieten werde, verknüpfte Francke allerdings deutliche Kritik am Verhalten protestantischer Mächte wie Schweden, die in diesem Krieg auf der Seite der Gegner Preußens standen.³²

So sehr Francke den Sieg bei Roßbach als Zeichen göttlicher Vorsehung und Gnade interpretierte, so sehr vermisste er einen längerfristigen Effekt im Sinne einer Intensivierung der Frömmigkeit. Er wünsche, schrieb er im März 1758 an einen adeligen Unterstützer, Gustav Eberhard von Greiffenpfel (1693–nach 1775), „daß der Eindruck bey mehrern von besserer Dauer wäre, und daß unsere ganze protestantische Kirche sich aus der Lauigkeit und Trägheit, wodurch sie die Gerichte Gottes auf sich gezogen hat, durch diese allgemeine Noth und die so merckliche Hülfe des Herrn zu rechtem Ernst in dem Christenthum erwecken lasse“.³³ Neben der Hoffnung auf eine „Erweckung“ richtete sich das Augenmerk der Halleschen Pietisten auf die religiöse Einstellung des Königs. Obwohl dieser zur protestantischen Offenbarungsreligion auf Distanz blieb, waren Francke und seine Mitstreiter nicht nur in ihrer Loyalität zum Monarchen unerschütterlich, sondern registrierten auch aufmerksam alle Anzeichen einer vermeintlichen Hinwendung Friedrichs II. zur evangelischen Frömmigkeit. So schrieb Francke Ende Mai 1758 an den Kaufmann Johann Michael Wagner (1685–1767) in Venedig: „Es muß iedermann erkennen, daß es der Herr gethan und ihm allein dafür alle Ehre gebühre, und man hat auch Zeugnisse, daß unser König selbst erkannt und bekannt habe, daß solche Siege von ihm kommen. Davon ist aber Gott lob nicht die

³⁰ AFSt/M 1 J 14 : 274, [G. A. Francke] an E. E. A. von Sachsen-Meiningen, Halle a.d.S., 21.12.1757.

³¹ AFSt/M 1 F 8 : 81, [G. A. Francke] an J. Finckenhagen, Halle a.d.S., 20.12.1757.

³² Ebd.

³³ AFSt/H C 405 : 27, G. A. Francke an G. E. von Greiffenpfel, Halle a.d.S., 20.3.1758.

geringste Apparence, daß er zu Annehmung der catholischen Religion einige Neigung haben sollte, wie denn wirkklich der gegenwärtige Krieg, nach seiner Art und Beschaffenheit, kaum Zuneigung zur Römischen Kirche bey Ihm wecken kan, und selbst das Interesse Ihn nothwendig noch immer mehr auf die andere Seite lencken muß; und ist mir übrigens vornehmlich dieses ein sehr angenehmer Umstand, daß gleichwie Oesterreich und Franckreich, als die beyden Häuser, auf welchen in Absicht der Religion die grösten Blutschulden ruhen, sich miteinander verbunden, also unser König von der connexion mit letzterm abgezogen und mit Engelland alliirt worden.“³⁴

Insgesamt lässt die Korrespondenz zwischen Gotthilf August Francke und seinem Netzwerk zwar eine durchgehende – und von keinem Mitglied dieser Kommunikationsgemeinschaft jemals ernsthaft hinterfragte – Parteinahme für den preußischen König erkennen, doch war diese stets in einen religiösen Kontext eingebettet. Francke und seine Briefpartner hofften auf militärische Erfolge Preußens, weil nach ihrer Ansicht die Zukunft des Protestantismus und damit auch ihrer eigenen Arbeit davon abhing, und sie schrieben preußische Siege nicht primär dem strategischen Genie Friedrichs II. zu, sondern dem Wirken Gottes. Wenn er bedenke, schrieb Francke im November 1758 an die Äbtissin von Gandersheim, dass der König schon seit mehr als zwei Jahren „fast gegen gantz Europa ausgehalten hat, und noch nicht mit allen seinen Unterthanen und der ganzen protestantischen Kirche aufgerieben ist“, so könne er nicht umhin, „die Wunderhand des Herrn in Demuth [zu] veneriren, die sich allemal wenn die Noth am höchsten gestiegen, durch eine ausserordentliche Hülfe verherrlicht hat“.³⁵ Diese religiöse Kriegsdeutung lässt sich wohl kaum als Erfolg friderizianischer Propaganda interpretieren; viel plausibler erscheint es, dass die Mitglieder der hallisch-pietistischen Kommunikationsgemeinschaft den Konflikt im Lichte etablierter und lange tradierter Sinngebungs- und Deutungsmuster betrachteten.

Der Sieg bei Roßbach befreite Preußen freilich nur temporär aus seiner existenziellen Bedrängnis, und bis zum Ausscheiden Russlands aus der anti-preußischen Koalition Anfang 1762 wurde die Gegend um Halle noch mehrfach Schauplatz kriegerischer Aktionen. Anfang August 1758 rückte ein österreichisches Kavalleriekorps in die Stadt ein und blieb mehrere Tage; im folgenden Sommer war Halle sogar vier Wochen lang von österreichischen Truppen und Einheiten der Reichsarmee besetzt. Auch im Herbst 1760 sowie im Herbst 1761 war die Stadt mehrfach mit der Präsenz fremder Truppen konfrontiert.³⁶ Obwohl die Glauchaschen Anstalten sich an Kontributionen beteiligen sowie Pferde und Fourage stellen

³⁴ AFSt/H C 456 : 80, G. A. Francke an J. M. Wagner, Halle a. d. S., 27. 5. 1758.

³⁵ AFSt/M 1 J 14 : 283, [G. A. Francke] an E. E. A. von Sachsen-Meiningen, Halle a. d. S., 4. 11. 1758.

³⁶ Vgl. Gustav Friedrich Hertzberg: Geschichte der Stadt Halle an der Saale von den Anfängen bis zur Neuzeit. Bd. 3: Geschichte der Stadt Halle an der Saale während des 18. und 19. Jahrhunderts. Halle a. d. S. 1893, S. 180–207; Marion Mücke/Thomas Schnalke: Briefnetz Leopoldina. Die Korrespondenz der Deutschen Akademie der Naturforscher um 1750. Berlin/New York 2009, S. 513f.

mussten, kam es in keinem dieser Fälle zu Plünderungen, Sachbeschädigungen oder Übergriffen auf die Bewohner. Vielmehr berichteten Francke und seine Mitarbeiter von – katholischen wie protestantischen – Offizieren der gegnerischen Armeen, die sich nach Rundgängen durch das Waisenhaus beeindruckt zeigten, Bibeln und Broschüren als Geschenke entgegennahmen sowie Schutzmaßnahmen für die Anstalten anordneten.³⁷

Diese Erfahrungen trugen zweifellos zu einer differenzierteren Wahrnehmung der Kriegsgegner Preußens bei; von Plänen, die Glauchaschen Anstalten in ein „Jesuitenkloster“ umzuwandeln, war in der Halleschen Korrespondenz nach dem Abzug der fremden Truppen in der Stadt keine Rede mehr. Dass die Interpretation des Siebenjährigen Krieges als Religionskrieg in Halle gleichwohl lebendig blieb, wurde in einer im Februar 1763 verfassten und an wichtige Korrespondenten und Förderer versandten Relation über das abgelaufene Jahr nochmals bekräftigt: „Wie die Noth des so allgemein ausgebreiteten Krieges als ein Gericht des gerechten Gottes anzusehen; also ist auch nunmehr die grosse Wohlthat des allgemeinen friedens aus der Hand des Herrn lediglich anzunehmen, und ist hierbey sonderlich merckwürdig, daß der Herr eben zu der Zeit, da die Sachen unsers lieben Königs am allermüßlichsten ausgesehen, und man vor menschlichen augen keinen andern ausweg, als die endliche Unterdrückung desselben und mit ihm in Teutschland der Protestantischen Kirche zu erwarten gehabt, durch den Tod der Russischen Kayserin Elisabeth angefangen seine Hülfe zu erzeigen, von welcher Zeit auch die grosse Alliance in welcher fast die ganze macht von Europa gegen unsern König verbunden war, und also auch der beschlossene Rath nach und nach in ein völliges Nichts verkehrt worden. So gewiß insonderheit die Papisten bey diesem Krieg ihre Absicht zur völligen ausrottung der Protestanten zu erreichen gehofft; so wenig Vortheile haben sie davon gezogen, hingegen ist während diser Zeit die gröste Stütze des Papstums, die Jesuiten wenigstens in so weit gefallen, daß sie auf ewig stinckend geworden. Und also hat der Herr noch dismal seine Kirche für Verfolgungen bewahrt.“³⁸

³⁷ Am ausführlichsten wird darüber in den handschriftlichen Jahresberichten berichtet, die an wichtige Korrespondenzpartner und Unterstützer versandt wurden: AFSt/M 3 M 5 : 7, Bericht über das Jahr 1758; AFSt/M 3 M 5 : 6, Bericht über das Jahr 1759; AFSt/M 3 M 5 : 5, Bericht über das Jahr 1760; AFSt/M 3 M 5 : 4, Bericht über das Jahr 1761. Zu den Erfahrungen des Jahres 1758 vgl. auch AFSt/H C 668 : 34, G. A. Francke an B. S. v. Hagemester, Halle a. d. S., 18. 9. 1758; AFSt/M 1 J 14 : 281, [G. A. Francke] an E. E. A. von Sachsen-Meiningen, Halle a. d. S., 30. 9. 1758. Zur Okkupation im August 1759 siehe AFSt/M 1 J 14 : 292, [G. A. Francke] an E. E. A. von Sachsen-Meiningen, Halle a. d. S., 22. 9. 1759; AFSt/H C 728 : 26, G. A. Francke an J. Schramm, Halle a. d. S., 29. 9. 1759; AFSt/M 1 B 48 : 14, G. A. Francke an die Missionare in Tranquebar, Halle a. d. S., 16. 10. 1759; AFSt/H C 741 : 19, G. A. Francke an A. Stellwag, Halle a. d. S., 24. 10. 1759. Zu den Ereignissen des Jahres 1760: AFSt/H C 661 : 211, G. A. Francke an F. H. von Seckendorff, Halle a. d. S., 17. 11. 1760; AFSt/H C 708 : 91, G. A. Francke an J. C. Silchmüller, Halle a. d. S., 19. 11. 1760; AFSt/M 1 B 49 : 40, G. A. Francke an die Missionare in Tranquebar, Halle a. d. S., 22. 11. 1760.

³⁸ AFSt/M 3 M 5 : 3, Bericht über das Jahr 1762, 16. 2. 1763, S. 10.

London als Kommunikationszentrale

An der im Jahre 1700 eingerichteten lutherischen Hofkapelle in London, die in enger Verbindung mit dem Halleschen Pietismus stand,³⁹ zeigte man sich über den preußischen Sieg bei Roßbach ebenfalls hocherfreut. Ende 1757 bedankte sich Friedrich Wilhelm Pasche (1728–1792) dort für die Zusendung der „Hallischen Zeitungen“ sowie eines Plans der Schlacht und bat auch um ein weiteres Exemplar, da „der übersandte Riß durch einen wehrten Freund [...] dem Printzen von Wales zu Gesichte gekommen, der ihn gerne behalten wollen“.⁴⁰

Lutherischer Hofprediger in London war seit 1722 Friedrich Michael Ziegenhagen (1694–1776), doch aufgrund seines Alters, gesundheitlicher Probleme und vielfältiger anderer Aufgaben lag die Korrespondenz mit Halle zur Zeit des Siebenjährigen Krieges weitgehend in den Händen von dessen Adjunkten Samuel Theodor Albinus (1718–1776) und Friedrich Wilhelm Pasche.⁴¹ Sie korrespondierten mit Franckes Sekretär Sebastian Andreas Fabricius (1716–1790) regelmäßig über Angelegenheiten der lutherischen Mission sowie über Anliegen deutscher Lutheraner in England.

Die lutherischen Pastoren in London nahmen am Schicksal Halles und Preußens während des Krieges regen Anteil. Wiederholt baten sie Fabricius um die Verifizierung von Nachrichten, die sie in englischen Zeitungen gelesen hatten, beziehungsweise um nähere Informationen dazu, und sie wurden mitunter ungeduldig, wenn Nachrichten ausblieben oder zu knapp ausfielen. Inspiriert durch die Lektüre der „Patriotischen Briefe“ des preußischen Feldpredigers Adolph Dietrich Ortmann (1718–1781)⁴² plante Albinus im Frühjahr 1759 sogar eine Art Materialsammlung über den Siebenjährigen Krieg, um das Wirken der göttlichen Vorsehung für die Nachwelt zu dokumentieren: „Ein Freund communicirte mir vor einigen Tagen die gedruckte Nachrichten von dem gegenwärtigen Krieg in Preußen, wie auch des Inspectoris zu Belitz, Ad[olf] Fr[iedrich, sic] Ortmanns patriotische Briefe zur Ermahnung und Trost beim itzigen Kriege. Beyde haben einen solchen tiefen Eindruck in mein Gemüth gehabt, daß ich selbigen zum Heil meiner Seelen oft zu erneuern suchen werde. Es hat mich selbiger veranlaßet Gel[iebte] Brüder ergebenst zubitten, die Gütigkeit zu haben und was etwa seit dieser Krieges Zeit von Anfang an merckwürdiges publiciret worden, auch die

³⁹ Vgl. Holger Zaunstöck u. a. (Hg.): London und das Hallesche Waisenhaus. Eine Kommunikationsgeschichte im 18. Jahrhundert. Halle a. d. S. 2014; Pyrges: Kolonialprojekt (wie Anm. 14), S. 138–151.

⁴⁰ AFSt/M 1 D 4 : 1, F. W. Pasche an S. A. Fabricius, Kensington, 26. 12. 1757.

⁴¹ Christina Jetter-Staib: Halle, England und das Reich Gottes weltweit. Friedrich Michael Ziegenhagen (1694–1776), Hallescher Pietist und Londoner Hofprediger. Halle a. d. S. 2013. Zu Albinus und Pasche vgl. ebd., S. 140–143.

⁴² Vgl. Angela Strauß: Imagination des Krieges. Die Patriotischen Briefe des Feldpredigers Adolph Dietrich Ortmann (1758/59). In: Stefanie Stockhorst (Hg.): Krieg und Frieden im 18. Jahrhundert. Internationale wissenschaftliche Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts. Hannover 2015, S. 545–563; Schort: Politik (wie Anm. 3), S. 103f., S. 350f.; Leonhard: Bellizismus (wie Anm. 5), S. 191f.

verschiedene Manifeste so viel mögl[ich] zusammen zu samlen und sie mir gelegentl[ich] zu senden. Die Wercke des Gerichts Gottes als auch die Wercke seiner Gnade so er in diesem Kriege so augenscheinlich vor unsern Augen gethan hat, sind so merckwürdig, daß das Andencken davon billig auf Kind u. Kindes Kinder zur Warnung für die Sünde, und zur Erweckung des Glaubens an göttliche Hülfe fortgepflanzt werden soll.“⁴³

Umgekehrt berichteten die Mitarbeiter der Hofkapelle regelmäßig über das Kriegsgeschehen in Nordamerika, der Karibik, Ostindien und auf den Weltmeeren nach Halle, wobei sie ihren Briefen häufig Zeitungen beziehungsweise Zeitungsexzerpte beilegte. So informierten sie ihre Korrespondenzpartner über das Kriegsgerichtsverfahren gegen Admiral Byng nach der Kapitulation Menorcas 1756,⁴⁴ die Eroberung der Festung Louisbourg an der kanadischen Atlantikküste 1758,⁴⁵ die Einnahme von Guadeloupe 1759⁴⁶ sowie die Eroberung von Martinique und Havanna 1762.⁴⁷ Mit Francke und seinen Mitarbeitern teilten die Londoner Pastoren die Interpretation des Krieges als Werk der göttlichen Vorsehung; indessen standen sie dem lärmenden Patriotismus der britischen Öffentlichkeit distanziert gegenüber und monierten den Mangel an echter Frömmigkeit. „Ich kann nicht sagen“, klagte Samuel Theodor Albinus im Februar 1758, „daß die allgemeine Noth und die bisher erfahrne herrliche Hülfe in diesem Lande einen allgemeinen demüthigen und danckbaren Eindruck gemacht hätte. Das Pöbel-Volck versündigt sich aus Unwissenheit und Blindheit noch mehr. Man findet alle Gassen thönend von dem glorreichen K[önig] v[on] Pr[eußen,] man verkauft lauter Preußische Sachen. Preußisch Bier. Tobacco. [...] und die Zeichen der Häuser werden auch darnach modellirt.“

Nur eine kleine Minderheit der englischen Bevölkerung erkenne, dass diese Erfolge Gottes Werk seien, und bete, „daß er ferner seine allmächtige Schutz hand über seine Kirche halten, und aus der noch bevorstehenden großen Gefahr erretten wolle“. Zweimal wöchentlich versammelte sich allerdings „ein häuflein Teutscher, die für ihr Vaterland, für den freyen öffentl[ichen] Gebrauch der Mittel der

⁴³ AFSt/M 1 D 6 : 22, S. T. Albinus an S. A. Fabricius, London, 27. 3. 1759.

⁴⁴ AFSt/M 1 D 4 : 35, F. W. Pasche an S. A. Fabricius, Kensington, 3. 1. 1757; AFSt/M 1 D 4 : 28, ders. an dens., Kensington, 11. 3. 1757. Zu den Hintergründen vgl. Baugh: *Seven Years War* (wie Anm. 9), S. 182–195, S. 229–235.

⁴⁵ AFSt/M 1 D 5 : 17, F. W. Pasche an S. A. Fabricius, Kensington, 22. 8. 1758. Vgl. Baugh: *Seven Years War* (wie Anm. 9), S. 253–261, S. 338–348; Fred Anderson: *Crucible of War. The Seven Years' War and the Fate of Empire in British North America, 1754–1766*. New York 2000, S. 250–256.

⁴⁶ AFSt/M 1 D 6 : 25, F. W. Pasche an S. A. Fabricius, Kensington, 9. 3. 1759; AFSt/M 1 D 6 : 17, ders. an dens., Kensington, 19. 6. 1759. Zu den Hintergründen vgl. Baugh: *Seven Years War* (wie Anm. 9), S. 377–384; Richard Harding: *The War in the West Indies*. In: Danley/Speedman (Hg.): *Seven Years War* (wie Anm. 5), S. 293–323, hier: S. 308–312.

⁴⁷ AFSt/M 1 D 8 : 44, F. W. Pasche an S. A. Fabricius, Kensington, 5. 4. 1762; AFSt/M 1 D 8 : 39, ders. an dens., Kensington, 9. 7. 1762; AFSt/M 1 D 8 : 26, ders. an dens., Kensington, 1. 10. 1762; zu den Ereignissen vgl. Baugh: *Seven Years War* (wie Anm. 9), S. 560, S. 575–581; Anderson: *Crucible* (wie Anm. 45), S. 497–502; Harding: *War in the West Indies* (wie Anm. 46), S. 316–320.

Gnaden, für die Bekehrung der Seelen, für die Knechte des Herrn herzlich beten“.⁴⁸ Nach den großen britischen Erfolgen des Jahres 1759 meinte Albinus, die Nation habe allen Grund, Gott auf Knien für seine Gnade zu danken. Dies schienen auch mehr und mehr Engländer zu erkennen, da der letzte „allgemeine öffentl[iche] Dank-Tag mit gebührender Stille und Andacht gefeyert“ worden sei, worüber sich Albinus „sehr vergnüget“ zeigte. Ansonsten sei „die Nation an frohen Tagen zu allerhand Ausschweifungen geneigt“.⁴⁹

Angesichts der vermeintlichen religiösen Indifferenz in Großbritannien wussten die Mitglieder der lutherischen Hofkapelle das Engagement des populärsten Erweckungspredigers seiner Zeit, George Whitefield (1714–1770), besonders zu schätzen. Man könne durchaus behaupten, „der König in Preußen hat in diesem Kriege mehr gläubige Fürbitter als Soldaten und Canonen“, berichtete Pasche im Dezember 1757 nach Halle. Eine besondere Rolle käme dabei Whitefield zu, den Pasche als „theure[s] Werkzeug Gottes“ bezeichnete: „In allen seinen Predigten, deren er die Woche hindurch noch immer mehr als 7 hält, thut er öffentliche Fürbitte für den König in Preußen und deßen Waffen.“ Als es für den Verbündeten Großbritanniens besonders düster aussah, habe er mit seinen Anhängern einen Fastentag mit drei Predigten abgehalten, und „nach dem glorreichen Siege“ bei Roßbach habe er „einen öffentlichen Dank=Tag“ veranstaltet und abermals dreimal gepredigt.⁵⁰

Whitefield, der seit den späten 1730er-Jahren auf zahlreichen Reisen durch Großbritannien und die nordamerikanischen Kolonien eine transatlantische Erweckungsbewegung initiiert hatte,⁵¹ pflegte seit Langem enge Kontakte zu pietistischen Geistlichen in Halle, England und Amerika.⁵² Er beließ es auch nicht bei Fürbitten für den Preußenkönig: Als Nachrichten über Verwüstungen und Gräueltaten russischer Truppen in Pommern und der Neumark⁵³ England erreichten, sammelte er 1760/1761 in seiner Londoner Gemeinde sowie auf Predigtturen mehrere hundert Pfund für die notleidende Zivilbevölkerung, die über die lutherische Hofkapelle nach Halle remittiert wurden, wo Francke und seine Mitarbeiter für die Verteilung an Bedürftige sorgten.⁵⁴ Außerdem fiel der Hofkapelle die Auf-

⁴⁸ AFSt/M 1 D 5 : 35, S. T. Albinus an S. A. Fabricius, London, 24. 2. 1758.

⁴⁹ AFSt/M 1 D 6 : 8, S. T. Albinus an S. A. Fabricius, London, 16. 12. 1759.

⁵⁰ AFSt/M 1 D 4 : 4, F. W. Pasche an S. A. Fabricius, Kensington, 6. 12. 1757.

⁵¹ Vgl. zu ihm Harry S. Stout: *The Divine Dramatist. George Whitefield and the Rise of Modern Evangelicalism*. Grand Rapids 1989; Frank Lambert: „Pedlar in Divinity“. *George Whitefield and the Transatlantic Revivals, 1737–1770*. Princeton 1994; Thomas S. Kidd: *George Whitefield. America's Spiritual Founding Father*. New Haven/London 2014.

⁵² Vgl. Jetter-Staib: *Ziegenhagen* (wie Anm. 41), S. 409–413; Karl Zehrer: *The Relationship between Pietism in Halle and Early Methodism*. In: *Methodist History* 17 (1979) 4, S. 211–224; Kidd: *Whitefield* (wie Anm. 51), S. 55f.

⁵³ Zu Stereotypen und Realität russischer „Grausamkeiten“ im Siebenjährigen Krieg vgl. Marian Füßel: „Féroces et barbares?“ *Cossacks, Kalmyks and Russian Irregular Warfare during the Seven Years' War*. In: Danley/Speedman (Hg.): *Seven Years' War* (wie Anm. 5), S. 243–262.

⁵⁴ AFSt/M 1 D 7 : 57, F. W. Pasche an S. A. Fabricius, Kensington, 25. 4. 1760; AFSt/M 1 D 7 : 58, F. M. Ziegenhagen an S. A. Fabricius, Kensington, 22. 5. 1760; AFSt/M 1 D 7 : 62, F. W. Pasche an

gabe zu, Berichte über die Notsituation in Preußen zu sammeln und für die Publikation in England zu übersetzen; eine solche Sammlung erschien 1760 in London unter dem Titel „Russian Cruelty“ mit einem Vorwort Whitefields.⁵⁵ Obwohl zwischenzeitlich schwer erkrankt, initiierte der Prediger in der Folgezeit weitere Kollekten für preußische Kriegsoffer, beispielsweise Anfang 1762 in Wales.⁵⁶

Ein Brief Pasches nach Halle vom Oktober 1762 veranschaulicht das Wechselspiel von Informationsbeschaffung und Spendenakquise in England. Whitefield, so Pasche, sei „kürtzlich in Schottland gewesen“ und habe bei seinem anschließenden Besuch in der Hofkapelle beteuert, „daß die Schottländer dem größten Theil nach, auf seine Vorstellung, sehr geneigt sich bezeigt, den durch den Krieg verarmten Preuß[ischen] Unterthanen mit einer Collecte zu Hülfe zu kommen“. Voraussetzung dafür sei allerdings, dass sie „von dem Herrn Doctor Francken eigenhändig bestätigte zuverlässige Nachrichten hätten, daß wirklich die drückende Armuth und Hülfslosigkeit bey vielen noch fortdaure“. Wenn Francke also zügig einen entsprechenden Bericht übersenden würde, „so wäre wohl eine neue beträchtliche Beyhülfe unter Gottes Segen zu erwarten“. Pasche spezifizierte überdies, welche Art von Informationen Whitefield für seine Arbeit benötigte: „Es käme [...] bey gedachten Nachrichten nicht sowohl darauf an, was oder wie hoch der Verlust sey, den Personen gehabt, als vielmehr in was vor Dürftigkeit sie itzo noch stehen, und wenn sie Familien haben, die Zahl der Kinder, ihr Geschlecht und Alter, und daß solche nicht anderswo können untergebracht und versorget werden.“ Außerdem seien Informationen über die hohen Preise und den Mangel an lebensnotwendigen Gütern erwünscht.⁵⁷ Obwohl diese transnationale Spendenkampagne nach dem Allianzwechsel Russlands 1762 deutlich an Schwung verlor und schließlich im Sande verlief, markiert sie eine signifikante Episode in der Kooperation zwischen mitteleuropäischem Pietismus und englischer Erweckungsbewegung: Allein 1760/1761 wurden auf diesem Wege 9 000 Reichstaler für preußische Kriegsoffer gesammelt.⁵⁸

S. A. Fabricius, Kensington, 17. 6. 1760; AFSt/M 1 D 7 : 55, ders. an dens., Kensington, 8. 7. 1760; AFSt/M 1 D 7 : 54, ders. an dens., Kensington, 11. 7. 1760; AFSt/M 1 D 7 : 53, ders. an dens., Kensington, 29. 7. 1760; AFSt/M 1 D 7 : 50, ders. an dens., Kensington, 2. 9. 1760; AFSt/M 1 D 7 : 49, ders. an dens., Kensington, 28. 10. 1760; AFSt/M 1 D 7 : 41, ders. an dens., Kensington, 2. 1. 1761; AFSt/M 1 D 7 : 40, ders. an dens., Kensington, 13. 1. 1761. Vgl. auch Jetter-Staib: Ziegenhagen (wie Anm. 41), S. 412; Kidd: Whitefield (wie Anm. 51), S. 229.

⁵⁵ [George Whitefield]: Russian Cruelty: Being the Substance of Several Letters from Sundry Clergymen in the New-Marck of Brandenburg. London 1760; vgl. Kidd: Whitefield (wie Anm. 51), S. 229.

⁵⁶ Vgl. AFSt/M 3 M 5 : 4, Bericht über das Jahr 1761, S. 15; AFSt/M 1 D 8 : 51, F. W. Pasche an S. A. Fabricius, Kensington, 19. 1. 1762.

⁵⁷ AFSt/M 1 D 8 : 28, F. W. Pasche an S. A. Fabricius, Kensington, 15. 10. 1762. Vgl. auch AFSt/M 1 D 8 : 22, ders. an dens., Kensington, 21. 1. 1763; AFSt/M 1 D 8 : 21, ders. an dens., Kensington, 1. 2. 1763; AFSt/M 1 D 8 : 18, ders. an dens., Kensington, 1. 3. 1763.

⁵⁸ Vgl. AFSt/M 3 M 5 : 4, Bericht über das Jahr 1761, S. 15f.

Der Krieg in der transatlantischen Kommunikation der Halleschen Pietisten

Als 1754 der *French and Indian War* in Nordamerika ausbrach, wurde auch die Kolonie Pennsylvania, wo sich die überwiegende Mehrzahl der deutschen Amerikauswanderer des 18. Jahrhunderts niedergelassen hatte, erstmals Kriegsschauplatz.⁵⁹ Zu diesem Zeitpunkt wirkten sieben aus Halle entsandte Pastoren unter den dortigen lutherischen Siedlern,⁶⁰ von denen allerdings zwei 1756/1757 starben und drei den Kontakt nach Halle weitgehend abreißen ließen, sodass nur zwei – Heinrich Melchior Mühlenberg und Johann Friedrich Handschuch – die Beziehung zu den Glauchaschen Anstalten aufrechterhielten. Ihre Korrespondenz mit Europa erreichte zwar bei Weitem nicht dieselbe Frequenz wie diejenige zwischen Halle und London, doch insbesondere Mühlenberg, der Senior unter den lutherischen Geistlichen in Pennsylvania, berichtete mehrfach ausführlich über das Kriegsgeschehen.⁶¹

Bereits im November 1755 informierte Mühlenberg Theophilus Arnold Krome (1696–1758), Pastor in seiner Heimatstadt Einbeck, detailliert über den Ausbruch der Kampfhandlungen in Nordamerika, die desaströse englische Expedition unter General Edward Braddock an den Ohio River,⁶² das Bündnis zwischen Franzosen und Delaware-Indianern, Überfälle auf Siedlungen an der kolonialen Frontier sowie die Uneinigkeit zwischen Gouverneur und Abgeordnetenhaus von Pennsylvania. Um seinem Korrespondenzpartner die Besonderheiten Nordamerikas verständlich zu machen, rekurrierte Mühlenberg dabei wiederholt auf Vergleiche mit Europa. So seien die englischen Kolonien zwar über das Vorrücken der Franzosen und ihrer indianischen Verbündeten an Ohio und Mississippi „alarmirt“ gewesen, doch verliefen politische Beratungen dort „so weitläufig, langsam und flegmatisch, daß es fast noch schwerer fällt, als wenn die Römischen Reichs=Stände ihre Contingente zu einem Türcken=Kriege zusamen bringen sollen. Die Herren Gouverneurs und Assembles in unsern Americanischen weitläufigen Provinzien consideriren, deliberiren und disputiren bisweilen etliche Monathe und Jahre, ehe sie zum Schluß kommen und einige Macht zur Gegenwehr auf die Beine bringen können.“⁶³

⁵⁹ Vgl. Matthew C. Ward: *Breaking the Backcountry. The Seven Years' War in Virginia and Pennsylvania, 1754–1765*. Pittsburgh 2004.

⁶⁰ Bei diesen handelte es sich um Heinrich Melchior Mühlenberg (1711–1787, Ankunft 1742), Peter Brunnholtz (1716–1757, Ankunft 1745), Johann Nicolaus Kurtz (1720–1794, Ankunft 1745), Johann Helfrich Schaum (1721–1778, Ankunft 1745), Johann Friedrich Handschuch (1714–1764, Ankunft 1748), Johann Dietrich Matthias Heinzelmann (1726–1756, Ankunft 1751) und Friedrich Schultz (1726–nach 1782, Ankunft 1751). Vgl. Charles H. Glatfelter: *Pastors and People. German Lutheran and Reformed Churches in the Pennsylvania Field, 1717–1793*. Bd. 1: *Pastors and Congregations*. Breinigsville, PA 1980, S. 23, S. 50f., S. 55f., S. 76f., S. 95–97, S. 115f., S. 124f.

⁶¹ Vgl. allgemein Wellenreuther: Mühlenberg (wie Anm. 15), S. 239–343.

⁶² Vgl. Anderson: *Crucible* (wie Anm. 45), S. 94–107; David L. Preston: *Braddock's Defeat. The Battle of the Monongahela and the Road to Revolution*. Oxford 2015.

⁶³ Kurt Aland (Hg.): *Die Korrespondenz Heinrich Melchior Mühlenbergs. Aus der Anfangszeit des deutschen Luthertums in Nordamerika*. Bd. 2: 1753–1762. Berlin/New York 1987, S. 259f.

Um die Niederlage General Braddocks zu erklären, erörterte Mühlenberg die ungünstigen Ausgangsbedingungen und die Unterschiede zwischen europäischer und amerikanischer Kriegführung: „Der General Braddock war mit seinem Volcke erst über die See und in ein frembdes Clima gekommen, musste in grausamer Hitze bey trocknen Wetter durch die Wildnißen reisen, unter seinem Volck grasssirte die Dysenterie, und zudem sind die Europaeischen nicht gewohnt, mit den hiesigen gebohrnen Wilden und Franzosen hinter den Bäumen in den Wäldern zu fechten. Als sie endlich mit großer Mühe bis auf 7 Meilen dießeyt der Französischen Vestung [Fort Duquesne] arrivirt waren, so kamen ihnen, wie man sagt und glaubt, 17 hundert Franzosen und Wilde entgegen, attaquirten und fochten auf Americanische Weise unsere Avant=Garde und das mitlere Corps wo der General war, brachten alles in Unordnung. Unsere Truppen machten ihre Europaeischen Exercitien, sahen aber nichts als Bäume, wo die Canonen und Musqueten Kugeln gegenspielten.“⁶⁴

Folglich waren die menschlichen und materiellen Verluste, die Braddocks Expedition erlitt, desaströs, und seine geschlagene Armee musste unter demütigenden Umständen den Rückzug antreten. Ausgesprochen drastisch schilderte Mühlenberg seinem deutschen Korrespondenzpartner zudem die „Grausamkeiten“ der indigenen Amerikaner (die er als „Wilde“ bezeichnete), wobei er insbesondere die Praxis des Skalpierens hervorhob: „Die Franzosen und besonders ihre Wilden Nationen [...] fallen nunmehr Parteyen weise in die Grentzen von Virginien, Pensylvanien und Maryland, wo viele von unsern Teutschen wohnen, streiffen umher, sängen, brennen und ermorden auf die allergrausamste Weise was sie antreffen können, schonen keine Schwangere, noch Säugende, kein Alter noch Geschlecht weil sie von einer jeden abgezogenen Kopfs=Haut etliche Pfund französisch Geld bekommen.“⁶⁵

Einen wesentlichen Grund für die kritische Lage Pennsylvanias und den desolaten Zustand der kolonialen Verteidigung sah Mühlenberg in der Uneinigkeit der politischen Führung, die sich nicht darüber verständigen konnte, welche Maßnahmen zu ergreifen waren, und derweil die Siedler im Westen der Provinz ihrem Schicksal überließ: „Unser Gouverneur ist mit der Assemblée schon ein Jahr lang im hefftigen Streit. Er will gern große Anstalt, und Zurüstung zur Vertheidigung des Landes haben, und die Assemblée, welche aus Quakern bestehet, will dem Lande nicht gern schwere Taxen auflegen, auch nicht gern eine Verordnung zum Kriege und Defension machen, sondern hat noch immer die Hofnung, daß Gott auf außerordentliche und wunderbare Weise das Land schützen werde. Die Obern unsers Landes können also noch nicht enig werden, und die Wilden, oder Heiden fallen immer weiter ins Erbe und verüben grausame Mordthaten. Die Obern Ein-

⁶⁴ Ebd., S. 260.

⁶⁵ Ebd., S. 261. Zur Rolle indigener Amerikaner vgl. Ulrike Kirchberger: Nordamerikanische Indianer und britische Kolonisten im Siebenjährigen Krieg. In: Externbrink (Hg.): Der Siebenjährige Krieg (wie Anm. 9), S. 127–139; Hermann Wellenreuther: Ausbildung und Neubildung. Die Geschichte Nordamerikas vom Ausgang des 17. Jahrhunderts bis zum Ausbruch der Amerikanischen Revolution 1775. Hamburg 2001, S. 282f.

wohner flüchten mit Weib und Kindern immer weiter herunter nach Philadelphia und andern kleinen offenen Städten zu, und geben den Feinden Raum und Gelegenheit weiter zukommen.“⁶⁶

Die politische Dominanz der Quäker im Abgeordnetenhaus der Kolonie,⁶⁷ die Präsenz weiterer pazifistischer Religionsgemeinschaften wie der Mennoniten und radikalpietistischer Gruppen sowie einer katholischen Minderheit – deren Gewicht Mühlenberg freilich überschätzte – ließen die Sicherheitslage unübersichtlich erscheinen. Diejenigen Religionsgemeinschaften, die keine Glaubensvorbehalte gegen das Tragen von Waffen hatten – Lutheraner, Reformierte, Anglikaner und Presbyterianer –, würden sich zwar in Milizverbänden organisieren, doch sei ihre militärische Schlagkraft begrenzt.

Heinrich Melchior Mühlenberg zeigte sich also als gut informierter Beobachter des Kriegsgeschehens; zugleich teilte er die Grundüberzeugung seiner europäischen Korrespondenzpartner, dass der Krieg ein göttliches Strafgericht darstellte, und ordnete die Konfliktparteien nach einem klaren Freund-Feind-Schema ein. Anfang 1758 entwarf er in einem Brief an Gotthilf August Francke in Halle und Friedrich Michael Ziegenhagen in London ein düsteres Bild des bisherigen Kriegsverlaufs, wobei er die politischen Zwistigkeiten in den britischen Kolonien und die prekäre Lage der Zivilbevölkerung hervorhob, die stark unter feindlichen Angriffen und Überfällen zu leiden gehabt habe. Diese Schwierigkeiten führte er letztlich darauf zurück, dass „wir den Herrn Zebaoth mit allzuvielen Übertretungen zur Ungnade wieder uns gereizt haben und das Maaß der Sünden noch täglich mehr füllen und häuffen“.⁶⁸ Dass die Engländer 1756/1757 die wichtigen Forts Oswego und William Henry verloren hatten,⁶⁹ sei folglich weniger auf strategische Fehler oder logistische Defizite zurückzuführen als auf mangelnden religiösen Eifer: „In der Vestung bey Oswego ward auch wol wenig oder nichts von Gottes Wort gebraucht. Denn es ist nicht mehr Mode in so heitern Zeiten, wo Deismus, Caementarismus etc. herrschen, daß man so alte Enthusiasterey dulden sollte.“⁷⁰

Als Mühlenberg im Februar 1759 erneut nach Europa schrieb, hatte sich das Blatt allerdings zugunsten Großbritanniens und seiner Kolonien gewendet. Speziell die erfolgreiche Expedition gegen die französische Festung Louisbourg, die „durch eine ganz besondere Hand Gottes nach Wunsch ausgefallen“ war, nahm Mühlenberg zum Anlass für eine geschichtstheologische Reflexion. Während die

⁶⁶ Aland (Hg.): Korrespondenz (wie Anm. 63), S. 262.

⁶⁷ Zur Rolle der Quäker in der pennsylvanischen Politik zu dieser Zeit vgl. Hermann Wellenreuther: Glaube und Politik in Pennsylvania 1681–1776. Die Wandlungen der Obrigkeitsdoktrin und des *Peace Testimony* der Quäker. Köln/Wien 1972, S. 217–321; Alan Tully: *Forming American Politics. Ideals, Interests, and Institutions in Colonial New York and Pennsylvania*. Baltimore/London 1994, S. 257–309.

⁶⁸ Aland (Hg.): Korrespondenz (wie Anm. 63), S. 332f.

⁶⁹ Vgl. Anderson: *Crucible* (wie Anm. 45), S. 150–157, S. 185–201; Wellenreuther: *Ausbildung* (wie Anm. 65), S. 284f.

⁷⁰ Aland (Hg.): Korrespondenz (wie Anm. 63), S. 333.

Ureinwohner des amerikanischen Kontinents „Gott nicht geehret, sondern mit grober Abgötterey verunehret“ hätten, hätten Spanier und Franzosen diese durch „eine subtilere Abgötterey“ ersetzt und „Gott noch weniger geehret“. Auch nach der Einführung des Protestantismus seien Kirchenwesen und Frömmigkeit in vielerlei Hinsicht defizitär geblieben. Nun schien der Erfolg der britischen Armeen allerdings eine neue Phase anzukündigen: „Wenn es denn ja dem höchsten Beherrscher gefallen sollte nicht allein den Schlüssel; sondern auch das gantze Zimmer in der Engl[änder] Hände zu geben, so würde er auch Anstalt machen, daß unter dieser zur Tolerance geneigten Nation, noch etliche hunderttausend Familien, die etwa aus einem andern Theil der Welt verfolgt und verjagt werden mögten, in diesem schrecklich großen Theile der Welt [...] wohnen und das herrliche Evangelium bis ans Ende genießen und ausbreiten könnten.“⁷¹

Wie ein Brief, den Mühlenbergs Amtskollege Johann Friedrich Handschuch im September 1757 aus Philadelphia nach Europa schickte, exemplarisch zeigt, folgte die transatlantische Kommunikation zudem ähnlichen Regeln wie diejenige zwischen Halle und London. Auch aus Pennsylvania wurden Zeitungen nach Europa gesandt, um die Hofkapelle und die Glauchaschen Anstalten über das Kriegsgeschehen zu informieren, und auch dort nahm man lebhaften Anteil am Schicksal Halles und Preußens: „Alle Protestanten und Wohlgesinte in diesen Provinzen, von welcher Nation sie auch immer seyn mögen, wünschen dem Könige von Preußen zu allen seinen heldenmüthigen Unternehmungen viel Glück und Sieg und beten daher, wie vor unsern gnädigsten König Georg den andern, so auch für diesen seinen treuen Bundesgenossen ganz besonders öffentlich und insgeheim. Wie sie denn auch von deßen Königlichen Verrichtungen und Anschlägen sich viel gutes versprechen, ja so gar in der vesten Einbildung stehen, daß Preußens Glück ihr Glück sey. Daß die Franzosen schon weit ins Reich und bereits ins Hannöversische und Hessische eingedrungen, solches schmerzet uns ungemein und wir sind vor unser liebes Halle und übrige dem Könige von Preußen, meinem ehemahligen gnädigsten und durch Gottes weiseste Vorsicht sehr wichtig gewordenen Landesvater zu gehörende Städte und Länder nicht wenig besorget: stehen aber dabei doch in der vesten Zuversicht, der HErr, HErr werde in allen Nöthen und Schwierigkeiten gnädig durchhelfen und die väterlichen Züchtigungen sehr gelinde machen.“⁷²

Die Halleschen Pastoren in Nordamerika verstanden sich also als Teil einer interkontinentalen Kommunikationsgemeinschaft, für die das Kriegsgeschehen diesseits wie jenseits des Atlantiks gleichermaßen relevant war. Wie der folgende Abschnitt zeigen wird, fühlten sich auch die lutherischen Missionare in Indien dieser Gemeinschaft zugehörig und steuerten ihre eigenen Wahrnehmungen, Erfahrungen und Deutungen in diesem Korrespondenznetz bei.

⁷¹ Ebd., S. 359.

⁷² AFSt/M 4 C 9 : 16, J. F. Handschuch an G. A. Francke und F. M. Ziegenhagen, Philadelphia, 20. 9. 1757.

Hallesche Missionare und der Krieg in Indien

Zu Beginn des Jahres 1757 notierten die Missionare Johann Zacharias Kiernander (1710–1799) und Georg Heinrich Conrad Hüttemann (1728–1781) in Cuddalore, einem Stützpunkt der britischen East India Company in Südindien,⁷³ in ihrem Tagebuch – das nach Halle gesandt und dort für den Druck redigiert wurde –, sie könnten „nicht umhin, die besondere göttliche Providenz anzumerken, die wir bey dem Anfange dieses Jahres aus unverdienter Gnade geniessen, indem GOTT auf eine unvermuthete Weise das Kriegesfeuer wenigstens auf einige Zeit von uns abgewendet“ habe, da ein neuerlicher Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Engländern und Franzosen zu erwarten gewesen sei.⁷⁴ Das Kriegsgeschehen auf dem indischen Subkontinent konzentrierte sich einerseits auf das Gebiet des heutigen Bundesstaates Tamil Nadu, wo es in wechselnden Bündniskonstellationen zu Auseinandersetzungen zwischen lokalen Machthabern, Großbritannien und Frankreich kam, andererseits auf Bengalen, wo zu diesem Zeitpunkt allerdings noch keine lutherischen Missionare aktiv waren.⁷⁵ Während der älteste und wichtigste hallisch-lutherische Missionsstützpunkt Tranquebar, wo man im April 1757 die Nachricht erhielt, „daß zwischen den Engelländern und Franzosen wieder Krieg sey“,⁷⁶ in der Folgezeit von der Neutralität Dänemarks profitierte, gerieten die von der englischen East India Company kontrollierten Städte Madras und Cuddalore aufgrund ihrer Nähe zu französischen Stützpunkten bald in den Fokus der Kampfhandlungen.

Im September 1757 konnten Kiernander und Hüttemann beobachten, wie die französische Kriegsflotte den Hafen von Cuddalore passierte.⁷⁷ Da ein Angriff zunächst unterblieb, bewerteten die Missionare es als „eine besondere Probe des Göttlichen Schaltens, daß wir zu diesen gefährlichen Krieges Zeiten, in einem so schwachen Ort als Cudalur, so von allen menschlichen Schutz entblöset, und auch von unseren Feinden aufs bitterste gehasset, und so oft in ihrem Hertzens Wunsch

⁷³ Vgl. Andreas Gross: Some Aspects of the English-Halle Mission in Cuddalore 1737–1829. In: ders. (Hg.): Halle (wie Anm. 12), S. 381–405.

⁷⁴ AFSt/M 2 D 35 : 3, Tagebuch von J. Z. Kiernander und G. H. C. Hüttemann, Cuddalore, Januar – Juni 1757, Anfang Januar. Abgedruckt in und hier zitiert nach Gotthilf August Francke (Hg.): Der Königl. dänischen Missionarien aus Ost-Indien eingesandte ausführliche Berichte von dem Werck ihres Amts unter den Heyden [...]. Teil 1–9 (Continuation 1–108). Halle [a. d. S.] 1710–1772. Neun und achtzigste Continuation. Halle [a. d. S.] 1761, Anhang, S. 606. Vgl. allgemein zu dieser Quelle Michael Bergunder/Rahul Peter Das (Hg.): Missionsberichte aus Indien im 18. Jahrhundert. Ihre Bedeutung für die europäische Geistesgeschichte und ihr wissenschaftlicher Quellenwert für die Indienkunde. Halle a. d. S. 2004.

⁷⁵ Zu den indischen Kriegsschauplätzen vgl. Gerald James Bryant: The War in the Carnatic. In: Danley/Spelman (Hg.): Seven Years' War (wie Anm. 5), S. 73–105; ders.: The War in Bengal. In: ebd., S. 399–428; Baugh: Seven Years War (wie Anm. 9), S. 282–297, S. 462–483; knapp Füssel: Siebenjähriger Krieg (wie Anm. 9), S. 68–72.

⁷⁶ AFSt/M 2 D 33 : 1, Tagebuch von J. C. Wiedebrock u. a., Januar–Dezember 1756, S. 59, 8. 4. 1756.

⁷⁷ AFSt/M 2 D 35 : 4, Tagebuch von J. Z. Kiernander und G. H. C. Hüttemann, Cuddalore, Juli–Dezember 1757, September.

den völligen ruin übergeben; doch noch unter dem Schatten der Flügel Gottes wohl bewahret sind.“

Da der größte Teil der britischen Truppen zu dieser Zeit in Bengalen eingesetzt wurde, war Cuddalore nur schwach verteidigt, sodass die Franzosen nach Einschätzung der Missionare bei der Einnahme der Stadt leichtes Spiel haben würden. Noch Ende November konnten indessen Briefe aus Halle, die auch Nachrichten über das Kriegsgeschehen in Europa enthielten, die Missionsstation unbehelligt erreichen.⁷⁸ Im Frühjahr 1758 jedoch wurden Truppen vom nahegelegenen französischen Stützpunkt Pondichéry aus gegen Cuddalore in Marsch gesetzt. Ihr Hauptziel war das Fort St. David, neben Madras die wichtigste britische Festung in Indien. Die Missionare berichteten fortan als Augenzeugen über die Kämpfe zwischen britischen und französischen Truppen. Ende April erfuhren sie, dass die Franzosen in der vergangenen Nacht an der Nordseite des Forts „von ihren neun Schiffen viele Mannschaft ans Land gesetzt“ hatten. Bereits kurz nach ihrer Landung hätten die Invasionstruppen begonnen, mehrere Dörfer in der Umgebung „zu plündern, wie auch Männer, Weiber und Kinder ohne Ansehen zu ermorden“. Die Missionare schrieben, sie hätten kaum glauben können, „daß ihre barbarische Wut so groß gewesen, als man es doch nachhero mit Entsetzen erfahren hat, indem auch krancke Leute, die sich nicht vom Bette bewegen können, gleichfalls in Stücken gehauen worden“.⁷⁹ Von den Wällen der Stadt aus habe man in den folgenden Tagen den Vormarsch der Franzosen beobachten können, den die Verteidiger durch Kanonenfeuer zu stoppen versuchten. Die Bevölkerung geriet unterdessen „in große Confusion und Bestürzung“; in der Hoffnung, dass die Franzosen die Missionsstation verschonen würden, die unter dem Schutz der neutralen dänischen Krone stand, suchten viele dort Zuflucht. In einer für die pietistische Kommunikationsgemeinschaft charakteristischen Kombination aus sachlicher Beschreibung der Ereignisse und religiöser Interpretation berichteten Hüttemann und Kiernander: „Die armen Leute kamen bey Hunderten in unsere Häuser mit den besten ihrer Sachen geflüchtet, und wir nahmen so viel auf, als wir Raum hatten. Nun war es Zeit, sich zur Mauer zu machen, da wir die Gerichte GOTTes über uns sahen. Wir erweckten uns, so gut wir konten, und suchten auch die übrigen mit aufzuwecken. Die gantze Nacht wurde von den Wällen in Cudelur gefeuert, um die Feinde an der Aufführung der Batterien zu stören, und an keine Ruhe war gar nicht zu gedencken. Die Garnison war um sechs Uhr mit fünfzig Europäern verstärcket worden, da sonst nur ohngefähr fünfhundert Sipays die Mauren besetzt hatten. Man befürchtete bey dem Aufgehen des Monds um zwölf Uhr, daß die Frantzosen Sturm laufen würden, da die Mauren um Cudelur nur schwach und gar nicht hoch sind. Wie uns bey allen diesen Umständen zu muthe gewesen, werden die am besten wissen, die gleiche Umstände erfahren haben.“⁸⁰

⁷⁸ Ebd., 26. 11. 1757.

⁷⁹ Hier zitiert nach Francke (Hg.): Berichte (wie Anm. 74), Neun und achtzigste Continuation, S. 641.

⁸⁰ Ebd., S. 641f.

Auf Anraten des Schweizer Kommandanten des Forts St. David, Major Paul Philippe Polier (1711–1759),⁸¹ handelten die Missionare mit dem französischen General Thomas Arthur Comte de Lally (1702–1766) Sicherheitsgarantien für die Missionsstation aus. Indessen spitzte sich die Situation dort nochmals zu: „Einige hundert Malabaren kamen vor unsere Thüre, klopfeten und riefen, man möchte aufmachen, die Frantzosen kämen herein. Diejenigen Malabaren, so bereits auf unserm Hofe waren, machten gleichfalls ein recht fürchterliches Geschrey, so daß die Confusion nicht auszusprechen war. Wir gingen heraus, und baten, sie möchten doch stille seyn; aber vergeblich.“⁸²

Tags darauf einigten sich französische Angreifer und britische Verteidiger auf eine Übergabe von Stadt und Festung, die auch für die Missionare das vorläufige Ende ihrer Tätigkeit vor Ort bedeutete: Der 6. Mai 1758 „war der betrübte Tag, daß wir unsere Mission in Cudalur verlassen mußten“; zwei Tage später erreichten sie Tranquebar.⁸³ Nach der Einnahme von Fort St. David kontrollierten die Franzosen mit Ausnahme eines dänischen und zweier niederländischer Häfen die gesamte Koromandelküste; Madras wurde um die Jahreswende 1758/1759 von französischen Truppen belagert.⁸⁴

Die Evakuierung der evangelischen Missionsgemeinde aus Cuddalore beendete auch die Zusammenarbeit der Missionare Kiernander und Hüttemann, deren persönliches Verhältnis sich ohnehin schwierig gestaltete. Da Tranquebar mit sieben Missionaren durchaus stark besetzt war,⁸⁵ beschloss Kiernander, sich auf den Weg nach Bengalen zu machen, wo die Briten im Vorjahr in der Schlacht von Plassey die Oberhand über den Nawab Siraj-ud-Daula behalten hatten, um, „wo es Gottes Wille ist, eine Mission daselbst anzufangen“.⁸⁶

Wie auf anderen Kriegsschauplätzen interpretierten auch die Missionare in Indien die Wende des Kriegsglücks zugunsten der Briten als göttliche Fügung. So schrieben die in Madras stationierten Missionare Johann Philipp Fabricius (1711–1791) und Johann Christian Breithaupt (1719–1782), welche die Stadt während der Belagerung Ende 1758 vorübergehend verlassen hatten,⁸⁷ im Juli 1759 an Francke, „der Allerdhöchste“ habe es „zugelassen, daß die Franzosen zu Ende des vergangenen und Anfang dieses gegenwärtigen Jahres unsere Stadt Madras belagert haben; nach seiner unverdienten Barmherzigkeit“ habe er ihnen

⁸¹ Vgl. zu ihm Eberhard Bischoff: Die europäischen militärischen Abenteurer in Indien im 18. Jahrhundert. Zwischen dem Niedergang des Mogulreiches und dem Beginn des britischen Kolonialreichs. Halle a. d. S. 2012, S. 510.

⁸² Francke (Hg.): Berichte (wie Anm. 74), Neun und achtzigste Continuation, S. 642f.

⁸³ Ebd., S. 646.

⁸⁴ Vgl. Baugh: Seven Years War (wie Anm. 9), S. 466; Bischoff: Abenteurer (wie Anm. 81), S. 508f.

⁸⁵ Francke (Hg.): Berichte (wie Anm. 74), Neun und achtzigste Continuation, S. 718.

⁸⁶ Francke (Hg.): Berichte (wie Anm. 74), Sechs und achtzigste Continuation, Halle [a. d. S.] 1760, Vorrede, S. 40f. Vgl. Andreas Gross: The First Protestant Missionaries at Calcutta (1758–1798). In: ders. (Hg.): Halle (wie Anm. 12), S. 421–439, hier: S. 423.

⁸⁷ Vgl. zu ihnen Andreas Gross: Madras and the English-Halle Missionaries (1726–1836). In: ders. (Hg.): Halle (wie Anm. 12), S. 311–344, bes. S. 319–328.

die Stadt jedoch „nicht in die Hände gegeben“.⁸⁸ Die britische Einnahme Pondichérys im Januar 1761, die für Frankreich einen schweren Rückschlag in Indien bedeutete, schrieben die Missionare ebenfalls göttlicher Intervention zu: Kurz nach den Ereignissen berichtete Hüttemann aus Cuddalore, wohin er zwischenzeitlich zurückgekehrt war, Pondichéry sei „wegen seiner Stärke, Größe und Reichthum der Einwohner einer der berühmtesten [Orte] in Indien gewesen“. Obwohl die Franzosen größte Anstrengungen zu seiner Verteidigung unternommen hätten, sei letztlich alles „vergebens“ gewesen – „das Maaß ihrer Sünde war voll, und die Hand des Herrn war gegen sie“.⁸⁹ Nunmehr sei zu hoffen, „daß diese große Begebenheit doch das Wachsthum des Reichs Jesu Christi nach sich ziehen mögte, und die Engländer die große Macht, die ihnen in Indien gegeben, zur Ausbreitung der Erkenntniß Gottes und seines Gesalbten anwenden mögten, welches ja gewis die Hauptabsicht Gottes bey dieser großen Revolution ist“.⁹⁰

Da die Stützpunkte in Indien der älteste und aus Sicht vieler Unterstützer und Förderer zweifellos auch der wichtigste Teil der von Halle ausgehenden Überseemission waren, nahm die pietistische Kommunikationsgemeinschaft an ihrem Schicksal großen Anteil. Wenn Briefe aus Indien eintrafen, wurde deren Inhalt umgehend in den „Hallischen Zeitungen“ kommuniziert,⁹¹ und auch die gedruckten Halleschen Missionsberichte enthielten ausführliche Nachrichten über die Kriegsereignisse.⁹² Dass diese bei den Lesern der Korrespondenz und der Periodika tatsächlich auf größtes Interesse stießen, belegt ein Brief der bereits erwähnten Elisabeth Ernestine Antonie von Sachsen-Meiningen an Gotthilf August Francke vom Mai 1759. Darin schrieb sie, sie nehme lebhaften Anteil an allem, „was Ihnen und dero zu besorgen habenden Missionen Gutes oder Böses begegnet, und dahero ist mir auch sehr empfindlich gewesen, schon bey geraumer Zeit her, aus denen Zeitungen zu ersehen, die vielen Avantagen, welche die Franzosen über die Engelländer in OstIndien erhalten, und daß sie sogar Cudulur und das Fort David, Ihnen weg genommen, und im Begriff gestanden haben Madras gleichfalß anzugreifen, [...] welches mir gewißlich sehr empfindlich zu Hertenzen gegangen, um der beyden Missionen willen, und der Ihnen vorgesetzten rechtschaffenen Missionarii, welche dabey ohne zweiffel viel Leiden und Drangsal erdulden müssen, und wohl gar Ihre schönen Anstalten haben müssen sehen von denen Franzosen ruiniren“. Die Äbtissin von Gandersheim tröstete sich al-

⁸⁸ AFSt/M, 1 B 49 : 27, J. Ph. Fabricius und J. C. Breithaupt an G. A. Francke, Madras, 25. 7. 1759.

⁸⁹ AFSt/M, 1 B 50 : 23, G. H. C. Hüttemann an G. A. Francke und F. M. Ziegenhagen, Cuddalore, 20. 1. 1761.

⁹⁰ Ebd.

⁹¹ Vgl. etwa Hallische Zeitungen 1757, S. 283 (Nr. 95, 18. 6. 1757); Hallische Zeitungen 1758, S. 764 (Nr. 183, 21. 11. 1758); Hallische Zeitungen 1761, S. 410 (Nr. 102, 29. 6. 1761), S. 499f. (Nr. 125, 8. 8. 1761).

⁹² Vgl. exemplarisch Francke (Hg.): Berichte (wie Anm. 74), Fünf und achtzigste Continuation. Halle [a. d. S.] 1759, Vorrede; ebd., Sieben und neunzigste Continuation. Halle [a. d. S.] 1764, S. 6–85; ebd., Acht und neunzigste Continuation. Halle [a. d. S.] 1765, S. 164–225.

lerdings mit dem Gedanken, dass Gottes Wege unerforschlich und seine Strafen maßvoll seien: „Ich lebe aber auch der gewissen Zuversicht, daß der Vater im Himmel nach der Züchtigung Ihnen desto mehr Gnade verleyhen und sein Werck noch mehr ausbreiten werde.“⁹³

Fazit

Wie dieser Beitrag gezeigt hat, spiegelt sich der globale Charakter des Siebenjährigen Krieges im transnationalen und interkontinentalen Kommunikationsnetz des Halleschen Pietismus wider. Konkrete Informationen über das Kriegsgeschehen zirkulierten darin ebenso wie religiöse Interpretationen und Deutungen der Ereignisse. Der Krieg erschien den Mitarbeitern der Glauchaschen Anstalten sowie ihren Korrespondenzpartnern, Kollegen und Unterstützern in Europa und Übersee als Werkzeug göttlicher Vorsehung, die fromme Protestanten zwar züchtigte und Prüfungen unterzog, ihnen aber letztlich Gnade und Barmherzigkeit zuteilwerden ließ. Daran, dass die Könige von Preußen und Großbritannien für eine gerechte Sache kämpften und von Sieg oder Niederlage ihrer Armeen das Schicksal der evangelischen Kirche im Reich sowie der lutherischen Mission in Übersee abhingen, hatten sie nicht den geringsten Zweifel. Diese hohe inhaltliche Kohärenz der Korrespondenz findet ihr Pendant in einer ausgeprägten sprachlichen Homogenität: Die Akteurinnen und Akteure im Halleschen Netzwerk bedienten sich immer wieder derselben Begriffe und Metaphern.

Bemerkenswert ist zudem die Intermedialität dieses protestantischen Kommunikationsnetzes. Der intensive Austausch von Briefen war begleitet vom Versand von Zeitungen, Zeitungsexzerpten und mitunter auch Schlachtplänen. Briefliche Nachrichten aus Amerika und Ostindien wurden in Halle redigiert, zum Druck gebracht und an Unterstützer verschickt, um die Spendenbereitschaft für die Mission zu fördern, während Berichte über die Leiden der preußischen Zivilbevölkerung in London zu Broschüren verarbeitet wurden. Außerdem gelangten Dankpredigten für preußische und britische Siege zum Druck.⁹⁴ Briefe, Periodika, Predigten und Pamphlete bildeten somit ein Medienensemble, mittels dessen sich die Beteiligten an diesem pietistischen Netzwerk gegenseitig über das Kriegsgeschehen auf dem Laufenden hielten und sich zugleich wechselseitig in ihrer providenziellen Deutung dieses Geschehens bestärkten.⁹⁵

⁹³ AFSt/M 1 J 14 : 290, E. E. A. von Sachsen-Meiningen an [G. A. Francke], Gandersheim, 14. 5. 1759.

⁹⁴ Vgl. Nicklas: Roßbach (wie Anm. 23), S. 45–47.

⁹⁵ Vgl. zu diesem Aspekt Gleixner: Kooperation (wie Anm. 27), S. 509f., S. 523–526; Mettele: Weltbürgertum (wie Anm. 19), S. 114–124; Rainer Lächele: Die „Sammlung auserlesener Materien zum Bau des Reiches Gottes“ zwischen 1730 und 1760. Erbauungszeitschriften als Kommunikationsmedium des Pietismus. Tübingen 2006; Christian Soboth u. a. (Hg.): „Schrift soll leserlich seyn“. Der Pietismus und die Medien. Beiträge zum IV. Internationalen Kongress für Pietismusforschung 2013. Halle a. d. S. 2016.

Abstract

This chapter examines how the Seven Years' War was experienced, perceived, and interpreted by individuals connected to one of the centers of German Pietism, the Glaucha Institutions in Halle. In the early eighteenth century, Halle had become an organizational and communicative hub for missionary, pastoral, educational, and charitable activities; its impact encompassed large parts of Protestant Europe and radiated out to southern India and North America. Recent studies on the connections between Halle, London, and overseas regions have emphasized the importance of communication and network-building within Halle Pietism. By analysing the geographical reach of Halle's activities and its dense webs of communication, the essay explores how members of this community reacted to the war and understood its global dimension. The director of the Glaucha Institutions, Gotthilf August Francke (1696–1769), maintained a correspondence with colleagues and supporters in Germany, Denmark, England, North America, and India. It illuminates how an important segment of eighteenth-century Protestants perceived Prussia, Great Britain, and their military opponents. It also reveals the reach, structure, and dynamics of Halle's network. More particularly, it highlights the importance of religious interpretations of the war, which remained predominant within this pietist community.

Diego Téllez Alarcia

Die spanische Monarchie und der Siebenjährige Krieg

Einleitung

Der Siebenjährige Krieg war in vielerlei Hinsicht ein außergewöhnlicher Konflikt – auch, was Spanien betrifft: So war er der erste große europäische Krieg, an dem die spanische Monarchie sich beinahe *nicht* beteiligte, was wiederum im internationalen Panorama der Frühen Neuzeit, die von anderthalb Jahrhunderten spanischer Vorherrschaft geprägt war, eine Seltenheit darstellte.¹ Doch auch wenn Spanien nicht direkt in den Krieg eingriff, hatte seine Neutralität großen Einfluss auf dessen weitere Entwicklung. In der Hauptstadt und am Königshof gab es zahlreiche Bewegungen und Verschwörungen, durch die man auf den König und die Minister Einfluss nehmen wollte. Sowohl London als auch Paris umwarben Ferdinand VI.: Menorca wurde seitens der Franzosen, Gibraltar von Seiten der Engländer angeboten. Doch der spanische König war überzeugt davon, dass dieses Mal seine Aufgabe darin bestand, zu allen Parteien Distanz zu halten und die Rolle des Schiedsrichters zwischen den streitenden Mächten zu spielen. Nur wenige wussten, dass es wegen seines schwermütigen, entscheidungsschwachen Charakters gar keine andere Möglichkeit gab, als ihn in diesem Glauben zu lassen.² Die Unbeweglichkeit des Madrider Hofes wurde schließlich zu einem entscheidenden Faktor, der dazu beitrug, eine überraschende diplomatische Wende herbeizuführen: die berühmte „Umkehrung der Allianzen“, das heißt den Wandel von Frankreich und Österreich von Erbfeinden zu Verbündeten.³

Die Gründe für die Neutralität Spaniens während eines Großteils des Siebenjährigen Krieges reichen allerdings weit über die königliche Entschlussunfähigkeit

¹ Der Beitrag wurde von Dorothee Leipoldt, der ein ganz herzlicher Dank gebührt, aus dem Spanischen ins Deutsche übersetzt. Von ihr stammen auch – sofern nicht anders angegeben – die Übersetzungen der Zitate.

² José Luis Gómez Urdáñez: Fernando VI. Madrid 2001.

³ Eingeführt wurde der Begriff von Richard Waddington: *Louis XV et le Renversement des alliances. Préliminaires de la Guerre de sept ans 1754–1756*. Paris 1896; aus der jüngeren Forschung vgl. Jörg Ulbert: Die Wirkungsgeschichte der „Diplomatischen Revolution“. Die Beurteilung des renversement des alliances und des Bündnisses mit Österreich in der französischen Öffentlichkeit und Politik. In: Sven Externbrink (Hg.): *Der Siebenjährige Krieg (1756–1763). Ein europäischer Weltkrieg im Zeitalter der Aufklärung*. Berlin 2011, S. 159–179; Lothar Schilling: Wie revolutionär war die diplomatische Revolution? Überlegungen zum Zäsurcharakter des Bündniswechsels von 1756. In: *FBPG NF* 6 (1996), S. 163–202. Vgl. dazu auch den Beitrag von Lothar Schilling in diesem Band.

hinaus. Nach der Enttäuschung über die französische Abkehr von der Unterstützung spanischer Interessen im Friedensschluss des Österreichischen Erbfolgekrieges hatte eine neue Generation spanischer Politiker beschlossen, sich vom Einfluss Frankreichs zu lösen: Es waren Männer wie José de Carvajal oder der Duque de Huéscar, die den Kurs der Herrschaft Ferdinands VI. bestimmten.⁴ Hinzu kam der Pragmatismus eines anderen mächtigen Mannes dieser Zeit, des Marqués de la Ensenada⁵. Sein Interesse galt unter anderem der unbedingten Stärkung der spanischen Kriegsflotte mittels eines ambitionierten Schiffsbauprogramms. Das Gleichgewicht der Kräfte zwischen England und Spanien war, wie zu vermuten, prekär. Wie lange würde England die Aufrüstung Spaniens hinnehmen, bevor es sich in seiner maritimen Vorherrschaft von Ensenadas ehrgeizigen Plänen bedroht sah? Bis zu welchem Grad würde Frankreich seinen immensen Einfluss auf den spanischen Hof reduzieren?

Der Sturz Ensenadas: Auslöser für die Umkehrung der Allianzen?

Kenner der inneren Angelegenheiten des spanischen Hofes um die Mitte des 18. Jahrhunderts sprechen von einem fast perfekten Gleichgewicht, wenn sie die Machtverteilung zwischen Carvajal und Ensenada beschreiben. Diese Harmonie fand 1754 ihr Ende: Durch Carvajals Tod geriet das bisherige Gleichgewicht in der spanischen Politik in eine Schieflage. Um Carvajal zu ersetzen, setzte die Krone auf Kontinuität und wählte einen anderen Paladin der Neutralität, Ricardo Wall, Botschafter in England, zum Außenminister (*Secretario de Estado*).⁶

Das ursprüngliche Gleichgewicht war jedoch irreparabel beschädigt. Wall sah in Ensenada eine Gefahr für das System. Dessen Aufrüstungsprogramm erschreckte die Briten, die mitten im eskalierenden Krieg in Nordamerika steckten. Sie fürchteten, ein starkes Spanien auf den Meeren könnte sich von Neuem mit Frankreich verbünden. Deshalb drängten sie auf einen Aufrüstungsstopp und konspirierten gegen Ensenada. Als Ensenada die Vertreibung der Briten aus ihren Siedlungen in Belize anordnete, war das der perfekte Vorwand, durch den die Verschwörer, gedeckt durch Wall, ihr Ziel erreichen konnten: Ensenada wurde am 20. Juli 1754 abgesetzt und nach Granada verbannt.

Die Wirkung dieses Schlages war enorm, da er die Briten der Neutralität Spaniens versicherte. Um den unerwarteten Verlust seines Verbündeten zu kompensieren, musste Paris eine ungewohnte Annäherung an Österreich wagen, die die Zeitgenossen zwar überraschte, jedoch tatsächlich erfolgreich war. Allerdings be-

⁴ Man muss nur seine Briefe lesen, um seine Enttäuschung und seine Ressentiments gegenüber Frankreich zu erkennen. Didier Ozanam (Hg.): *La diplomacia de Fernando VI. Correspondencia entre Carvajal y Huéscar, 1746–1749*. Madrid 1975; Didier Ozanam/Diego Téllez Alarcia (Hg.): *Misión en París. Correspondencia del duque de Huéscar y el marqués de la Ensenada (1746–1749)*. Logroño 2010.

⁵ José Luis Gómez Urdáñez: *El proyecto reformista de Ensenada*. Lérida 1996.

⁶ Diego Téllez Alarcia: *D. Ricardo Wall. Aut Caesar aut nullus*. Madrid 2007.

deutete die Absetzung Ensenadas nicht das Ende des diplomatischen Ringens in Spanien: Beide Großmächte, Frankreich und Großbritannien, kämpften weiterhin erbittert um die Unterstützung des spanischen Hofes; beide wollten die Waagschale durch eine Intervention Spaniens auf ihrer Seite zu ihren Gunsten neigen. Betrachten wir im Folgenden die wichtigsten Etappen dieses Kräftemessens.

Spanien vor dem Konflikt: Etappen

Hoffnung (1754–1756)

Diese erste Etappe ist gekennzeichnet durch einen gewissen Optimismus der neuen spanischen Autoritäten bezüglich ihrer Stellung innerhalb der veränderten geopolitischen Situation. Mit Nachdruck bekräftigte man gegenüber den beiden Großmächten seine Neutralität. Zumindest lassen sich die Worte des britischen Botschafters, Benjamin Keene, so deuten, der schrieb: „Die Überlegungen zum Zustand dieses Landes, die Abneigung, die seine katholische Majestät gegen unnötige Kriege hegt, die Bündnisse zwischen ihm, seiner Majestät und der Kaiserin-Königin, Bündnisse welche gebildet wurden, um das, was im endgültigen Vertrag unvollkommen geblieben war, sowohl in Bezug auf Amerika als auch auf Italien zur Vollendung zu bringen [...]. All dies macht ihn entschlossen, sich nicht in den gegenwärtigen Streit einzumischen, sondern sein Volk nach den Härten, die es im letzten Krieg erlitten hat, in Ruhe zu lassen. Ihr Wohl ist das Prinzip aller seiner Handlungen und Verpflichtungen.“⁷

Als Boscawen im April 1755 zwei französische Schiffe abging und mehr als 1500 Soldaten und Seeleute in die Hand der Briten gerieten, bot Spanien (vergeblich) seine Dienste als Vermittler zwischen den beiden Parteien an.⁸ Alle Beschwerden des spanischen Botschafters in London, bei denen es fast immer um die Kaperung spanischer Schiffe durch englische Freibeuter ging, behandelte das neue englische Ministerium, mit Fox an der Spitze, allerdings mit ausgesuchter Höflichkeit.⁹ Sie wurden zu Spaniens Gunsten entschieden. Das bewegte Felix Joseph de Abreu y Bertodano, den spanischen Botschafter in London, dazu, euphorisch zu verkünden: „Es gibt keine sicherere Flagge außer unserer, und ich habe keine Sorge, dass man sie beleidigt, wenn die Dinge so bleiben...“.¹⁰ Eine „sichere Flagge“ bedeutete gute Geschäfte in den Häfen der einen wie der anderen Seite. Durch den Absatz von Handelswaren und Proviant konnten eine Menge spani-

⁷ Keene an Robinson, 30.7.1755, The National Archives (im Weiteren TNA), State Papers, 94/149. Wall bestätigt die Neutralitätserklärung gegenüber Abreu, 4.8.1755, Archivo Histórico Nacional (im Weiteren A.H.N.), Estado, 4.273; Übersetzung des Zitats: Marian Füssel (M. F.).

⁸ Wall an Abreu, 24.2.1756. Auf Antrag Preußens hin werden sie übergangen; Abreu an Wall, 15.3.1756, A.H.N., Estado, 4.270.

⁹ Zur sofortigen Freigabe der von englischen Freibeutern festgesetzten spanischen Schiffe: Abreu an Wall, Briefe vom 21. und 30.7.1756, Abreu an Fox, 27.8.1756 (und Kopie vom 7.9.1756), A.H.N., Estado, 4.270.

¹⁰ Abreu an Wall, 29.6.1756, A.H.N., Estado, 4.270.

scher Händler und Reeder profitieren. Die Neutralität stützte die ökonomische Prosperität Spaniens.

Keenes Äußerungen waren fast ebenso triumphierend wie die Abreus. Er erhielt bei einer Zeremonie in Madrid von Ferdinand VI. den Bathorden. Keene brüstete sich mit dem Vertrauen, das Wall und Huéscar – nun bereits Duque de Alba – in ihn setzten. Er ging davon aus, dass dieses sich weit oberhalb der Grenzen bewege, die der König tolerieren würde, wenn er davon wüsste: „Obgleich Seine Majestät weit davon entfernt ist, die Freundschaft zwischen uns zu missbilligen, wäre selbst ein Prinz mit seiner reservierten Haltung sehr gekränkt, wenn er vermutete, wie viele delikate Einzelheiten sie mir anvertraut haben.“¹¹ Doch ist er sich vollkommen im Klaren darüber, dass „der kleinste Aufruhr in Amerika das Pflänzchen zerstören könnte, das so lange zärtlich gehegt wurde“.¹²

Zwei Ereignisse markieren diese „Periode des Optimismus“: Der Abzug des französischen Botschafters, des Duque de Duras, aus der Botschaft in Madrid im Oktober 1755 und der Sturz des Beichtvaters des Königs, Pater Rávago, im gleichen Monat. Beide versetzten der Sache der „Ensenadistas“, den Gefolgsmännern Ensenadas, und damit auch den Verteidigern einer Annäherung an Frankreich, einen schweren Rückschlag. Zudem festigten sie eine neue Machtfraktion bei Hofe.

Laut Ozanam „bestand die Politik Duras viele Monate in dem Versuch, den verhassten Minister zu übergehen und eine direkte Korrespondenz zwischen den beiden Monarchen zu fördern“.¹³ Er versuchte „Misstrauen gegen Wall zu wecken und vielleicht sogar seine Entlassung zu erreichen“. Keene zufolge lancierte er „einen öffentlichen persönlichen Angriff gegen Wall“ und versuchte, ihn wegen „seiner Parteinahme für die Engländer“ zu diskreditieren.¹⁴ Sein Nachfolger machte deutlich, dass „er sich dadurch geschmeichelt fühle, dass er in der Lage war, das Ministerium zu Änderungen zu bewegen und zu diesem Zweck Herrn Wall und den Duque de Alba zu entfernen; vielleicht hätte er sie überwinden können; es wird sogar behauptet, dass die Sache sehr weit fortgeschritten war, aber sie wurde nicht mit genügender Geheimhaltung durchgeführt, daraus resultierten all jene Unannehmlichkeiten eines Projekts, das jenen Personen bekannt war, über deren Ruin man grübelte. Sie wurden rechtzeitig davor gewarnt und nutzten es, um den Autor selbst in jenen Abgrund zu führen, der für sie vorbereitet worden war.“¹⁵

Was den Fall Rávago betrifft, beschreibt der Herzog von Berwick in einem Brief an Alba die Situation treffend: „Die großartige Nachricht, die Eure Majestät mir in diesem Brief über den Sturz des Beichtvaters mitteilen, wird aufgrund der vielen Zuneigungen dieser beiden, die ihre Hoffnungen mit dem, was sie unge-

¹¹ Keene an Robinson, 17. 10. 1755, TNA, State Papers, 94/149.

¹² Keene an Holderness, 24. 7. 1755, TNA, State Papers, 94/149.

¹³ Didier Ozanam: La política exterior de España en tiempo de Felipe V y Fernando VI. In: José María Jover Zamora (dir.): Historia de España fundada por Ramón Menéndez Pidal. Tomo XXIX-1. Madrid 1982, S. 443–699, hier: S. 681.

¹⁴ Keene an Robinson, 7. 4. 1755, TNA, State Papers, 94/148.

¹⁵ Frischmann an Rouillé, 8. 1. 1756, Archive du Ministère des Affaires Etrangères (im Weiteren A.E. Paris), Correspondance Politique, Espagne, 519; Übersetzung des Zitats: M. F.

schlagen hinterlassen haben, auf den ersten gesetzt hatten, ebenso viel Widerhall gefunden haben wie die von Ensenada, und diejenigen, die das gesamte Heilmittel der Angelegenheiten wünschten, werden viel Freude erfahren haben, weil dieses Ereignis alle Freiheit lässt, das Notwendige zu tun.“¹⁶ In diesem zeitlichen Kontext zeichneten sich die französische Eroberung Menorcas (Juni 1756) sowie erste Spannungen zwischen London und Madrid ab, was zu einer zweiten Phase der spanischen Neutralität führte.

Ernüchterung (1756–1758)

Die mögliche Abtretung Menorcas war ein Trumpf, den Paris 1756 in der Hoffnung ausspielte, Spanien damit zum Eintritt in den Krieg zu bewegen. In diesem Fall sollte die Insel schnell an Ferdinand VI. übergehen. Die politischen Kräfte, die dem Kriegseintritt Spaniens auf französischer Seite zugeneigt waren – im Wesentlichen die verbliebenen Ensenadistas – scharten sich nun um den Kriegsminister Eslava. Sie versuchten, die Situation auszunutzen und Wall zu isolieren, den sie der Anglophilie beschuldigten.

Während die französische Seite mit freundlichen Angeboten für sich warb, waren aus London zunehmend barschere Töne zu vernehmen. Infolge des Scheiterns, die Insel zu verteidigen, erlangte ein neues Kabinett unter der Führung des kriegstreibenden William Pitt die Macht über Großbritannien. Seine Haltung gegenüber Spanien ließ zunehmend jedes Wohlwollen vermissen. So war das Wiederaufflammen alter Streitigkeiten gleichsam vorprogrammiert.

Ein Streitpunkt bestand darin, dass sich die Ende des Jahres 1754 vertriebenen Holzfäller aus Campeche wieder in Belize und Honduras ansiedelten. Noch dazu befestigten sie ihre Siedlungen mithilfe der jamaikanischen Behörden.¹⁷ Alle Bemühungen Walls, London dazu zu bewegen, die Widerrechtlichkeit dieser Ansiedlung anzuerkennen und das Gebiet den Spaniern zu überlassen, blieben vergeblich.¹⁸ Außerdem betraf der Handelskrieg Großbritanniens, der sich eigentlich

¹⁶ Berwick an Alba, 8.10.1755, Archiv der Casa de Alba (im Weiteren A. Alba), caja 105: „La grande novedad que V. M. me avista este correo de la caída del confesor habrá hecho tanto eco como la de Ensenada por los muchos afectos que había de estos dos que tenían puestas sus esperanzas en el primero con lo que quedan sin ninguna enteramente batidos así mismo los que deseaban el entero remedio de las cosas habrán experimentado mucho gusto pues este suceso deja toda libertad para hacer cuanto convenga.“; Übersetzung des Zitats: M. F.

¹⁷ „Semejantes proceder contrarios a lo que debía prometerse el Rey de la buena armonía en que vive con la nación inglesa ya no pueden atribuirse a meros intentos de particulares pues se tienen bastantes noticias de que los apoya, autoriza y sostiene el gobierno inglés.“; Wall an Abreu, 10.9.1756, A.H.N., Estado, 4.270.

¹⁸ Das Problem wurde hinreichend untersucht. Siehe José Antonio Calderón Quijano: *Belize 1663 (?)–1821. Historia de los Establecimientos británicos del río Valis hasta la Independencia de Hispanoamérica*. Madrid 1944; Richard Pares: *War and Trade in the West Indies, 1739–1763*. London 1936; Vicente Palacio Atard: *Las embajadas de Abreu y Fuentes en Londres, 1754–1761*. In: *Simancas. Estudios de Historia Moderna 1* (1950), S. 55–122; Juan Molina Cortón: *Reformismo y neutralidad: José de Carvajal y la diplomacia de la España preilustrada*. Mérida 2003, S. 396–403, S. 476–500.

gegen Frankreich richtete, auch die spanische Handelsflotte unmittelbar, da spanische Schiffe von Freibeutern gekapert wurden: „Die Engländer, die sich in diesem Krieg zur Maxime gemacht hatten, Frankreichs Handel zu ruinieren, ohne sich dabei an Verträge oder Bündnisse zu halten, suchten die Freiheit ihrer Reeder zu erhalten, indem sie alle Flaggen beleidigen, die mit dieser Macht Handel treiben. Daraus folgt, dass die Franzosen ihren Reedern das Gleiche für diejenigen, die mit England Handel treiben, gestatten werden, und daraus resultiert wiederum, dass die Mächte, die mit den beiden Nationen in Frieden und Freundschaft leben, im gegenwärtigen Krieg doppelt so viel Schaden erleiden werden wie jene kriegführenden Nationen; denn Letztere werden jeweils nur einen Feind haben; und diejenigen, die in Frieden leben, werden als solche die Beleidigungen von beiden erleiden. Wenn die Engländer glauben, dass die anderen Mächte blind sind oder dass ihnen die Hände so gebunden sind, dass sie es tolerieren, dann werden sie ihren Interessen entgegen kommen; wenn sie aber, wie sie sollten, der Meinung sind, dass jeder von ihnen auch seine eigenen Interessen verfolgt, ohne zu glauben, dass der alleinige Wille oder das Belieben Englands ihnen schaden könne, dann scheint es, dass man gegen die Vernunft handeln wird; und nur den Hass und die Feindschaft aller hervorruft.“¹⁹

Gewiss, die Willkür der Seeräuber nahm zu, doch auch die Spanier²⁰ verhielten sich nicht normenkonform: Sie nutzten ihre Neutralität zum Schmuggel oder tarnten französische Schiffe und Waren mit der spanischen Flagge. Festzuhalten ist jedoch, dass es neben den Problemen durch die Seeräuber verschiedene direkte Affronts der Briten gegenüber den Spaniern gab: So verletzten beispielsweise die Briten die spanische Souveränität, als ein kleiner Trupp auf der Isla de las Palomas (nahe Algeciras) landete, um die Gefangennahme der Besatzung eines französischen Schiffes durchzuführen, die unter einen spanischen Geschützstand geflohen war. Der Zwischenfall brachte Wall so auf, dass er seinem alten Freund Keene drohte: „Wir haben zwar in der Tat keine Truppen und sind vielleicht nicht in der Lage, Schrecken zu verbreiten, aber wir haben Freunde, die uns gerne umarmen

¹⁹ Wall an Abreu, 11. 8. 1756, A.H.N., Estado, 4.270: „Los ingleses porque se han establecido la máxima en esta guerra, de arruinar el comercio de la Francia, sin atención a tratados ni amistad, quieren sostener la libertad de sus armadores en insultar a todas las banderas que comercien con aquella potencia. De aquí se sigue que los franceses encargarán lo mismo a sus armadores para con las que comercien en Inglaterra, y por consecuencia resultará que las potencias que están en paz y amistad con las dos naciones sufrirán en la presente guerra dobles daños que las mismas naciones guerreantes; pues éstas sólo tendrán cada una un enemigo; y las que se hallan en paz sufrirán como tales los insultos de las dos. Si creen los ingleses que las demás potencias están ciegas, o con las manos atadas para tolerarlo, discurren bien hacia su interés, pero si consideran, como deben, que cada una procura los suyos sin que crea puede justamente perjudicárselos la sola voluntad o conveniencia de la Inglaterra, parece que obrará contra razón; y solo conseguirá el odio y enemistad de todas.“; Übersetzung des Zitats: M. F.

²⁰ Das gibt Abreu zu: „Pero no debo dejar ignorar a V. E. que muchos de los embarazos en que nos vemos con este ministerio sobre estos asuntos vienen de la mala fe de nuestros mercaderes, del poco examen en dar los pasaportes en los puertos y en el modo poco sincero en que los interesados representan sus casos a V. E.“; Abreu an Wall, 9. 12. 1757, A.H.N., Estado, 4.275.

werden, und ob wir nun durch ihre Freundschaft oder durch ihre Übermacht ruiniert werden, es wird für uns immer noch ehrenvoller sein, als uns zahm hinzusetzen und ohne Genugtuung für den feindlichen Angriff des Admirals auf spanisches Territorium zu bleiben.“²¹

Als der englische Freibeuter *Antigallican* das französische Schiff *Duc de Penthièvre* der Compagnie des Indes am 26. Dezember 1756 in Bahía de La Coruña, auf angeblich neutralem Gebiet, kaperte, war dies der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte. In diesem Fall war das Ministerium jedoch in der Lage zur Kompensation, denn beide Schiffe waren einige Wochen nach dem Angriff aus technischen Gründen gezwungen, einen Zwischenstopp in Cádiz einzulegen, wo sie von der Hafenbehörde festgehalten wurden.

Pitt beschwerte sich 1757 über Madrids Parteinahme für Frankreich und die Spannung stieg auf einen bis dahin ungekannten Höhepunkt. Auch das Waffen Glück schien in diesem Jahr auf Seiten der Franzosen zu sein, bis Pitt, trotz der anhaltenden Konfrontationen, einen ungewöhnlichen Vorschlag machte: Er bot Spanien, im Falle einer Allianz mit England, Gibraltar an.²² Betrachtet man dieses Angebot näher, erkennt man, dass die Allianz vor allem darauf ausgerichtet war, „die extrem wichtige Insel Menorca für die Krone von England zurückzuerlangen“. Um die spanischen Politiker dafür zu gewinnen, bot man ihnen im Austausch Gibraltar an. Zudem machte man einige Zugeständnisse in Honduras, „um auf Spaniens Beschwerden über die Ansiedlung englischer Staatsbürger an der Moskito-Küste und der Bucht von Honduras zu reagieren“. Allerdings erwog man lediglich, die nach 1748 gegründeten Siedlungen zu räumen.²³

Wall konnte auf dieses Angebot nur kühl reagieren; er erwähnte es dem König und den anderen Ministern gegenüber nicht einmal. Die Neutralität blieb – zumindest zu diesem Zeitpunkt – bestehen. Doch Wall tendierte nun mehr und mehr zu einer Aufgabe der neutralen Haltung. Der Tod Keenes 1757 verstärkte diese Tendenz. Ein enger Freund des Ministers versicherte Aubeterre, dem neuen französischen Botschafter, dass die wiederholten „Beleidigungen der Engländer“ bei Wall einen Überdruß erzeugt hätten, weshalb er den König drängte, härtere Maßnahmen zu ergreifen.²⁴ Wall selbst „scheint entschlossen zu sein, sie zu ergreifen, und man kündigt für das nächste Jahr beträchtliche Rüstungen an“.²⁵ Ende des Jahres 1757 schickte er dem Botschaftssekretär in Madrid Ruvigny de Cosne, der als *chargé des affaires* nun Keene ersetzte, eine versteckte Drohung, indem er über die Vereinigung der spanischen Flotte mit der schwedischen sprach,

²¹ Keene an Pitt, 28. 2. 1757, TNA, State Papers, 94/154; Übersetzung des Zitats: M. F.

²² Bereits Newcastle erwog ein solches Angebot, das jedoch von Abreu selbst zurückgewiesen wurde. Abreu an Wall, 18. 6. 1756, A.H.N., Estado, 4.270.

²³ Pitt an Keene, 23. 8. 1757, TNA, State Papers, 94/155.

²⁴ „Il fait tous ses efforts pour porter LL. MM. CC a des mesures de vigueur et il désirerait que M. Keene s'en retournât en Angleterre“; Aubeterre an Bernis, 22. 8. 1757, A.E. Paris, Correspondance Politique, Espagne, 522.

²⁵ Aubeterre an Bernis, 15. 8. 1757, A.E. Paris, Correspondance Politique, Espagne, 522; Übersetzung des Zitats: M. F.

um seiner Flagge auf den Meeren mehr Respekt zu verschaffen: „Da seine Sprache immer die gleiche war [...] ließ er fallen, dass das Verhalten unserer Freibeuter die meisten Seemächte Europas gegen uns aufgebracht und insbesondere die Schweden in einer Weise (fügte er hinzu), dass ich keinen Hehl daraus mache, Ihnen zu sagen, dass diese Letzteren anboten, sich mit ihren Schiffen uns anzuschließen, und damit brach er das Gespräch ab.“²⁶

Lähmung (1758–1759)

Tatsächlich wurde nun die angekündigte Aufrüstung konkret vorbereitet und von Spanien ein Marinegeschwader auf See geschickt. Allerdings geschah dies zunächst nur mit einer Patrouillenmission zur Wahrung der spanischen Interessen. Anfang 1758 wandelten sich Walls Äußerungen: Er trat nicht mehr so vehement auf und agierte mit Vorsicht. Grund dafür war die Lage im Königshaus: Die Königin Maria Barbara de Bragança lag im Sterben. Der allgegenwärtige „eiserne schlechte Gesundheitszustand“ der Königin wurde durch neue und alarmierende Symptome verschlimmert. Von ihrem Arzt, Andrés Piquer, wusste Wall seit dem Februar, dass sie Tumore hatte – einen in der Leber „von der Größe eines Eies“ und einen in der Leiste „von der Größe einer Faust“ und „alle sehr hart und sehr schmerzhaft“.²⁷ Die Aussicht auf den Tod der Herrscherin war erschreckend, denn alle wussten, wie abhängig Ferdinand VI. von ihr war, und dass ohne sie die Gefahr drohte, dass er in eine Depression ver falle. Die ungünstigen Prognosen darüber, wie sich der Tod der Gattin auf den Herrscher auswirken würde, bestätigten sich: Ferdinand VI. schloss sich, gefangen in einer Depression, im „Zauberschloss“ von Villaviciosa ein und überließ die Monarchie sich selbst. Für lange Zeit war die spanische Monarchie wie gelähmt. Genau genommen währte diese Phase fast zwei Jahre, zählt man die Zeit von Barbaras Krankheit ebenso mit wie die Zeit, die Karl III. brauchte, um aus Frankreich zu kommen und Ferdinand zu ersetzen.²⁸

Für diese Zeit muss man von einer Unbeweglichkeit in der spanischen Außenpolitik sprechen. Die Gründe liegen auf der Hand: Ohne König konnte nicht einmal eine Ernennung bestätigt werden. Wall beklagte sich bitter und hatte alle Hände voll damit zu tun, dass die Monarchie nicht auseinanderbrach. Im Rahmen seiner Korrespondenz mit Bernardo Tanucci, dem Minister von Karl III., der bis dato König von Neapel und Sizilien war, erstattete er diesem regelmäßig Bericht.

²⁶ Cosne an Pitt, 16.11.1757, TNA, State Papers, 94/156. Ende Dezember schrieb Cosne, dass die „asperity“ des Ministers sich weiter verstärkte, statt sich abzuschwächen. Übersetzung des Zitats: M. F.

²⁷ Gómez Urdáñez: Fernando (wie Anm. 2), S. 125ff.

²⁸ Vgl. Diego Téllez Alarcia/José Luis Gómez Urdáñez: 1759. El „Año sin rey y con rey“: la naturaleza del poder al descubierto. In: Ernesto García Fernández (Hg.): El poder en Europa y América: Mitos, tópicos y realidades. Bilbao 2001, S. 95–109; Dolores Mateos Dorado: La actitud de Carlos III durante el año ‚sin rey‘ (1758–1759). En Actas del Congreso Internacional sobre Carlos III y la Ilustración. Bd. 1. Madrid 1989, S. 299–321.

Er flehte Karl III. an, die Verantwortung zu übernehmen, was dieser jedoch, solange sein Bruder am Leben war und die Möglichkeit einer wundersamen Heilung bestand, ablehnte. Das fragile Gleichgewicht durfte nicht weiter aufs Spiel gesetzt werden.

Wall, wie der gesamten Regierung, waren die Hände gebunden. Dass die Lähmung der spanischen Politik auf dem Höhepunkt des Siebenjährigen Krieges eintrat, war besonders negativ. Gerade jetzt kam es zur entscheidenden Wendung in den strategischen Kräfteverhältnissen. Nach einigen Rückschlägen ergriff England die Initiative auf den kolonialen Kriegsschauplätzen und versetzte Frankreich einige schwere Schläge in Louisbourg, Quebec und anderswo. Die Lage Frankreichs war verzweifelt, und die Angriffe der englischen Freibeuter, auch auf spanische Schiffe, wurden immer zahlreicher.

Anpassungsfähigkeit, Aufrüstung, neue Haltung (1760–1761)

Erst die Lösung der Sukzessionsfrage durch die Ankunft Karls III. Ende des Jahres 1759 beendete die leidvolle Etappe einer durch die Krankheit des Königs „entmannten“ Außenpolitik. Die Politik der „bewaffneten Neutralität“ wurde nun eilends wieder aufgenommen. Der neue Gouverneur und Heerführer auf Kuba, Don Juan de Prado, erhielt weitgehende Entscheidungsgewalt für Bau und Renovierung der Befestigungsanlagen auf der Insel. Ihm wurden zwei Ingenieure geschickt, Francisco und Baltasar de Ricaud.²⁹ Mit den Fregatten *La Liebre* und *La Hermiona* wurde Proviant in die Südsee gebracht, um gegen einen neuerlichen Angriff im Stil Admiral Ansons während des *War of Jenkins Ear* in den 1740er-Jahren auf diese Gegend gewappnet zu sein.³⁰ An den zentralen Orten der Kolonien trafen Truppen ein. Der portugiesische Botschafter wird später die Entscheidung von acht Schiffen und zweitausend Männern nach Amerika notieren.³¹

Trotz der Aufrüstung weigerte sich Wall nach Kräften, in den Krieg einzutreten. Er wusste genau, dass der Zeitpunkt dafür vorüber war: „Er sagte, es sei nicht vorstellbar, dass Spanien einen Vorwand für einen Bruch mit Großbritannien suche, denn unabhängig davon, wie sehr es in ihrem Interesse liege, gut mit uns zu leben, könne man nicht glauben, dass der Hof von Madrid so unpolitisch handeln würde, um diesen Moment für einen Bruch zu nutzen, wo doch England eine so

²⁹ Proceso y sentencia dada al gobernador de La Habana Juan de Prado, Biblioteca Nacional de España (im Weiteren B.N.E.), Manuscritos, 10.421 und Ordenes de S. M. comunicadas por el Excmo. Sr. Julián de Arriaga al mariscal de campo Juan de Prado sobre fortificar el recinto de la plaza de La Habana por la parte de tierra o el puesto nombrado de la Cabaña, A.G.I., Santo Domingo, 1.585. Zitiert nach Celia M. Parcerio Torre: La pérdida de La Habana y las reformas borbónicas en Cuba, 1760–1773. Valladolid 1998, S. 42.

³⁰ Vgl. Fritz Brustat-Naval: Segel, Silber und Kanonen. Die Anson-Story 1740–1744. Göttingen 1978.

³¹ Pesanha an Da Cunha, März 1761, Instituto dos Arquivos Nacionais, Torre do Tombo (im Weiteren I.A.N.T.T.), Ministério dos Negócios Estrangeiros, Correspondência das Legações Portuguesas em Madrid, caja 623. Sobre preparativos ver Archivo General de Simancas (im Weiteren A.G.S.), Secretaría de Guerra, 5.812 und A.G.S., Secretaría de Marina, 405.

großartige Figur mache, nachdem der Erfolg die Streitkräfte Seiner Majestät in so vielen verschiedenen Teilen der Welt ausgezeichnet habe.“³²

Die spanische Führung unternahm nun eine letzte diplomatische Anstrengung zur Deeskalation. Der Conde de Fuentes, schon 1758, noch vor der Krankheit Ferdinands VI., ernannt, wurde als Unterhändler nach London entsandt. Mit diesem Manöver wollten die Spanier Frankreich Zeit verschaffen, um den Frieden zu besiegeln, ohne dass Spanien zu den Waffen greifen müsste.

Diverse Faktoren liefen der Verzögerungstaktik des gebürtigen Iren jedoch zuwider. Zum einen war mit Karl III. ein neuer französischer Botschafter nach Spanien gekommen, der Marquis d'Ossun. Mit ihm, so meinte Wall „breitet[e] sich die Verdorbenheit in Madrid aus“. Ossun nutzte seine Nähe zum König und die Informationen Ensenadas, den Karl III. aus der Verbannung geholt hatte, um Wall und seine Mitstreiter in Schach zu halten. Am Hof diskutierte man die Möglichkeit, ihm die Macht zu entziehen.³³ In jedem Falle arbeitete Ossun mit seinen Intrigen dauerhaft gegen den irischstämmigen spanischen Minister.

Darüber hinaus wurden durch den Tod der Königin Maria Amalia im September 1760, verbunden mit dem Scheitern der anglo-französischen Verhandlungen in Den Haag, und durch die Unbeweglichkeit der britischen Forderungen in den aktuellen Streitfragen, die letzten Optionen für Walls „religiöse Neutralität“ zerstört. Der Ire selbst schwankte zwischen seiner Enttäuschung über Pitt und dem Wissen darum, dass es nicht der richtige Zeitpunkt war, um in dem Konflikt Partei zu ergreifen. All diese Aspekte zusammen bewirkten einen Kurswechsel in der spanischen Außenpolitik. Sich seiner unsicheren Stellung bewusst, beschloss Wall, sich der neuen pro-französischen Haltung anzuschließen und so sein politisches Überleben zu sichern. Tatsächlich überzeugte er damit Ossun, der nun, statt ihn zu kritisieren, Walls neue Gesinnung rühmte. Das erste sichtbare Zeichen der außenpolitischen Veränderungen war die Ablösung des spanischen Botschafters in Paris. Der bisherige Diplomat und alte Kamerad Walls, Jaime Masones de Lima, wurde durch den Marqués Jerónimo Grimaldi ersetzt. Dieser traf am 9. Februar 1761 in Paris ein und leitete unverzüglich eine Annäherung an die französische Regierung ein. Am Ende des Monats äußerte der französische Minister Choiseul die Absicht, ein Handelsabkommen sowie eine Allianz zu vereinbaren.³⁴

Wall vermied es, Handelsvereinbarungen einzugehen, die „uns vom Ziel ablenken“ und verabschiedete Ende März den ersten Vertragsentwurf.³⁵ Choiseul reagierte mit dem Gegenvorschlag, einen Hauptvertrag, den sogenannten dritten Familienpakt, und einen zusätzlichen Geheimvertrag („Abkommen“) abzuschließen.³⁶ Am 15. August wurde der endgültige Vertrag unterschrieben.³⁷ Eine der un-

³² Bristol an Pitt, 6. 11. 1760, TNA, State Papers, 94/162; Übersetzung des Zitats: M. F.

³³ Ossun an Choiseul, 15. 9. 1760, A.E. Paris, Correspondance Politique, Espagne, 529.

³⁴ Grimaldi an Wall, 24. 2. 1761, A.H.N., Estado, 4.176.

³⁵ Wall an Grimaldi, 10. 3. 1761, A.G.S., Estado, 4.548 und 31. 3. 1761, A.G.S., Estado, 4.542.

³⁶ Grimaldi an Wall, 2. 6. 1761, A.G.S., Estado, 4.542.

³⁷ Bisher historiografisch unübertroffen ist die Zusammenfassung von Vicente Palacio Atard: *El Tercer Pacto de Familia*. Madrid 1945. Siehe auch Didier Ozanam: *Les origins du troisième pacte de famille* (1761). In: *Rev. Hist. Dipl.* 75 (1961), S. 307–340.

mittelbaren Folgen des Vertragsschlusses in London war die Entlassung Pitts.³⁸ Er wurde durch den deutlich entgegenkommenderen Egremont ersetzt, aber nun war es bereits zu spät für diplomatische Arrangements zwischen Spanien und Großbritannien. Egremont zeigte sich überrascht von dem „abrupten und grundlosen Übergang des spanischen Staatssekretärs vom höflichsten und versöhnlichsten Ton professioneller Freundlichkeit und gütlicher Einigung zum herrischen und hochnäsigen Stil der Drohung und Feindschaft, der die Mäßigung Seiner Majestät auf eine harte Probe stellt“.³⁹ Auch er verschärfte seine Haltung und verlangte eine endgültige Reaktion auf den Vertrag. Sollte sie unbefriedigend ausfallen oder gar nicht erfolgen, wies er Bristol an, sich aus Madrid zurückzuziehen, da er das als Kriegserklärung verstehen müsse.⁴⁰ Daraufhin führte Bristol mehrere lange und schwierige Gespräche mit Wall. Dieser vertrat die Position, dass es „nicht in seiner Macht stehe, sofort eine Antwort zu geben, da er dazu nicht ausreichend ermächtigt sei, aber er versprach, Seine Katholische Majestät mit meinen jüngsten Vorschlägen vertraut zu machen und getreulich alles wiederzugeben, was ich ihm über die Haltung und Anordnungen des Königs von England mitgeteilt hätte.“⁴¹ Obwohl Bristol Wall ein Ultimatum stellte, wich dieser nicht von seiner Position ab, was Egremont wiederum nicht zufriedenstellte: „Er sagte mir, dass die endgültige Antwort, die einzufordern ich gekommen sei, einen solchen Affront gegen die Würde der Katholischen Majestät darstelle, dass er seinem Herrscher in einer so delikaten Angelegenheit unmöglich raten könne, denn die Würde dürfe den Königen nicht weniger wertvoll sein, als es allgemein übliche Anstandsformen für die Staatsbürger sind.“⁴² Schon einige Zeit zuvor hatte man auf spanischer Seite beschlossen, in den Konflikt einzugreifen: „Nicht mehr lange, und wir werden unsere Hilfstruppen nach Amerika entsenden. Die Frage ist nur noch der Zeitpunkt und die Art und Weise unserer offiziellen Erklärung.“⁴³

Spaniens Eingreifen in den Konflikt

Angesichts der Verschärfung der Situation „auf dem diplomatischen Schlachtfeld“ in Madrid blieb man in Großbritannien nicht untätig. Es fanden umfängliche militärische Vorbereitungen statt und es bestand kein Zweifel mehr daran, dass sich die kriegsvorbereitenden Maßnahmen gegen Spanien und nicht gegen Frankreich richteten. Aus Berichten des Conde de Fuentes wissen wir von der Ausrüstung einer Kriegsflotte im Hafen von Spithead, deren Ziel Puerto Rico oder Santo Do-

³⁸ Die Episode ist absolut treffend beschrieben bei Richard Waddington: *La Guerre de Sept Ans. Histoire diplomatique et militaire*. Bd. IV. Paris 1904, S. 613 ff.

³⁹ Bristol an Egremont, 19. 11. 1761, TNA, State Papers, 94/164.

⁴⁰ Ebd.

⁴¹ *The Parliamentary History of England from the Earliest Period to the Year 1803*. Bd. 15 (1753–1765). London 1813, Sp. 1202.

⁴² Wall an Grimaldi, 16. 11. 1761, A.G.S., Estado, 4.545.

⁴³ Ebd.

mingo sein sollte.⁴⁴ Im Oktober teilte er mit, dass sie Santo Domingo und Florida angreifen werde.⁴⁵ Im November liefen vier Schiffe zur Verstärkung der Flotte in Nordamerika aus; man vermutete, dass sie auf dem Weg nach Martinique seien.⁴⁶ Im Dezember, kurz bevor er in die Botschaft zurückkehrte, meldete Fuentes eine Aufstockung der Flotte in Spithead.⁴⁷

Spanien traf seit Monaten Vorkehrungen, um sich gegen einen englischen Angriff zu schützen. Man schickte Depeschen, die auf die Verschlechterung der Beziehungen zwischen Spanien und England aufmerksam machten und sofort nach den Gesprächen mit Bristol sendete man Mobilmachungsbefehle nach Lateinamerika.⁴⁸

Bedeutender war jedoch eine andere Maßnahme der Regierung Wall: Sie verhängte ein Embargo gegen die britischen Schiffe, die in spanischen Häfen vor Anker lagen. Arriaga schlug vor, mit den beschlagnahmten Waren die Reeder und Händler zu entschädigen, die durch englische Schiffe Schaden erlitten hatten.⁴⁹ Karl III. jedoch ordnete die Freigabe der beschlagnahmten Schiffe noch vor der offiziellen Kriegserklärung an; diese Geste guten Willens sollte ihm jedoch nicht das Geringste nützen. Denn dem Großteil der in Cádiz stationierten Schiffe war es ohnehin gelungen, nach Gibraltar zu entkommen. Tatsächlich zielte Spaniens Strategie vor allem darauf, einen anderen Feind unter Druck zu setzen: Portugal. Es war der einzige Schauplatz, der Madrid nahe genug war, um den englischen Interessen einen schnellen, entscheidenden Schlag in einem Blitzkrieg zu versetzen, der die Briten zwingen würde, Frieden zu schließen. Es gab nur ein Problem: Wie Spanien sollte Portugal während des Siebenjährigen Krieges die überwiegende Zeit neutral bleiben.

Der Feldzug in Portugal: Der Fantastische Krieg

Obwohl Portugal offiziell die Neutralität wahrte, war es ganz offensichtlich einer der wichtigsten Verbündeten Englands, und obwohl die bilateralen Beziehungen nach der Machtübernahme des Marqués de Pombal im Jahr 1756 als erstem Minister Portugals neu formuliert wurden, wurden Portugals Häfen von den Briten

⁴⁴ Fuentes an Wall, 21. 8. 1761, A.G.S., Estado, 6.949.

⁴⁵ Fuentes an Wall, 30. 10. 1761, A.G.S., Estado, 6.950. Der Botschafter hielt es für unwahrscheinlich, dass Havanna angegriffen würde, denn das wäre riskant gewesen. Trotzdem riet er dazu, den Ort mit 8 000 bis 10 000 Männern zusätzlich zu sichern.

⁴⁶ Fuentes an Wall, 17. 11. 1761, A.G.S., Estado, 6.950.

⁴⁷ Fuentes an Wall, 11. 12. 1761, A.G.S., Estado, 6.950.

⁴⁸ Wall an Grimaldi, 11. 12. 1761, A.G.S., Estado, 6.953. Zur Ankunft dieser Nachrichten in Lateinamerika kann man das Beispiel Kubas betrachten; Parcerro Torre: Habana (wie Anm. 29), S. 81–88.

⁴⁹ „Si pudiéramos hacernos justicia en estos tres puntos (presas, pesca y palo), creo que deberíamos hacérmola. Pues si podemos en uno, ¿por qué omitirlo?“, Bericht Arriagas an Wall über die Festsetzungen während des Embargos seit dem 11. Dezember, A.G.S., Estado, 6.953. Er schätzt die beschlagnahmten Schiffe vor der Kriegserklärung vom 4. Januar auf einen Wert von 3 900 000 Reales, die danach beschlagnahmten auf 1 200 000. Der Verkaufswert der ersten Gruppe von Schiffen betrug 1 763 606 Reales, der der zweiten 586 088.

weiterhin als Nachschubbasis genutzt. Auf dieser vagen Grundlage fußte der Plan, Portugal zum Handeln zu zwingen: Entweder es schließe sich der bourbonischen Allianz an oder es werde angegriffen. Die Idee dazu stammte, laut Choiseul, von Wall.⁵⁰ Sie war auch Bestandteil des Geheimabkommens, das zusammen mit dem dritten Familienpakt 1761 unterzeichnet wurde. In Spanien glaubte man, das durch das Erdbeben von 1755 schwer geschädigte portugiesische Königreich mit schwachen Verteidigungslinien und fernen Verbündeten leicht erobern zu können. Dennoch schien es wichtig, den Schein zu wahren. Deswegen beschloss man, einen außerordentlichen Diplomaten nach Portugal zu entsenden, der das „Angebot“, sich der bourbonischen Allianz anzuschließen, unterbreiten sollte. Wall selbst sprach in diesem Zusammenhang von einer „bittersüßen[n] Nachricht“ und einem „Kuss, gemischt mit einem Biss“.⁵¹

Überbringen sollte die Nachricht ein Exilant irischer Herkunft, Jacques O'Dunne.⁵² Torrero, der Botschafter in Lissabon, unterstützte seinen Kollegen bei der Präsentation des Ultimatums. Ziel war es, den portugiesischen „Hof dazu [zu zwingen], dass er sich schnell und offen zu uns oder zu den Engländern bekennt. Wir befreien ihn aus dieser schändlichen Abhängigkeit, in der er sich befindet, natürlich zu seinem Besten und für sein Fortbestehen.“⁵³ Anfang Januar kündigte Wall Tanucci die Entsendung des Boten an, während er selbst fieberhaft den Aufbau der Invasionsarmee vorantrieb. Sogar während der Verhandlungen am portugiesischen Hof setzte man die militärischen Vorbereitungen für einen Angriff auf das benachbarte Königreich fort. Obwohl sie gegenüber dem portugiesischen Botschafter allenfalls fadenscheinig gerechtfertigt wurden, ließ sich jener scheinbar vollständig von Wall täuschen.⁵⁴ Auf die Ablehnung Portugals, seine Neutralität zu brechen, folgte der Angriffsbefehl an den Marqués de Sarria, den obersten Kommandanten der Invasionstruppen, der am 6. April in Portugal einmarschieren sollte.⁵⁵

Daraufhin begannen die Probleme: Wall und der König vertraten sehr unterschiedliche Ansichten in Bezug auf das Ziel des Angriffs. Wall schlug vor, dass das Hauptkontingent der Truppen über den Tejo eindringen und geradewegs auf Lis-

⁵⁰ „Mr. Wall a eu de son côté deux grands et très grands mérites: le premier d'avoir vaincu pour un ainsi grand ouvrage quelques préjugés qu'il pouvait avoir avec fondement et des craintes d'ailleurs assez raisonnables. Le second d'avoir imaginé en grand, en cas que la guerre se déclarât, le projet de Portugal, qui est lumineux“; Choiseul an Ossun, 7.7.1761, A.E. Paris, Correspondance Politique, Espagne, 533.

⁵¹ Wall an Tanucci, 9.3.1762, A.G.S., Estado, 6.093.

⁵² Von ihm sagt Silva Pesanha, er sei „sujeito muito prudente, capaz de exercitar o seu ministério e de se fazer digno de merecer a aprovação do Rey N. S.“; Pesanha an Da Cunha, 7.12.1761, I.A.N.T.T., Ministério dos Negócios Estrangeiros, Correspondência das Legações Portuguesas em Madrid, caja 623.

⁵³ Wall an Tanucci, 26.1.1762, A.G.S., Estado, 6.093.

⁵⁴ Pesanha interpretiert die massiven Rekrutierungen im Zentrum der Halbinsel als eine Strategie, äquidistant zu dem Punkt sein zu können, an dem die Engländer angreifen werden; Pesanha an Da Cunha, 18.12.1761, I.A.N.T.T., Ministério dos Negócios Estrangeiros, Correspondência das Legações Portuguesas em Madrid, caja 623.

⁵⁵ Wall an Tanucci, 30.3.1762, A.G.S., Estado, 6.093.

sabon zumarschieren solle, ohne dem Nachbarn Gelegenheit zu geben, seine Verteidigung zu mobilisieren oder Hilfe aus dem Ausland zu holen.⁵⁶ Der König wollte jedoch den Schrecken des Krieges so weit wie möglich von der Hauptstadt fernhalten, in der seine Schwester Maria Anna Viktoria (vertraulich „Marianina“ genannt) als Gemahlin Josephs I. und Königin Portugals residierte. Daher optierte er für einen Angriff an drei Fronten, bei dem man über den Douro eindringen und Porto als das bedeutendste Ziel angreifen sollte.⁵⁷

Auch die Wahl des betagten Kommandanten Sarria war nicht in Walls Sinne: „Seine Katholische Majestät versammelte ein Heer von 40 000 Männern, dessen Führung er nach eigener Entscheidung, und gegen den Rat des Kriegsministers D. Ricardo Wall, dem Marqués von Sarria überließ [...]. Seine Gesundheit war stark beeinträchtigt von der Gicht.“⁵⁸ Wall hätte einen seiner Günstlinge, den Conde de Aranda, als Führer der Angriffstruppen bevorzugt. Das langsame Vorgehen Sarrias erhitzte die Gemüter. Der spanische Angriff fand praktisch nur in der Provinz de Tras Os Montes im Norden des Landes statt. Und auch dort dauerte er nur ein paar Wochen. Sarria scheiterte schließlich an der Erreichung des Hauptzieles: der Eroberung Portos. Die spanischen Truppen wurden bei dem Versuch, das bedeutende Handelszentrum einzunehmen, zweimal durch aus Bauern und Milizionären improvisierten Truppen zurückgeschlagen. Das Ergebnis der Schlacht am Douro war bestimmend für den Verlauf des ganzen „Fantastischen Krieges“. Dumouriez wird das einige Jahre später sehr deutlich erklären: „Portugal hatte zu jener Zeit keine Armee und war vom Erdbeben zerstört; wäre die [spanische] Armee geradewegs auf Porto zumarschiert, hätte sie es einnehmen können, ohne einen einzigen Schuss abzugeben. Sie hätte dort große Mengen an Geld, Ausrüstung und Proviant vorgefunden, noch dazu exzellentes Wetter; die spanischen Truppen wären nicht hungrig und Obdach suchend gescheitert, wie sie es taten; die Lage wäre eine vollkommen andere gewesen.“⁵⁹ Aufgrund der Lücken, welche die portugiesischen Guerilleros in sein Versorgungs- und Kommunikationssystem geschlagen hatten, und wegen der Taktik der verbrannten Erde, mit der die Bauern kämpften, sah Sarria sich gezwungen, das eroberte Gebiet aufzugeben. Nach diesen ersten Eroberungsversuchen blieb nur Chaves, nahe der galicischen Grenze, als Kriegsbeute übrig.

Man beorderte Aranda aus Polen zurück und wies ihn an, die Leitung der Operation zu übernehmen. Arandas militärische Erfahrungen waren begrenzt. Er hatte am Österreichischen Erbfolgekrieg teilgenommen, aber noch nie ein großes Heer befehligt. Außerdem verschaffte seine Anreise aus Osteuropa seinen portugiesi-

⁵⁶ „Por el camino más recto, por la línea del Tajo, a Lisboa. Era el plan de invasión que nunca debió rechazarse“; Palacio Atard: Pacto (wie Anm. 37), S. 243.

⁵⁷ Manuel Danvila Collado: Reinado de Carlos III. Bd. II. Madrid 1894, S. 178.

⁵⁸ C. Gutiérrez de los Ríos: Vida de Carlos III. Madrid 1898, S. 164f. Ähnlich ausgedrückt: „El ministro de la Guerra propuso para general en jefe al conde de Aranda, embajador en Polonia, pero el rey prefirió al marqués de Sarriá“; Danvila Collado: Carlo III (wie Anm. 57), Bd. II, S. 178.

⁵⁹ C. Dumouriez: An Account of Portugal as it appeared in 1766 to Dumouriez. Lausanne 1775, Kap. 3, S. 20.

schen Gegnern ausreichend Zeit, um ein Heer von 8 000 britischen Soldaten unter der Führung des Grafen von Schaumburg-Lippe zur Unterstützung nach Portugal kommen zu lassen. Die zweite Invasion in Portugal unter Führung Arandas richtete sich nach Walls ursprünglichem Plan: Sie folgte dem Tejo bis nach Lissabon. Den anfänglichen Eroberungen mehrerer Orte in der Provinz Beira Baixa, von denen der bedeutendste Almeida war, folgte eine schwere Niederlage in Abrantes, einem Ort, den man wegen seiner strategisch günstigen Lage den „Schlüssel zu Portugal“ nennt. Zwar verteidigte Wall die Leistung seines Günstlings mit den Worten „mit dem neuen General Aranda“ sei „das Heer zu neuer Aktivität gelangt“⁶⁰. Tatsächlich jedoch mussten sich die spanischen Truppen von Neuem zurückziehen, dezimiert durch Hunger, Fahnenflucht und Krankheiten. Sie hielten nur noch Almeida. Das Ausmaß des Zusammenbruchs war verheerend. Fast die Hälfte des spanischen Heeres ging unter.

Wenig später erreichten den spanischen Königshof die unheilvollen Nachrichten aus Havanna. Während in schwindelerregendem Tempo die Vorbedingungen eines Friedens zwischen Spanien und England ausgehandelt wurden, ordneten die Spanier an, eine letzte Anstrengung zu unternehmen, um das Nachbarland einzunehmen und die schrecklichen Rückschläge wenigstens bis zu einem gewissen Grad zu kompensieren. Der dritte und letzte Versuch einer Invasion endete noch ungünstiger als die vorhergegangenen: Die spanischen Truppen wurden absolut vernichtend geschlagen. Dies war das Ergebnis eines schlecht organisierten und nach politischem Verständnis wenig sinnvollen Feldzuges.

Der Fall Havannas

Die große britische Operation gegen die spanischen Interessen fokussierte sich auf Havanna.⁶¹ Eine Flotte von mehr als 50 Schiffen und über 15 000 Männern versammelte sich in der Karibik und verstärkte die Kriegsflotte unter dem Kommando von Admiral Albemarle, die von Spithead (England) aus losgeschickt worden war, um die französischen Inseln zu erobern und die Verstärkung aus Nordamerika abzufangen. Diese erdrückende Übermacht, deren Kampfmoral durch die letzten Siege extrem gestärkt war, hatte ein äußerst lohnendes Ziel vor Augen: Havanna.

Die spanischen Autoritäten hatten sich schon seit 1760 bemüht, den Ort auf die bestmögliche Weise zu sichern. Der neue Gouverneur, Juan de Prado, besaß die volle Entscheidungsgewalt, um einen Befestigungsplan umzusetzen, der das neuralgische Zentrum des Imperiums schützen sollte. Man schickte Proviant, Artillerie und Truppen, doch diese waren auf verschiedene Orte verteilt, da unklar war, an welcher Stelle der Angriff erfolgen würde. Berichten spanischer Spione wie

⁶⁰ Wall an Tanucci, 7. 9. 1762, A.G.S., Estado, 6.093.

⁶¹ Zu seiner strategischen Bedeutung siehe Agustín Guimerá y Fernando Monge: *La Habana, puerto colonial (siglos XVIII-XIX)*. Madrid 2000. Zur Einnahme Havannas vgl. auch den Beitrag von Thomas Weller in diesem Band.

auch englischen Mutmaßungen zufolge galt Havanna als das wahrscheinlichste Angriffsziel.⁶²

Der Angriff begann am 7. Juni. Die Engländer gingen weit außerhalb der Reichweite von Havannas Geschützen von Bord und führten eine Belagerung auf der Landseite durch, wofür die Festungen der Stadt nicht ausgelegt waren. Nur das Castillo del Morro, das von Männern wie Luis de Velasco verteidigt wurde, leistete erbitterten Widerstand. Trotzdem konnte es der Übermacht nicht standhalten und wurde am 30. Juli eingenommen. Das Schicksal der Stadt war damit besiegelt. Sie fiel dreizehn Tage später.⁶³ Der Schlag war endgültig und traf mitten in die Vorverhandlungen zum Friedensvertrag. Die spanische Seite, die in den vorangegangenen Monaten eher eine Hinhaltenaktik verfolgt hatte, bemühte sich nun um eine schnelle Einigung, bevor noch schlimmere Nachrichten kommen konnten – und diese trafen tatsächlich ein.

Der Fall Manilas

Auch Manila wurde von britischen Soldaten – unterstützt von Mitgliedern der East India Company – angegriffen. Befehlshaber der Operation war Oberst William Draper, ein Veteran aus Indien.⁶⁴ Das Ziel Manila wurde weder aus strategischen noch aus wirtschaftlichen Gründen attackiert. Es stellte auch keine Bedrohung für die britischen Gebiete in Indien dar. Tatsächlich – und davon gehen auch die britischen Historiker aus – war Manila allein interessant wegen der Kriegsbeute, die dort zu holen war, vor allem wenn es gelänge, die Manila-Acapulco-Galeone zu kapern.⁶⁵

Man schätzte die spanischen Verteidigungslinien als schwach ein, vor allem in Cavite, wo man hoffte, landen und die spanischen Geschützstände, die auf dem Weg lagen, erobern zu können. Dann hätte man einen Hafen, in dem die Flotte anlegen könnte, und einen Brückenkopf, der einen Angriff auf Manila ermöglichen würde.

Das englische Kabinett, mit Egremont und Anson an der Spitze, billigte die Pläne. Anson, der im Juni 1762 verstarb, bevor das Ergebnis der Expedition bekannt wurde, unterstützte die Durchführung der militärischen Mission mit be-

⁶² Vgl. Guillermo Calleja Leal: 1762. La Habana inglesa. Madrid 1999; Pedro J. Guiteras: Historia de la conquista de la Habana por los ingleses. Havanna 1962; Juan Pérez de la Riva: Documentos inéditos sobre la toma de La Habana por los ingleses en 1762. Havanna 1963; Gustavo Placer Cervera: Inglaterra y La Habana: 1762. Havanna 2007; Elena A. Schneider: The Occupation of Havana. War, Trade, and Slavery in the Atlantic World. Williamsburg, VA 2018.

⁶³ Für eine detaillierte Schilderung der Ereignisse aus spanischer Perspektive siehe Antonio Ferrer del Río: Historia del reinado de Carlos III. Bd. I. Madrid 1856, S. 339–377; Parcero Torre: Habana (wie Anm. 29). Konkrete Details der einzelnen Operationen bei César Martínez Valverde: Operaciones de ataque y defensa de La Habana en 1762. In: Revista General de Marina (1963), S. 487–503, S. 706–727.

⁶⁴ James Dreaper: Pitt's 'Gallant Conqueror'. The Turbulent Life of Lieutenant-General Sir William Draper K.B. London/New York 2006.

⁶⁵ Nicholas Tracy: Manila Ransomed. The British Assault on Manila in the Seven Years War. Exeter 1995, S. 8; Shirley Fish: The Manila-Acapulco Galleons. The Treasure Ships of the Pacific. With an Annotated List of the Transpacific Galleons 1565–1815. Milton Keynes 2011.

sonderer Vehemenz. Ihm selbst war es als erstem Engländer gelungen, im vorangegangenen Krieg eine der berühmten Manila-Galeonen zu kapern. Seitdem war er immer bereit, den „Spanischen See“ („lago español“), die Südsee, anzugreifen. Die East India Company zögerte zunächst, doch schließlich stimmte sie zu, den militärischen Vorstoß zu unterstützen, unter der Bedingung, dass sie für eventuelle Verluste bei der Expedition entschädigt werden würde.

Draper erhielt seine von Georg III. unterzeichneten Instruktionen am 21. Januar 1762 und bestieg wenige Tage darauf eine Fregatte, die ihn nach Madras bringen sollte; sechs Monate später erreichte er Indien. Dort angelangt, legte er eine fieberhafte Hektik an den Tag und lief Ende Juli mit acht Schiffen und 1 700 Männern in Richtung Philippinen aus. Mit Admiral Cornish, dem Kommandanten dieser Flotte, stimmte er zu jedem Zeitpunkt in allen Fragen überein.

Eigentlich sollte die Ankunft der Briten den spanischen Gouverneur auf den Philippinen, Erzbischof Rojo, überraschen, doch wie Tracy ausführt, hatte Rojo private Informationen aus Batavien und Spanien, die ihm die Möglichkeit eines politischen Bruchs zwischen Spanien und Großbritannien ankündigten und damit einen britischen Angriff auf Manila in den Bereich des Möglichen rückten. Dennoch hielt er einen britischen Angriff wegen der großen Entfernung zu England für unwahrscheinlich. Doch damit hatte er weit gefehlt: Nach einigen Tagen, die mit Scharmützeln und dem Beschuss der Stadt vergingen, wurde Manila am 5. Oktober 1762 eingenommen. Die Eroberung fand jedoch zu einem Zeitpunkt statt, als die Präliminarien des Pariser Friedensvertrages zwischen Briten, Portugiesen, Spaniern und Franzosen bereits unterzeichnet waren, und hatte daher keinerlei langfristigen politischen Auswirkungen. Die Manila-Galeone, die tatsächlich gekapert werden konnte, gehört jedoch zum Wertvollsten, was in diesem Krieg erbeutet wurde. Noch jahrelang diskutierte man über die Zahlung des „Lösegeldes“, das die philippinischen Behörden mit dem britischen Brigade-General William Draper, dem die Bodentruppen bei der Invasion unterstanden, vereinbart hatten, um die Insel zurückzuerhalten.⁶⁶

Angriff auf Nicaragua

Die Briten konnten jedoch nicht nur Erfolge vorweisen: William Lyttelton, Gouverneur von Jamaica, führte im Sommer 1762 einen Feldzug nach Nicaragua an, das unter spanischer Herrschaft stand. Lyttelton scheiterte jedoch daran, die bedeutsame Stadt Granada einzunehmen. Die Streitkräfte bestanden aus einigen britischen Soldaten, zum Großteil jedoch aus Miskito-Indianern; ihre Gesamtzahl belief sich auf die beachtliche Zahl von 2 000 Männern mit 50 Booten. Sie zogen den Fluss San Juan hinauf und zerstörten dabei Kakaopflanzungen und einige Städte wie Jimoteqa, Acoyapa, Lovigüisca und San Pedro de Lóvago.

⁶⁶ Eine spanische Version der Ereignisse kann man nachlesen bei Marqués de Ayerba: *Sitio y conquista de Manila por los ingleses en 1762*. Zaragoza 1897; José Montero y Vidal: *Historia general de Filipinas*. Madrid 1894.

Am 26. Juni 1762, auf ihrem Weg nach Granada, trafen sie auf die *Fortaleza de la Inmaculada Concepción*. Auf der Festung befanden sich nur 100 Männer. Ihr oberster Befehlshaber, Oberstleutnant José de Herrera y Sotomayor, war eine Woche zuvor gestorben. Doch seiner neunzehnjährigen Tochter Rafaela gelang es, die Verteidiger so zu motivieren, dass sie dem Ansturm der Invasoren standhielten, bis Krankheiten und Wetter sie zwangen, die Belagerung aufzugeben und sich zurückzuziehen.⁶⁷

Die Einnahme von Colonia del Sacramento und der Banda Oriental

Der Feldzug am Rio de la Plata verlief für die spanische Seite erfolgreicher. Nach der Annullierung des „Tratado de Límites“ (Madrid 1750) erhielt Pedro de Cevallos, der seit Anfang November 1756 das Amt des Gouverneurs von Buenos Aires innerhalb des Vizekönigreichs Peru inne hatte und für die Neuordnung der Grenzziehung zwischen Portugal und Spanien auf der Grundlage des Vertrags von Madrid (1750) zuständig war, Anweisungen, in denen die Feindschaft Spaniens gegenüber Portugal deutlich hervortrat.⁶⁸ Ziel der Maßnahmen war die portugiesische Stadt Colonia del Sacramento, heute älteste Stadt Uruguays und 1680 als Brückenkopf des portugiesischen Imperiums errichtet. Für die Spanier war sie wie ein Stachel, der sich schon seit fast hundert Jahren in ihren Stolz hineinbohrte.⁶⁹ Zunächst wurde angeordnet, den portugiesischen Ort nicht mehr zu beliefern, danach Lieferungen dorthin zu blockieren und schließlich ihn anzugreifen.⁷⁰ Nach einer kurzen Belagerung wurde er am 2. November eingenommen. Der Erfolg wurde komplettiert durch die Einnahme der Banda Oriental, das heißt des am Ostufer des Flusses Uruguay und nördlich des Rio de la Plata gelegenen Territoriums (etwa dem heutigen Uruguay entsprechend), nachdem Rio Grande do Sul Anfang 1763 in Cevallos Hände gefallen war.

Frustrationsangriff auf Buenos Aires

Unmittelbar nach der Eroberung Colonias landete am Rio de la Plata eine angloportugiesische Flotte, bestehend aus drei Kriegsschiffen und einigen anderen Was-

⁶⁷ Siehe Clotilde Obregón Quesada: *El Río San Juan en la lucha de las potencias (1821–1860)*. San José 1993; Jorge Eduardo Arellano: *La costa Caribe Nicaragüense desde sus orígenes hasta el siglo XXI*. Managua 2009.

⁶⁸ Demetrio Ramos Perez: *El tratado de límites de 1750 y la expedición de Iturriaga al Orinoco*. Madrid 1946.

⁶⁹ Zur Geschichte Colonias und der folgenden spanischen Interventionen siehe Antonio Bermejo de la Rica: *La Colonia del Sacramento. Su origen, desenvolvimiento y vicisitudes de su historia*. Madrid 1920; Jônathas da Costa Rego Monteiro: *A colonia do Sacramento, 1680–1777*. 2 Bde. Porto Alegre 1937; Fabricio Prado: *Colônia do Sacramento. O Extremo Sul da América Portuguesa*. Porto Alegre 2002; Diego Téllez Alarcia: *La manzana de la discordia. Historia de la Colonia del Sacramento desde la fundación portuguesa hasta la conquista definitiva por los españoles (1677–1777)*. Montevideo 2012; Paulo Possamai: *Colonia del Sacramento: vida cotidiana durante la ocupación portuguesa*. Montevideo 2014.

⁷⁰ Mehrere Depeschen von Arriaga an Cevallos, Archivo General de la Nación Argentina (im Weiteren A.G.N. Argentina), IX-24-10-12.

serfahrzeugen, befehligt von Admiral MacNamara. Ihr ursprünglicher Plan war es, Buenos Aires anzugreifen, wenn möglich, Beute zu machen und die Stadt einzunehmen. Als sie jedoch an der Flussmündung anlandete, erreichte sie die Nachricht, dass Colonia del Sacramento von den Spaniern eingenommen worden war. Nach einem kurzen Blick auf Buenos Aires und die Schwierigkeiten, die ein dortiges Anlanden bedeuten würde, entschied man sich dafür, Colonia zurückzuerobern, um von dort aus neue Vorstöße zu starten. Die Flotte landete am 6. Januar 1763 gegenüber dem Marktplatz der Stadt. Sofort entspann sich ein Gefecht zwischen den britisch-portugiesischen Angreifern auf den Schiffen und den spanischen Truppen Cevallos', die die Bollwerke der Stadt zur Verteidigung nutzten. Das Flaggschiff der Flotte, *Lord Clive*, kommandiert von MacNamara, geriet in Brand, wahrscheinlich infolge des Beschusses mit einer *bala roja*, einer „glühenden Kugel“. Der Mannschaft gelang es nicht, das Feuer zu löschen, und als es die Munitionskammer erreichte, explodierte das Schiff und riss den Flottenkommandanten mit in den Tod. Nach dem Verlust seines Flaggschiffes und seines Kommandanten zog sich der Rest der Flotte zurück.⁷¹

Rio Negro und Mato Grosso

Schließlich kam es noch zu einigen kleineren Schlachten an zwei strittigen Grenzen mit Brasilien: am Rio Negro im Norden und am Rio Guaporé im Westen. Beide Kämpfe gingen für Spanien ungünstig aus: Im ersten gelang es den Portugiesen, die Verteidiger aus den Befestigungsanlagen von San Gabriel und S. José de Maribatanas zu vertreiben,⁷² im zweiten wurde ein spanisches Heer von einigen Tausend Soldaten vernichtend geschlagen, sodass San Miguel und San Martin in portugiesische Hand gelangten.

Die Unterzeichnung des Friedensvertrages

Bereits im Frühling 1762, als ein britischer Angriff auf Havanna immer wahrscheinlicher wurde, gab es am spanischen Hof Stimmen, die sich für einen Friedensschluss aussprachen. Im Sommer des Jahres wurde dann die Wende vollständig vollzogen. Am 11. Juni hielt Pierre Paul Ossun, der französische Botschafter in Madrid, in seinen Erinnerungen fest, man sei „darauf beschränkt, die Vorteile des Friedens herauszukehren und die glorreiche Mission Karls III. zu loben, der durch seine bloße Intervention, vollkommen kampfflos so wunderbare Früchte geerntet hat“.⁷³ Am nächsten Tag unterzeichnete Wall die Erklärung, in der Spanien seinen generellen Willen ausdrückte, Frieden zu schließen. Im

⁷¹ Vgl. Adolfo Kunsch Oelkers: *Incendio y naufragio del Lord Clive*. Montevideo 2003.

⁷² Augusto Fausto de Sousa: *Fortificações no Brasil*. Rio de Janeiro 1885; Alírio Cardoso/Carlos Augusto Bastos/Shirley Maria Nogueira: *História Militar da Amazônia: Guerra e Sociedade (Séculos XVII-XIX)*. Curitiba 2015.

⁷³ Palacio Atard: *Pacto* (wie Anm. 37), S. 231. La memoria en A.H.N., Estado, 4.176.

August des Jahres schrieb O'Dunne an Choiseul, „General Wall ist der Meinung, dass sein Herr, der König, in diesem Krieg nichts gewinnen, aber viel verlieren kann“.⁷⁴

In London und Paris beschloss man nach dem Austausch diverser Vorschläge, Repräsentanten für Verhandlungen zu entsenden: Nivernais ging nach London und Bedford nach Paris. Spanien schickte seinem Botschafter in Paris, dem aus Genua stammenden Jerónimo Grimaldi, ebenfalls Anweisungen für die Verhandlungen. Bedford war autorisiert, mit dem Genuesen zu verhandeln. Gerüchte über den Fall Havannas setzten Grimaldi unter Druck. Ende September schickte Choiseul an Ossun einen Vertragsentwurf mit 21 Artikeln, in denen unter anderem stand, dass Spanien, wenn es durch seine Eroberungen kein Gebiet gewinne, auch keines verlieren solle. Grimaldi, der mit einigen dieser Artikel nicht einverstanden war und auch nicht die volle Entscheidungsgewalt hatte, beschloss, den Entwurf an Wall zu schicken, damit dieser entscheiden möge. Der antwortete dem französischen Minister mit bestechender Logik, er müsse auf alle Vorschläge der Briten eingehen, indem er immer ein Stückchen nachgebe, jedoch bei einigen Punkten versuche, Spielraum zu gewinnen.⁷⁵ Am selben Tag traf die Nachricht des Falls von Havanna in London ein. Damit hatte Spanien die Möglichkeit verspielt, einen Frieden ohne Verluste zu schließen.

Das Herz des spanischen Imperiums war verwundet und der Frieden nun nötiger denn je.⁷⁶ Am 3. November unterzeichnete man die Vorverträge zum Frieden in Fontainebleau,⁷⁷ welche die Eroberungen von Manila seitens der Engländer und Colonia del Sacramento seitens der Spanier unwirksam machten.⁷⁸ Am 10. Februar 1763 unterzeichnete man den endgültigen Vertrag in Paris, der dem Krieg ein Ende bereitete.

Lynch scheint recht zu haben mit seiner Behauptung: „Spanien trat zum denkbar schlechtesten Zeitpunkt in den Krieg ein, nämlich als es sich bereits von England abgewandt hatte. Es unterschätzte das Kriegspotenzial der Engländer und sah sich plötzlich in einen Kolonialkrieg verstrickt, ohne mit den nötigen Ressourcen an Schiffen aufwarten zu können.“⁷⁹ Karl III. hat Spaniens Kriegsfähigkeit und

⁷⁴ O'Dunne an Choiseul, 22. 8. 1762; zitiert nach Palacio Atard: *Pacto* (wie Anm. 37), S. 239.

⁷⁵ Wall an Grimaldi, 29. 9. 1762, A.H.N., Estado, 4.176.

⁷⁶ „Mi dueño y Señor: Tengo el sentimiento de empezar con una fatal noticia mi respuesta [...] el sábado a medio día nos llegó un correo de Francia con la fatal y desgraciada noticia de haberse perdido la Habana. Fácil le será a V. E. el considerar la sorpresa que nos habrá causado tan infausto suceso estando como estábamos con muy fundada confianza de que no se verificaría. Grimaldi que ha sido quien nos ha despachado el correo supo la noticia por otro que despachó el duque de Nivernois al de Choiseul“; Wall an Tanucci, 12. 10. 1762, A.G.S., Estado, 6.093.

⁷⁷ Die Unterzeichnung fand also sieben Tage vor der Ankunft der Reste der spanischen Garnison und Kriegsflotte aus Havanna in Cádiz – unter der Führung des Marquis del Real Transporte – statt; Wall an Tanucci, 7. 11. 1762, A.G.S., Estado, 6.093.

⁷⁸ Der Unterschied zwischen den beiden Eroberungen ist wichtig, da die Engländer auch die Manila-Galeone mit reicher Beute gekapert hatten. Der Bericht über den Vorfall erreichte Spanien Ende April 1763; Wall an Tanucci, 2. 5. 1763, A.G.S., Estado, 6.094.

⁷⁹ John Lynch: *El Siglo XVIII*. Barcelona 2005, S. 285.

seine Ressourcen überschätzt: „Insgesamt war Spanien ein blühender Staat, der aber Ende des 18. Jahrhunderts an seine Grenzen stieß.“⁸⁰

Der Vertrag von Paris ist am Ende nicht so ungünstig für Spanien, wie er es hätte sein können: Das Königreich verlor nur Florida, was aber teilweise dadurch kompensiert wurde, dass man Spanien Louisiana (insbesondere den Hafen von New Orleans) zusprach. Damit wurde eine alte Forderung der spanischen Regierung erfüllt, die Karl III. selbst zu Beginn seiner Regentschaft Ossun gegenüber bekräftigt hatte.⁸¹ Auch Havanna bekamen die Spanier zurück. Colonia del Sacramento ging zwar wieder in die Hände der Portugiesen über, doch das von Cevallos eroberte Gebiet von Rio Grande do Sul musste nicht wieder abgegeben werden.⁸² Wall hielt das Ergebnis dennoch für ungünstig: „Ein unglücklicher Krieg kann keinen vorteilhaften Friedensvertrag hervorbringen, und so kann er sich nur nennen, wenn er das Unheil nicht vermehrt, das natürlich aufgrund der Überlegenheit, die der Feind gewonnen hatte, zu befürchten war.“⁸³

Der Frieden von Paris wurde von Frankreich, England, Spanien und Portugal unterzeichnet. Die übrigen kämpfenden Mächte (insbesondere Österreich und Preußen) schlossen einen eigenen Friedensvertrag, den Frieden von Hubertusburg, der den anderen ergänzte. Damit kehrte man zum *Status quo ante* zurück. Die Hoffnung Maria Theresias, Schlesien zurückzugewinnen, wurde enttäuscht, die Personalunion von Sachsen und Polen löste sich auf und hinterließ ein Territorium, das bald von den umgebenden Mächten zerstückelt werden sollte, und Preußen erschien als neue Großmacht auf der politischen Bühne.

Fazit

Es steht außer Zweifel, dass der Siebenjährige Krieg der wahrscheinlich bedeutendste militärische Konflikt des 18. Jahrhunderts war, und zwar sowohl wegen seiner Konsequenzen für die internationalen Beziehungen und seiner Dauer wie auch wegen seiner Dimensionen, da er sich auf praktisch alle Kontinente ausweitete. Viele Experten betrachten ihn als den „ersten globalen Konflikt“, der sich 150 Jahre vor Ausbruch des Krieges ereignete, der später die Bezeichnung „Erster Weltkrieg“ tragen sollte.⁸⁴

⁸⁰ Jacques A. Barbier/Herbert S. Klein: Revolutionary Wars and Public Finances: the Madrid Treasury, 1784–1807. In: JEH 41 (1981), S. 331.

⁸¹ „Le Roi d’Espagne ajouta, il faudra que je m’arrange avec la France après la paix pour la Louisiane au moyen de quelque échange“; Ossun an Choiseul, 4. 7. 1760, A.E. Paris, Correspondance Politique, Espagne, 529.

⁸² Dies erzeugte neue Spannungen, die bis 1777 nicht gelöst werden konnten; dann eroberte Cevallos endgültig Colonia del Sacramento.

⁸³ Wall an Tanucci, 14. 12. 1762, A.G.S., Estado, 6.093.

⁸⁴ Tom Pocock: Battle for the Empire. The Very First World War, 1756–63. London 1999; William Nester: The First Global War: Britain, France and the Fate of North America. Westport 2000; Daniel A. Baugh: The Global Seven Years War, 1754–1763. Britain and France in a Great Power Contest. London/New York 2011.

Einen Teil der Verantwortung für die weltweite Ausweitung der Konflikte trägt ein Nebendarsteller, den die europäische Geschichtsschreibung gerne ignoriert: die spanische Monarchie. Ihr Eingreifen ließ den Konflikt von Neuem auflodern, als er bereits zu erlöschen begann. Seine Flammen erreichten neue Horizonte – Portugal, Südamerika, Kuba und die Philippinen – und vollendeten damit unwiderruflich und endgültig eine globale Kriegssituation.

Blickt man jedoch auf eine Karte mit den wichtigsten Schlachten des Siebenjährigen Krieges, ist unmittelbar zu erkennen, dass der Eintritt Spaniens in den Krieg für diese keine erhebliche Bedeutung hatte. Verständlicherweise konzentrierte sich die historische Forschung bisher auf Fronten mit einer größeren Dichte an Schlachten: auf Mitteleuropa, Nordamerika, Indien und die Karibik. Außerdem hat das Scheitern der spanischen Bemühungen, einen ohnehin schon klaren Sieg der Briten und der Preußen noch zu verhindern, nicht dazu beigetragen, mehr Aufmerksamkeit auf die spanischen Aktivitäten im Kriegsgeschehen zu lenken. Wenn man mit wenigen Worten die Teilnahme Spaniens am Siebenjährigen Krieg beschreiben sollte, müsste man sagen, sie war: verspätet, begrenzt, von kurzer Dauer und ohne jeglichen Einfluss auf das Endergebnis.

Dennoch hatte sie tiefgreifende Auswirkungen auf die eigene Monarchie und damit auf den Rest der Welt. Zu nennen ist der Verlust von Gebieten (Florida), der nur wenig durch das Abtreten Louisianas seitens der Franzosen an Spanien kompensiert wurde. Die Schwächen und Defizite, die Spanien im Krieg gezeigt hatte, zwangen die Regierung Karls III. ein Reformprogramm einzuleiten, das Heer und Marine stärkte. Nur so konnten sie zu den Werkzeugen werden, mit deren Hilfe Spanien sich für die Verluste in nachfolgenden Auseinandersetzungen nachträglich entschädigen konnte. Die gleiche Reformpolitik wandte man in den Kolonien an und verstärkte damit die eigene Wehrhaftigkeit gegen britische Angriffe. Auf lange Sicht halfen diese Maßnahmen allerdings bei der Konsolidierung der Kolonien und deren Entfremdung von Europa, was letztlich in das große Projekt der Unabhängigkeit mündete.

Im internationalen Szenario reaktivierte die Niederlage die schwächer werdenden dynastischen Verbindungen, die während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Kronen Spaniens und Frankreichs noch so eng miteinander verbunden hatten. Sobald sich die Gelegenheit ergab, und das war bald, nahmen sie gemeinsam Rache für die Rückschläge, die sie im Siebenjährigen Krieg erlitten hatten, und nutzten das Aufbegehren der Dreizehn Kolonien anderthalb Jahrhunderte später. Auch wenn es wenig bekannt ist, war die Rolle, die Spanien im Unabhängigkeitskrieg spielte, entscheidend, da britische Ressourcen, die zu Nebenschauplätzen wie Gibraltar, Menorca, Florida oder Belize geschickt wurden, aufgrund spanischer Interventionen nie dort ankamen.⁸⁵ Festzuhalten ist schließlich, dass der Siebenjährige Krieg die Rivalität zwischen Spanien und Portugal am Rio de la Plata nicht beendete: Diese Region befand sich bis zu Cevallos' Feldzug im Jahr

⁸⁵ Diego Téllez Alarcia: La Independencia de los EE.UU. en el marco de la Guerra Colonial del s. XVIII (1739–1783). In: *Tiempos Modernos* 5 (2001), S. 1–35.

1777 in latentem Kriegszustand. Bis zur Französischen Revolution und den Napoleonischen Kriegen sollte sich die Weltordnung, die der Siebenjährige Krieg hinterließ, jedoch nicht bedeutend ändern.

Abstract

European historiography has traditionally underestimated the role of the Spanish Monarchy in the Seven Years' War. To be sure, the Spanish intervention from 1762 remained limited and short and made no impact on the result of the conflict. It did, however, extend the war worldwide, increase the scope of the "first global conflict", and create important consequences in the following decades. Spanish neutrality between 1754 and 1761, moreover, exerted a deep impact on the structure of European alliances. This paper analyses the attitude of Spain towards the war both before its intervention and during the intervention itself.

Katrin Möbius/Sascha Möbius

„Die Ehre der Waffen für den Glanz der Familie“

Die spanischen Militärbeobachter im Siebenjährigen Krieg¹

Zu Beginn der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts standen Spanien und Preußen an den entgegengesetzten Enden einer militärischen Leistungsskala in Europa. Während Preußen durch seine Erfolge im Österreichischen Erbfolgekrieg und im Siebenjährigen Krieg zum militärischen Vorbild Europas wurde,² waren die spanischen Streitkräfte durch die Niederlage im Siebenjährigen Krieg 1762 gegen Portugal und den Verlust Havannas an Großbritannien im selben Jahr tief gedemütigt worden.³ Den bourbonischen Königen Ferdinand VI. und vor allem Karl III. war die Notwendigkeit von tiefgreifenden Veränderungen schon vor dem Kriegeausbruch bewusst gewesen, und das während des Krieges vorangetriebene Reformvorhaben gipfelte in der Neufassung der *Ordenanzas* (Dienstvorschriften) für Infanterie, Kavallerie und Dragoner im Jahre 1768.⁴ Es war fast selbstverständlich, dass diese *Ordenanzas* von den Reformern um Karl III. der spanischen Armee und Öffentlichkeit als Vorschriften nach preußischem Vorbild präsentiert wurden.⁵ Bei der Erarbeitung der *Ordenanzas* spielte die Entsendung von Militärbeobachtern nach Preußen, Österreich, Frankreich und Russland vor und während des Siebenjährigen Krieges eine entscheidende Rolle.⁶ Sie sollten sich über die neuesten militäri-

¹ Wir möchten uns an dieser Stelle ausdrücklich bei Agustín Guimerá für die Bereitstellung der spanischen Manuskripte, viele wertvolle Diskussionen und seine freundschaftliche Hilfe bedanken. Unser Dank gilt auch Manuel-Reyes Garcia Hurtado, Manuel Moreno Alonso, Horst Pietschmann und der Biblioteca Central Militar in Madrid sowie Siegfried Jüttner für ihre freundliche Unterstützung.

² Manuel Moreno Alonso: La obsesión ilustrada por la reforma del Ejército en España: el fracaso del modelo prusiano. In: *Milicia y Sociedad Ilustrada en España y América (1750–1800)*. Actas XI Jornadas Nacionales de Historia Militar, Sevilla, 11–15 de noviembre de 2002. Bd. 1. Madrid 2003, S. 209f.

³ Luis Miguel Balduque Marcos: *El ejército de Carlos III, extracción social, origen geográfico y formas de vida de los oficiales de S. M.* Madrid 1993, S. 120.

⁴ Allan J. Kuethe/Kenneth J. Andrien: *The Spanish Atlantic World in the Eighteenth Century. War and the Bourbon Reforms, 1713–1796*. New York 2014, Kindle-Edition, Pos. 7026–7048; *Ordenanzas de S. M. para el Regimen, Disciplina, Subordinacion, y Servicio de sus Ejercitos*. 3. Bde. Madrid 1768. Im Folgenden: *Ordenanzas von 1768*.

⁵ Balduque Marcos: *Ejército* (wie Anm. 3), S. 158–160.

⁶ Fernando Redondo Díaz: *Los Observadores Militares Espanoles en la Guerra de los Siete Anos*. In: *Servicio de Publicaciones del EME (Hg.): Temas de Historia Militar. Ponencias del Primer Congreso de Historia Militar*. Bd. 1. Saragossa 1982, S. 369–412.

schen Entwicklungen informieren und ihre Beobachtungen der königlichen Kommission zur Erarbeitung der Reform zur Verfügung stellen. Dabei ging es keineswegs nur um Fragen von Technik und Taktik, sondern auch um Mentalitäten und Einstellungen. Schließlich galt es, den Dienst in der spanischen Armee attraktiv zu machen, in der „sich die Stabsoffiziere ihrer Unfähigkeit schämen“⁷ und in der der Militärdienst „allgemein verhasst“⁸ ist.⁹ Dazu sollte die für den spanischen Adel so wichtige Familienehre durch den Dienst in den Streitkräften erhöht werden.¹⁰

Forschungsprojekt Spanien/Deutschland

Die hier vorgestellten Forschungen zu den spanischen Militärbeobachtern stammen aus dem laufenden spanisch-deutschen Forschungsprojekt „Die Entstehung der Ordenanzas Karls III. von 1768“ um Katrin und Sascha Möbius, das im Herbst 2015 bei einer Reihe von Tagungen am Institut für Historische Forschungen der UNAM (Nationale Autonome Universität von Mexiko) gegründet wurde.

Auch wenn Spanien aus dem Österreichischen Erbfolgekrieg (1740–1748) als eine der Siegermächte hervorging und die spanischen Bourbonen sich Parma, Placencia und Guastalla in Italien sichern konnten,¹¹ waren die militärischen Aktionen der spanischen Armee und Flotte trotz mancher Siege¹² keineswegs zufriedenstellend verlaufen.¹³ Vor allem hatten auch die Spanier die großen Erfolge der preußischen Armee zur Kenntnis nehmen müssen, die spätestens seit der Schlacht von Hohenfriedberg 1745 in Europa als Vorbild aller Armeen galt und einen gesamt-europäischen militärischen Prozess der Professionalisierung ausgelöst hatte, bei dem Spanien zum Zeitpunkt der Einführung der neuen *Ordenanzas* vierzig Jahre hinter Preußen zurück lag.¹⁴

Die spanischen Militärvorschriften, die zu Beginn des Siebenjährigen Krieges Gültigkeit hatten, stammten aus dem Jahr 1728¹⁵ und waren noch von den Erfah-

⁷ Juan José de Vértiz y Salcedo/Martín Álvarez de Sotomayor: Colección General de las Noticias adquiridas. Observaciones y reflexiones hechas en los Ejércitos de Alemania por el coronel dⁿ. [...] y el Teniente cor^l. dⁿ. Martín Albarez de Sotom^{or}. Primer Ay^{te}. mor. del mismo cuerpo. Dividido en dos tomos, Biblioteca Central Militar, Sig. 1758-M4, S. 141.

⁸ Ebd., S. 143.

⁹ Horst Pietschmann: Der Wandel der Heeresverfassung in Spanien vom 16. bis 18. Jahrhundert. In: Johannes Kunisch (Hg.): Staatsverfassung und Heeresverfassung in der europäischen Geschichte der frühen Neuzeit. Berlin 1986, S. 151–172, hier: S. 172.

¹⁰ Balduque Marcos: Ejército (wie Anm. 3), S. 50, S. 76, S. 327f.

¹¹ Kuethe/Andrien: World (wie Anm. 4), Pos. 4552.

¹² Reed Browning: The War of the Austrian Succession. New York 1993, S. 164.

¹³ Kuethe/Andrien: World (wie Anm. 4), Pos. 4528. Vgl. zu Spanien im Siebenjährigen Krieg auch den Beitrag von Téllez Alarcia in diesem Band.

¹⁴ Alexander Balisch: Die Entstehung des Exerzierreglements von 1749. Ein Kapitel der Militärreform von 1748/49. In: MÖSTA 27 (1974), S. 170–194, hier: S. 191.

¹⁵ Ordenanzas de su Magestad, para el Regimen, disciplina, subordinacion, y servicio de la Infanteria, Cavalleria, y Dragones de sus Ejercitos en Guarnicion, y en Campaña. Divida en dos Tomos. Madrid 1728. Im Folgenden: Ordenanzas von 1728.

rungen des Spanischen Erbfolgekrieges geprägt (1701–1714).¹⁶ In der Realität waren sie nicht durchgesetzt und jedes Regiment hatte seinen eigenen Exerzierstil. Um die damals gängige Lineartaktik effektiv anzuwenden, fehlten der Armee zudem die notwendige Übung und Disziplin. Vielfach war das Verhältnis der Offiziere zu den Soldaten von Desinteresse und Brutalität geprägt.¹⁷ Vor allem aber bedurften die Ehrauffassung des Adels und sein Verhältnis zum Militärdienst einer Reform, da sich aus ihnen drei fundamentale Probleme für die spanischen Streitkräfte ergaben:

– *Mangel an Offizieren*: Der spanische Adel hatte sich seit dem Ende des 17. Jahrhunderts weitgehend vom „Waffenhandwerk“ abgewandt, womit der Nachwuchs an Offizieren gefährdet war.¹⁸

– *Mangel an Disziplin*: Das Ehrverständnis des spanischen Adels gründete sich in hohem Maße auf Rang und Alter der Familie und den Nachweis, keinerlei Handarbeit oder Handel zum Lebensunterhalt betreiben zu müssen.¹⁹ Unangenehme Befehle von einer militärisch höher gestellten, aber einer rangniedrigeren Familie entstammenden Person anzunehmen oder sich von ihr zurechtweisen zu lassen, war für viele Adelige undenkbar. So wurde die militärische Disziplin in hohem Maße gefährdet. Es liegt auf der Hand, dass es ein sicheres Rezept für Niederlagen war, als Hauptmann mit seinem Oberst Abstammungsfragen zu diskutieren, während britische Marineinfanterie die spanischen Befestigungen stürmte.

– *Mangel an Professionalität und Wissen*: Viele adelige Offiziere und Kadetten lehnten eine harte Ausbildung ab. So erklärte schon in den 1720er-Jahren der Marineminister Patiño, dass auf britischen Schiffen „von den angehenden Offizieren vollkommene Unterwerfung gefordert wurde und sie eine entwürdigende Behandlung erfuhren, die man einem jungen spanischen Adligen nicht zumuten wollte und konnte“.²⁰

Daher mussten die *Ordenanzas* sowohl die Ausbildung reformieren als auch die Mentalitäten in der Armee verändern, wenn Spanien nicht vollständig den An-

¹⁶ Ebd., S. 131f. Die Spanier übernahmen das Pelotonfeuer nach niederländischem beziehungsweise britischem Muster.

¹⁷ Vértiz/Sotomayor: Colección (wie Anm. 7), S. 130f., S. 141f.

¹⁸ Thomas Weller: *Madre de todos vicios? – Müßiggang und ostentativer Konsum im Spanien des Siglo de Oro und im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation*. In: Martin Baxmeyer/Michaela Peters/Ursel Schaub (Hg.): *El Sabio y el ocio. Zu Gelehrsamkeit und Muße in der spanischen Literatur und Kunst des Siglo de Oro*. Festschrift für Christoph Strosetzki zum 60. Geburtstag. Tübingen 2009, S. 203–216, hier: S. 208. Balduque Marcos: *Ejército* (wie Anm. 3), S. 272.

¹⁹ Ein Gegenbeispiel, das den generellen Trend bestätigt, sind die Adligen aus den baskischen Provinzen, in denen ohnehin ein Großteil der Bevölkerung als adelig galt. Sie verfügten über eine Tradition des Militärdienstes und traten nach der Thronbesteigung der Bourbonen verstärkt in den Dienst der Krone. José María Imízcoz Beunza/Daniel Bermejo Mangas: *Genealogía social de una clase dirigente. Auge, reproducción y caída, 1700–1833*. In: *Magallánica. Revista de Historia Moderna* 4 (2017) 7, S. 65–69.

²⁰ Rolf Mühlmann: *Die Reorganisation der spanischen Kriegsmarine im 18. Jahrhundert*. Köln/Wien 1975, S. 268f.; vgl. Nathan Miller: *Broadsides. The Age of Fighting Sail, 1775–1815*. New York u. a. 2000, S. 1–7.

schluss an die europäische militärische Entwicklung und damit seinen Großmachtstatus und sein Reich verlieren wollte.²¹

Die Frage nach der Entstehung der *Ordenanzas* von 1768 ist auch deswegen von zentraler Bedeutung, weil große Teile von ihnen ihre Gültigkeit bis 1978 beibehielten und so langfristige Wirkungen entfalteten.²² Beibehalten wurden vor allem die Abschnitte zu den geforderten Einstellungen und Verhaltensweisen der Soldaten. Sie prägten nicht nur Militär und Mentalitäten in Spanien, sondern auch in vielen lateinamerikanischen Ländern des ehemaligen Kolonialreiches.²³

Der vorliegende Beitrag gibt einen Überblick über die bisherigen Ergebnisse unseres Projektes zu zwei in der Forschung bislang wenig diskutierten Fragen:²⁴ Welche Rolle spielten die Militärbeobachter bei der Erarbeitung der *Ordenanzas* von 1768?²⁵ Welche Bedeutung hatte das spanische Preußenbild bei der Erarbeitung der *Ordenanzas*?²⁶ In diesem Beitrag sollen sowohl die Elementartaktik als auch das Ehrverständnis untersucht werden. Die Analyse der Elementartaktik eignet sich besonders gut zum Vergleich zwischen Preußen und Spanien, weil das preußische Reglement und die Wahrnehmungen der Militärbeobachter direkt mit den *Ordenanzas* verglichen werden können. Der Ehrbegriff wiederum berührt eine Kernfrage militärischen Denkens, und seine Veränderung im Rahmen der bourbonischen Reformen wirkt bis in die Moderne nach.

Die Rolle der Militärbeobachter im Gesamtwerk der bourbonischen Militärreformen ist für den Zusammenhang von Mikro- und Makroebenen besonders interessant. Ihr Einsatz verband die individuellen Handlungen, Erlebnisse und Deutungen während ihrer Zeit als Beobachter bei den ausländischen Heeren mit einer zentralen Rolle bei der Ausarbeitung der spanischen Anweisungen und Vorschriften, die die gesamte Armee und Flotte betrafen.

Die spanischen Militärbeobachter vor und während des Siebenjährigen Krieges und ihre Einbindung in die Militärreformen Karls III.

Der Entsendung von Militärbeobachtern durch Ferdinand VI. ab 1753 waren zwei wichtige Reformschritte vorausgegangen. Die *Ordenanzas* für die Marine von 1748

²¹ D. Miguel Alonso Baquer: *El Conde de Aranda, un Militar „Ilustrado“ (1719–1798)*. Segovia 1999, S. 12; Balduque Marcos: *Ejército* (wie Anm. 3), S. 272.

²² Balduque Marcos: *Ejército* (wie Anm. 3), S. 424.

²³ Geoffrey Jensen: *Irrational Triumph. Cultural Despair, Military Nationalism, and the Ideological Origins of Franco's Spain*. Reno/Las Vegas 2002, S. 26f.; Heidi Ly Beirich: *The Birth of Spanish Militarism: the Bourbon Military Reforms, 1766–1808*. MA Thesis San Diego State University 1994.

²⁴ Fernando Redondo Díaz: *Las Reales Ordenanzas de Carlos III*. In: José Antonio Armillas Vicente (Hg.): *Guerra y milicia en la España del X Conde de Aranda*. Actas IV Congreso de Historia Militar. Saragossa 2002, S. 381–410; José Gárate Córdoba: *Las ordenanzas de Carlos III. Estructura social de los ejércitos*. In: *Las fuerzas armadas españolas. Historia institucional y social*. Madrid 1986, S. 101–199; José Maria Gárate Córdoba: *Don Antonio Oliver Sacasa, autor de las „Sabias Ordenanzas“*. In: *Revista de Historia Militar* 45 (1978), S. 95–150.

²⁵ Redondo Díaz: *Observadores* (wie Anm. 6), S. 369–412.

²⁶ Moreno Alonso: *Obsesión* (wie Anm. 2), S. 205–229.

hatten jedem Nichtadeligen²⁷ den Offiziersdienst in der Marine verboten, um den Militärdienst für Adelige attraktiver zu machen, die auf diese Weise zukünftig nicht mehr durch die Ranggleichheit oder gar Unterordnung unter Nichtadelige/mindere Adelige beleidigt werden konnten.²⁸

Ferdinand VI. hatte 1749 zudem eine erste Junta (Kommission) zur Überarbeitung der *Ordenanzas* von 1728 eingesetzt, deren Arbeit aber erst im Jahr 1760 von einer neuen Junta unter Karl III. fortgesetzt wurde. An der Tätigkeit dieser und drei weiterer Kommissionen bis zur Veröffentlichung der *Ordenanzas* von 1768 waren die Militärbeobachter in verschiedenen Funktionen maßgeblich beteiligt.²⁹

Bereits vor dem Siebenjährigen Krieg waren zwei Beobachter in Preußen gewesen, die auch während des Krieges in ihrer Funktion als Botschafter über die Aktionen der verschiedenen Armeen an den Hof in Madrid berichteten:

– Der Conde de Aranda war 1753 vier Monate in Preußen³⁰ und ab 1761 Botschafter in Danzig am polnischen Hof. Von Aranda liegen uns keine Aufzeichnungen über seinen Aufenthalt in Preußen vor,³¹ dafür enthalten seine Berichte an Ricardo Wall von 1760–1762 wichtige Informationen über seine Sicht auf die militärischen Verhältnisse in der Endphase des Krieges.³²

– Pedro Francisco de Luján y Góngora, Duque de Almodóvar³³ war 1755 mehrere Wochen in Preußen und 1761–1763 Botschafter in St. Petersburg am russischen Hof. Almodóvar war ein enger Freund Arandas. Er erstellte 1757 eine Denkschrift

²⁷ Adelige waren als *Hidalgos* definiert, bei denen schon die Großeltern keine Handarbeit geleistet hatten oder als Kaufleute tätig gewesen waren.

²⁸ Dies entsprach ganz der Praxis Friedrichs des Großen, Offiziersstellen ausschließlich mit Adligen zu besetzen. Es ist jedoch fraglich, ob die Reform auf das preußische Vorbild zurückging. Es ist zudem auffällig, dass die Reformen Karls III. diese Bestimmungen auflockerten und Schritte in Richtung einer Beförderung nach Verdienst unternahmen.

²⁹ Redondo Díaz: *Ordenanzas* (wie Anm. 24), S. 384–400.

³⁰ Dietrich Briesemeister sieht Aranda als wichtigste Quelle der spanischen *Federicomania*. Dietrich Briesemeister: *Un informe anónimo español sobre Prusia en tiempos de la Guerra de los Siete Años*. In: Hans-Joachim Lope (Hg.): *Federico II de Prusia y los Españoles*. Frankfurt a. M. u. a. 2000, S. 29–38, hier: S. 29.

³¹ Arandas erörtert in dem Manifest an den König vom Januar 1758 detailliert Fragen der Artillerie und seine Auseinandersetzungen mit seinem Vorgesetzten Sebastian de Eslava. Das Manifest enthält aber keine Hinweise auf eine von Aranda intendierte Reform der Armee nach preußischem Vorbild. [Conde de Aranda]: *Manifiesto que hizo a Fernando VI el Conde de Aranda, Comandante General de los Cuerpos de Ingenieros y Artillería, el año 1757* [i. e. 1758], Biblioteca Nacional Madrid, MS. 11104. Horacio Capel/Juan Eugeni Sánchez/Omar Moncada: *De Palas a Minerva. La formación científica y la estructura institucional de los ingenieros militares en el siglo XVIII*. Barcelona/Madrid 1988, S. 63.

³² Cesary Taracha: *Estudio Preliminar. Pedro de Aranda: un aristócrata al servicio del Estado*. In: Cristina González Caizán/Cesary Taracha/Diego Téllez Alarcia (Hg.): *Cartas desde Vasovia. Correspondencia Particular del Conde de Aranda von Ricardo Wall (1760–1762)*. Lublin 2005, S. 9.

³³ Lange Zeit war der Autor eines detaillierten Briefes/Berichtes über die preußische Armee von 1755 nicht bekannt. 2014 konnte Pedro Álvarez de Miranda nachweisen, dass es sich um den Duque de Almodóvar handelte. Pedro Álvarez de Miranda: *El duque de Almodóvar, autor de la 'Carta del castellano de Aviles' (1757)*. In: *Bulletin of Spanish Studies. Hispanic Studies and Researches on Spain, Portugal and Latin America* 91 (2014) 9–10, S. 29–49.

über die preußische Armee in Form eines Briefes über seinen Besuch,³⁴ die die ausführlichste Quelle eines Spaniers über die preußische Armee vor dem Siebenjährigen Krieg ist, die uns bislang vorliegt. Auch er schrieb als Botschafter ausführliche Berichte an Wall über die russische Armee und deren Kampfhandlungen gegen die Preußen in der Endphase des Krieges.

Während des Siebenjährigen Krieges waren mindestens fünf Offiziere der spanischen Armee vor allem in den Jahren 1758 und 1759 bei der österreichischen, französischen und russischen Armee. Preußen hatte es abgelehnt, Beobachter zuzulassen, und auch Österreich tat dies nur über einen verhältnismäßig kurzen Zeitraum.

Die Hauptmänner der Artillerie Francisco de Estachería und José Manes waren als Militärbeobachter 1758 bei der österreichischen (nur Estachería) und der französischen Armee (beide) gewesen.³⁵ Ihre Unterlagen werden im weiteren Verlauf des Projektes ausgewertet.

Alejandro O'Reilly, der aus Irland stammte und später zum wichtigsten Verfechter der Reformen in der spanischen Armee werden sollte, war von 1758–1760 bei der österreichischen und französischen Armee.³⁶ Auch seine Aufzeichnungen werden im weiteren Verlauf des Projektes ausgewertet.

Die Hauptleute der königlichen Garde Juan José de Vértiz y Salcedo und Martín Álvarez de Sotomayor, Conde de Colomera³⁷ befanden sich mit detaillierten Aufträgen versehen 1758 bei der österreichischen Armee, wo sie unter anderem an der Schlacht bei Hochkirch teilnahmen, 1759 bei der russischen Armee und danach kurzzeitig bei der schwedischen Armee, und es gelang ihnen, einige preußische Regimenter auf ihrem Rückweg nach Spanien zu besichtigen.³⁸ Sie fertigten eine fast 2 000 Seiten umfassende Sammlung von Aufzeichnungen, Analysen und Vorschlägen an, die im Hinblick auf die Erarbeitung der neuen *Ordenanzas* dem König und der Junta von 1760 vorgelegt wurden. Es gelang ihnen, ein Netzwerk von Informanten unter spanischstämmigen Offizieren der österreichischen Armee aufzubauen³⁹ und eine Reihe von österreichischen, sächsischen und preußischen Reglements in ihren Besitz zu bringen, darunter auch eine französische Übersetzung des preußischen Infanteriereglements von 1743.⁴⁰

³⁴ [Duque de Almodóvar]: Anonima Carta del castellano de Avilés á un amigo en Madrid, sobre la presente guerra de Alemania, la corte y estados del Rey de Prusia, su vida, tropa, gobierno, etc. In: Epistolario español: colección de cartas de españoles ilustres antiguos y modernos. Bd. II. Madrid 1870, S. 184 a–193 a; Briesemeister: Informe (wie Anm. 30), S. 29–38.

³⁵ Redondo Díaz: Observadores (wie Anm. 6), S. 377.

³⁶ Bibiano Torres Ramirez: Alejandro O'Reilly en las Indias. Sevilla 1969, S. 6f.

³⁷ Redondo Díaz: Observadores (wie Anm. 6), S. 374f.; Beunza/Mangas: Genealogía (wie Anm. 19), S. 67.

³⁸ Vértiz/Sotomayor: Coleccion (wie Anm. 7), S. 813, S. 816–820.

³⁹ Ebd., S. 79.

⁴⁰ Ebd., S. 826. Bei der französischen Übersetzung des Reglements handelt es sich um das folgende Buch: Reglemens pour l'Infanterie Prussienne. Traduis de l'Allemand par M. Gourlay de Keralio. Imprimé a Berlin; & se trouve a Paris, chez les Freres Estienne, rue Saint Jaques. 2 Bde. in 12. Paris 1757. Übersetzer war Louis-Félix Keralio (1731–1793); vgl. Reglemens pour l'Infanterie Prussienne [...]. In: Journal de Savants, November 1757, S. 731.

Die Juntas für die Erarbeitung der *Ordenanzas* und die Militärbeobachter

Es gab insgesamt fünf Juntas von spanischen Generälen und Offizieren, die mit der Erarbeitung der neuen *Ordenanzas* befasst waren: 1749, 1760, zwei im Jahre 1763 und eine abschließende 1767. Die Kommission von 1749 hatte bereits Entwürfe für neue Exerziervorschriften vorgelegt, und die Kommission von 1760 hatte eine Version erstellt, die zum Teil 1762 schon in den Druck ging, aber erneut überarbeitet wurde.⁴¹ An der Arbeit der Junta von 1760 waren die Militärbeobachter schon beteiligt, weil der erwähnte Bericht von Vértiz und Sotomayor der Kommission vorgelegt wurde und offensichtlich auch Eingang in die 1762 teilweise gedruckte Fassung der *Ordenanzas* fand. Anfang des Jahres 1760 war es zudem nach der Einübung dreier verschiedener Elementartaktiken⁴² zu Vorführungszwecken zu einem heillosen Durcheinander gekommen, weil nach der Vorführung keine Entscheidung gefällt worden war, welche Taktik allgemein zu gelten habe. Deswegen übernahmen die Regimenter wahllos Teile der eingeübten Taktiken und so wurde das Chaos in der Ausbildung und Taktik der spanischen Armee noch gesteigert. Daraufhin beauftragte der König Sotomayor damit, für die Arbeit an den *Ordenanzas* die leicht modifizierten Muster der Kommission von 1749 mit ausgesuchten Einheiten einzuüben. Diese wurden Ende 1760 dem König vorgestellt und später von O'Reilly erneut überarbeitet, bevor sie dann nach weiteren Diskussionen in die *Ordenanzas* von 1768 eingingen.⁴³ In der Junta von 1767 erreichte der Einfluss der Militärberater seinen Höhepunkt: An ihr waren Aranda als Vorsitzender,⁴⁴ O'Reilly und Sotomayor als Mitglieder beteiligt. Damit waren drei von sieben Mitgliedern ehemalige Militärbeobachter. Aranda und O'Reilly besaßen das besondere Vertrauen des Königs, sodass ihr Einfluss gesichert war. Andere Mitglieder waren die Generalinspekture der Artillerie und Kavallerie, die Grafen von Gazola und Villadarias. Ihre Beteiligung sollte die Umsetzung der neuen Vorschriften in den betreffenden Truppenteilen sichern. Villadarias und der Graf von Puente Fuerte sicherten zudem die Kontinuität zu den vorherigen Juntas.⁴⁵

Das Preußenbild der spanischen Militärbeobachter

Die neuen Vorschriften und die mit ihnen verbundenen tiefgreifenden Veränderungen der spanischen Streitkräfte wurden so offensiv als preußisch angepriesen,

⁴¹ Fernando de Salas López: *Ordenanzas Militares en España e Hispanoamerica*. Madrid 1992, S. 61f.; Redondo Díaz: *Ordenanzas* (wie Anm. 24), S. 391; Gárate Córdoba: *Ordenanzas* (wie Anm. 24), S. 115.

⁴² Jener aus den alten *Ordenanzas* von 1728, den neuen aus dem Entwurf der Junta von 1749 und einer vom Inspekteur Don Antonio Manso erarbeiteten Mischung von beiden.

⁴³ Redondo Díaz: *Observadores* (wie Anm. 6), S. 404–406.

⁴⁴ Capel/Sánchez/Moncada: *Palas* (wie Anm. 31), S. 64, Anm. 34; Fernando Redondo Díaz: *El Conde del Aranda como Militar*. In: José Antonio Ferrer Benimeli (Hg.): *El Conde de Aranda*. Saragossa 1998, S. 67–74, hier: S. 70.

⁴⁵ Redondo Díaz: *Ordenanzas* (wie Anm. 24), S. 397f.

dass sogar am französischen Hof diskutiert wurde, ob es möglich sei, die spanischen Truppen nach preußischem Muster zu drillen.⁴⁶ Die Befürworter der Reformen sahen Preußen als leuchtendes Vorbild. So schrieb der Duque de Almodóvar: „Dem König von Preußen gebührt der Ruhm, der Meister des Krieges genannt zu werden.“⁴⁷ Die Gegner der Reform griffen den in ihren Augen misslungenen Kulturtransfer massiv an. So schrieb der Oberst Cadalso, ein erbitterter Gegner der Reformen: „Das mechanische Regime der preußischen Disziplin ist eine Beleidigung der spanischen Armee.“⁴⁸

Das Preußenbild der Militärbeobachter und allgemeiner der spanischen Reformer kann auf vier, sich zum Teil überschneidenden Ebenen untersucht werden:

– *Friedrich der Große als unbestrittener Held des aufgeklärten Absolutismus und „Kriegsgott“*

Dieses Bild ist in Spanien spätestens seit 1752 fest etabliert.⁴⁹ Es speist sich aus der französischen Aufklärung, da Spanien generell Informationen und Neuerungen von jenseits der Pyrenäen fast ausschließlich vermittelt der französischen Mediatorsprache aufnehmen konnte.⁵⁰ Voltaires „Geschichte Karls XII.“⁵¹ hatte bereits mit Karl XII. von Schweden und Peter dem Großen Modelle aufgeklärt reformierender Monarchen etabliert⁵² und der „Antimachiavel“ Friedrichs II., seine „Geschichte des Hauses Brandenburg“⁵³ sowie Informationen über seine Siege in den ersten beiden Schlesischen Kriegen waren aus Frankreich nach Spanien gelangt. Friedrich II. war für das aufgeklärte Spanien Gütesiegel für militärischen Erfolg und das leuchtende Vorbild aller Monarchen.

– *Die preußische Armee im Frieden als perfekte militärische Maschine mit eiserner Disziplin und einem professionellen Ehrverständnis, die unter den spezifischen Bedingungen der preußischen (deutschen) Kultur funktioniert*

Das Bild speist sich aus den beiden Missionen von Aranda und Almodóvar, die vor dem Siebenjährigen Krieg stattfanden, und aus ihrer Beobachtung der preußischen Truppenbewegungen, die sie als spanische Gesandte am polnischen und russischen Hof nach Madrid berichteten. Hier muss festgehalten werden, dass die beiden Beobachter tatsächlich nur wenig vom realen Innenleben der Armee mitbekamen und dies auch aufgrund der preußischen Geheimhaltung gar nicht sollten. Wichtig für

⁴⁶ Manuel Moreno Alonso: La obsesión ilustrada por la reforma del Ejército en España: el fracaso del modelo prusiano. In: Milicia y Sociedad Ilustrada (wie Anm. 2), Bd. 1, S. 205–229, hier: S. 217.

⁴⁷ [Almodóvar]: Carta (wie Anm. 34), S. 184r.

⁴⁸ Balduque Marcos: Ejército (wie Anm. 3), S. 160.

⁴⁹ Juan Enrique de Graef: Discursos Mercuriales Económico-Políticos (1752–1756). Hg. von Francisco Sánchez-Blanco. Sevilla 1996, S. 127; Siegfried Jüttner: Rex Philosophus o la imagen de Federico II de Prusia en algunas revistas españolas del Siglo XVIII – Un boceto imagológico. In: Lope (Hg.): Federico II (wie Anm. 30), S. 63–79, hier: S. 71.

⁵⁰ Manuel-Reyes García Hurtado: Die Rezeption deutscher Autoren im Spanien des ausgehenden Ancien Régime: Die Rolle der Marine und des Heeres. In: MGZ 77 (2018) 2, S. 357–386, hier: S. 360.

⁵¹ Voltaire: Histoire de Charles XII, Roi de Suede. Amsterdam 1733.

⁵² Ebd., S. 70–73.

⁵³ Graef: Discursos (wie Anm. 49), S. 126, Anm. 25.

das spanische Bild des preußischen Drills waren auch die Aufzeichnungen der Militärbeobachter Vértiz und Sotomayor, die vor allem die preußische Armee im Kampf an der Seite des österreichischen Feldmarschalls Daun zu sehen bekamen, aber auch Informationen über die preußische Ausbildung sammelten.

Zur Charakterisierung der preußischen Armee benutzten die Spanier immer wieder das Bild der Maschine und einer Armee, die „aus Automaten und nicht aus Männern“ bestehe.⁵⁴ Für die aufgeklärten Schreiber war diese Beschreibung durchweg positiv besetzt und sie findet sich an zahllosen Stellen der politischen und militärischen Literatur, um generell eine effektive und rationale Regierungsweise zu charakterisieren. Damit verbunden sei eine „eiserne Disziplin“,⁵⁵ die eine reibungslose Kommandokette und schnelle und effektive Bewegungen der Armee garantiere. Beides führe – so die Beobachter – zu der besonderen „Kühnheit und Präzision“ der preußischen Truppen.⁵⁶ Der Drill bringe die Soldaten an die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit⁵⁷ und sei insbesondere bei der Kavallerie sehr nahe an der Realität im Gefecht gestaltet, sodass dabei regelmäßig Pferde sterben und Reiter schwer verletzt würden.⁵⁸ Da die Desertion fast unmöglich sei, treibe die Härte des Dienstes manchen Soldaten in den Selbstmord.⁵⁹ Unter der Härte des Dienstes verstanden alle spanischen Beobachter die körperlichen Anstrengungen der Ausbildung. Besonders brutale Körperstrafen oder willkürliche Übergriffe der Vorgesetzten, die später das Bild der friderizianischen Armee prägen sollten, wurden von ihnen nie erwähnt und galten auch nicht als typisch preußisch.⁶⁰ Die Spanier strichen auch das gute Verhältnis zwischen Militär und Zivilisten heraus, bei denen die preußischen Offiziere und Soldaten „nach den Gebräuchen des Landes“ ohne Zwang und Gewalt wohnten.⁶¹

Die ausgeprägte Hygiene und Sauberkeit der Preußen trügen nicht nur zu einem martialischen „Air“ des Soldaten bei, sondern würden auch dabei helfen, Erkrankungen zu vermeiden. Allerdings verglichen die Spanier den Aufwand der preußischen Soldaten für Sauberkeit und gutes Aussehen mit dem „einer Dame“, und Almodóvar setzte fast mitleidig hinzu, dass ihnen auch diese Mühe nicht erspart werde.⁶²

Die Offiziere seien permanent zur Arbeit angehalten und „führen dort ein Leben wie Sklaven“. ⁶³ Insbesondere die spanische Vorstellung vom „Leben eines Sklaven“ des preußischen Offiziers, die definitiv nicht der Realität entsprach, muss genauer diskutiert werden. Schließlich handelt es sich um eine nicht nur topische Charakterisierung, da die Spanier aus der Erfahrung in ihren Kolonien

⁵⁴ [Almodóvar]: Carta (wie Anm. 34), S. 190r.

⁵⁵ Moreno Alonso: Obsesión (wie Anm. 2), S. 209.

⁵⁶ [Almodóvar]: Carta (wie Anm. 34), S. 190l.

⁵⁷ Ebd., S. 190r.

⁵⁸ Vértiz/Sotomayor: Coleccion (wie Anm. 7), S. 133f.

⁵⁹ [Almodóvar]: Carta (wie Anm. 34), S. 190r.

⁶⁰ Vértiz/Sotomayor: Coleccion (wie Anm. 7), S. 142f.

⁶¹ [Almodóvar]: Carta (wie Anm. 34), S. 191l.

⁶² Ebd., S. 191r.

⁶³ Ebd., S. 191l.

wussten, dass Sklaverei härteste körperliche Arbeit, totalen Gehorsam und die Verfügungsgewalt des Vorgesetzten über den Untergebenen bedeutete.⁶⁴ Letzteres war in der preußischen Armee definitiv nicht der Fall, das belegen schon die Klagen Friedrichs des Großen über Disziplinlosigkeiten von Offizieren⁶⁵ und die Möglichkeiten, sich gegen entehrendes Verhalten von Vorgesetzten zu wehren. Wie kam es also zu der spanischen Ansicht, dass die preußischen Offiziere „wie Sklaven“ gehalten wurden? Dass die Offiziere hart zu arbeiten hatten, entsprach durchaus der Realität, da sie dem König für den Zustand der Einheiten verantwortlich waren⁶⁶ und bei schlechten Ergebnissen während der regelmäßigen Manöver zur Rechenschaft gezogen wurden. Ihre sklavisches Unterordnung war aber generell nicht typisch für die preußische Armee⁶⁷ und die überlieferte Sichtweise lässt sich nur durch die kulturelle Prägung der beteiligten spanischen Militärs erklären. Hier sind vor allem drei Einflüsse zu nennen:

– Zu nennen ist das in der Literatur der Aufklärung, zum Beispiel in der auch von den Beobachtern rezipierten Geschichte Karls XII. von Voltaire,⁶⁸ und in der diplomatischen Korrespondenz von Almodóvar und Aranda nachzuweisende Stereotyp, nach dem Untertanengeist und unhinterfragte Disziplin der Nationen immer mehr zunähmen, je weiter östlich sie angesiedelt seien.⁶⁹ Nach dieser Theorie lebten in Spanien Menschen, die sich aufgrund ihrer Freiheitsliebe und ihres Dranges zur Selbstverwirklichung nicht unterordnen wollten. Diese Eigenschaften nähmen zugunsten von Disziplin und Unterordnung ab, umso weiter östlich die entsprechenden Völker lebten. Demnach besäßen Menschen aus Russland keinen eigenen Freiheitsdrang, sondern ordneten sich sehr gerne und aus freien Stücken in Befehlketten ein. Von daher ist es nicht verwunderlich, dass Almodóvar und Aranda die preußische Disziplin und Unterordnung als natürlich für diesen Menschentyp empfanden. So gingen sie davon aus, dass der preußische Bauer schon „zum Klang der Trommel aufwächst“.⁷⁰

⁶⁴ Herbert Klein/Ben Vinson III: *African Slavery in Latin America and the Caribbean*. Oxford/New York 1977.

⁶⁵ *Reglement vor die Königl. Preußische Infanterie [...]*. Berlin 1743, S. 423–425. Im Folgenden: *Preußisches Infanterie Reglement von 1743*.

⁶⁶ Ebd., S. 301.

⁶⁷ R. Walz (Hg.): *Kriegs- und Friedensbilder aus den Jahren 1754–1759*. Nach dem Tagebuch des Leutnants Jakob Friedrich Lemcke 1738–1810 (Neudruck der Ausgabe 1909). In: *Kriegs- und Friedensbilder 1725–1759*. Mit einer Einleitung von Hans Bleckwenn. Osnabrück 1971, S. 19–43, hier: S. 33f.

⁶⁸ Aranda schreibt an Wall am 2. 9. 1761 in einem anderen Zusammenhang, dass 8 000 oder 10 000 Schweden in der Schlacht bei Narva 60 000 Russen geschlagen hätten. Die (falsche) Zahl von 8 000 Schweden stammt aus Voltaires Geschichte Karls XII.; Voltaire: *Histoire de Charles XII, Roi de Suede*. Dresden 1761, S. 98f.

⁶⁹ Voltaire: *Histoire* (wie Anm. 68), S. 26, S. 31, S. 33; Winfried Schulze: *Die Entstehung des nationalen Vorurteils. Zur Kultur der Wahrnehmung fremder Nationen in der europäischen Frühen Neuzeit*. In: Wolfgang Schmale/Reinhard Stauber (Hg.): *Menschen und Grenzen in der Frühen Neuzeit*. Berlin 1998, S. 23–49, hier: S. 41.

⁷⁰ [Almodóvar]: *Carta* (wie Anm. 34), S. 192r. Für den damaligen spanischen Leser ist dies eindeutig ein Hinweis auf die Probleme, auf die eine Übertragung des preußischen Systems in Spanien stoßen würde. Vgl. Briesemeister: *Informe* (wie Anm. 30), S. 37.

– Die Beobachter sahen in erster Linie die preußischen Übungen und Manöver, die tatsächlich sehr präzise waren und bei denen sich auch kein Offizier traute, unter den Augen des Königs seinem Hauptmann oder Oberst zu widersprechen.
 – Der Unterschied zwischen dem beobachteten Drill der Preußen und den eigenen Erfahrungen mit der als extrem undiszipliniert, unprofessionell und reformwürdig wahrgenommenen spanischen Armee⁷¹ und vor allem den Verhaltensweisen des spanischen Adels ist in Rechnung zu stellen. Verschiedene spanische Offiziere haben immer wieder deutlich gemacht, dass die penible und strikte Ausbildung nach preußischem Muster von spanischen Soldaten als beleidigend empfunden würde.

Für die vorliegende Thematik von größter Bedeutung ist der Zusammenhang zwischen der strikten Disziplin, die implizit immer als Voraussetzung militärischer Effizienz gesehen wurde,⁷² und dem Ehrbegriff. Ehre und Anerkennung des preußischen Offiziers speisten sich aus seinem Rang und seiner militärischen Effizienz, daher war für ihn die Disziplin nicht entehrend und ebenso nicht die harte Arbeit mit den Untergebenen oder an der eigenen Ausbildung. So schrieb Almodóvar: „Als Ausgleich für die ganze Unterordnung und Arbeit genießt die Armee hohes Ansehen und Vorzüge. Der Offizier wird bei Hofe so geschätzt, dass er den Vorrang vor Hofbeamten und anderen Personen oder auch ausländischen Botschaftern etc. hat.“⁷³

Die Spanier sahen hier ein *professionelles Ehrverständnis*. Die Ehre des preußischen Adeligen wurde durch seinen effektiven Dienst als Offizier erhöht. Diesem Ehrverständnis eiferten die spanischen Reformer auch persönlich nach. So verwies Aranda gegenüber Premierminister Wall auf seine mangelnde militärische Ausbildung und bemerkte, dass dieser Mangel an professionellem Wissen seiner Ehre abträglich sei: „Ich glaube, dass ich ein Soldat ohne hinreichende Ausbildung bin und das ist schlecht für meinen Dienst an meinem Herren und für meine Ehre. Und welche außer diesen beiden Dingen sollten einem Mann von Ehre mehr am Herzen liegen?“⁷⁴

Die Spanier führten die Disziplin der preußischen Armee auf die Mentalität der preußischen Untertanen zurück. So bemerkte Almodóvar, dass der König in jedem „Einwohner einen disziplinierten Soldaten“ besitze. Der preußische Bauer habe keine Probleme mit der militärischen Disziplin, da „die kalte, harte und arbeitsame Mentalität vor allem der Norddeutschen, [...] gleichzeitig rau,⁷⁵ gehorsam und kriegerisch ist“. Weil der Preuße „zum Schlag der Trommel aufwächst“, seien „Schwert und Pflug äußerst kompatibel“.⁷⁶

⁷¹ Vértiz/Sotomayor: Coleccion (wie Anm. 7), S. 130f.

⁷² Ebd., S. 128.

⁷³ [Almodóvar]: Carta (wie Anm. 34), S. 1911.

⁷⁴ Aranda an Wall, Warschau, 26. 9. 1761. In: Caizán/Taracha/Téllez Alarcia (Hg.): Cartas (wie Anm. 32), S. 125f.

⁷⁵ Almodóvar gebraucht hier das spanische Wort *rudo*, welches in diesem Kontext am ehesten dem englischen „tough“ entspricht.

⁷⁶ [Almodóvar]: Carta (wie Anm. 34), S. 192r.

– *Die preußische Armee im Einsatz*

Die preußische Regierung ließ keine spanischen Militärbeobachter im Kampfeinsatz zu. Die spanischen Beobachter Vértiz und Sotomayor erlebten jedoch an der Seite des österreichischen Feldmarschalls Daun die preußische Armee in der Schlacht bei Hochkirch am 14. Oktober 1758 und bekamen Informationen von spanischstämmigen Offizieren der österreichischen Armee. Darüber hinaus verfügen wir über die Berichte Arandas und Almodóvars als Botschafter in Polen/Sachsen und Russland, in denen die Operationen der preußischen Armee aus der Ferne analysiert werden. Hier muss also deutlich darauf hingewiesen werden, dass die Informationen, die die Spanier über die preußische Armee hatten, indirekt waren und weitgehend aus zweiter Hand stammten. Die Spanier hoben die Fähigkeit der Preußen hervor, sich auch unter schwierigsten Bedingungen schnell zu formieren und effektiv zu kämpfen.⁷⁷ Bei der Verteidigung von Hochkirch hätten sie „Wunder an Tapferkeit vollbracht“, allerdings durch die Vernachlässigung einfachster Vorsichtsmaßnahmen auch den österreichischen Erfolg erst möglich gemacht.⁷⁸ Wichtig ist zudem festzuhalten, dass das spanische Bild der preußischen Armee und der von den kriegführenden Armeen zu lernenden Taktiken sich wandelte. Darauf weist eine Passage von Aranda hin, der am 18. Juli 1761 an Wall schrieb, dass der König von Preußen eine neue Methode der Kriegführung gelehrt habe, die vor allem in einer enormen Vermehrung und einem massierten Einsatz der Artillerie bestand. Sein Fazit lautete: „Auf Wiedersehen, alte militärische Regeln des Bajonets!“ Sein Urteil wiegt umso schwerer, als er es mit einer Selbstkritik an seiner früheren Tätigkeit als General der Artillerie verband, die er mit zu wenigen und zu kleinkalibrigen Geschützen ausgerüstet habe.⁷⁹

– *Der Blick auf die anderen*

Konkrete Erfahrungen sammelten die Militärbeobachter vor allem in der österreichischen Armee, aber auch in der russischen und französischen. Erstere wird der preußischen fast gleich geachtet;⁸⁰ Almodóvar schrieb, dass sie von allen Armeen, die die preußische Disziplin übernommen hätten, dieser am ehesten gleich komme und der Hauptunterschied darin bestehe, dass die Männer des Königs von Preußen größer und die der Kaiserin stämmiger seien. Auch verwies Almodóvar darauf, dass die Kaiserin von ihren Soldaten so sehr geliebt werde, dass sie „nach Gelegenheiten suchen, sich für sie zu opfern“. „Dies ist die Auswirkung einer Regierung, die so süß ist wie die ihre und zugleich so aufmerksam und streng.“⁸¹

⁷⁷ Vértiz/Sotomayor: Coleccion (wie Anm. 7), S. 73–75.

⁷⁸ Ebd., S. 89f. Damit teilen sie die allgemeine Kritik an der Entscheidung Friedrichs II., ein Lager in unmittelbarer Nähe der fast dreifach überlegenen österreichischen Armee aufzuschlagen. Vgl. Dennis Showalter: Frederick the Great. A Military History. Barnsley 2012, Kindle-Edition, Pos. 3932.

⁷⁹ Einhellig: Aranda an Wall, Warschau, 18. 7. 1761. In: Caizán/Taracha/Téllez Alarcia (Hg.): Cartas (wie Anm. 32), S. 116; Vértiz/Sotomayor: Coleccion (wie Anm. 7), S. 128f.

⁸⁰ Aranda an Wall, Warschau, 10. 10. 1761. In: Caizán/Taracha/Téllez Alarcia (Hg.): Cartas (wie Anm. 32), S. 130f.

⁸¹ [Almodóvar]: Carta (wie Anm. 34), S. 190r.

Die russische Armee hingegen sahen die Spanier als brutalere Variante des preußischen Heeres. Der „natürliche“ Untertanengeist der russischen Bauernsoldaten sei stärker ausgeprägt als der preußische, und die Offiziere würden zum Teil mit grausamer Härte bei Disziplinverletzungen bestraft. So berichtete Almodóvar als Botschafter an Wall für den 1.–12. August 1761, dass der russische Marschall Buturlin mit allen Mitteln die Disziplin wahren wolle und mehrere Offiziere wegen der Plünderung von Bauernhäusern mit öffentlichen Schandstrafen belegt habe. Sie seien zu einfachen Soldaten degradiert worden und drei Offiziere bekamen „die Knute [zu] spüren [...] und ihre Nasen und Ohren [wurden] für dasselbe Vergehen verstümmelt“.⁸² Besonders auffällig ist, dass die spanischen Beobachter die in aufgeklärten Kreisen übliche Verachtung für die militärischen Leistungen der Russen nicht teilten und die Effizienz der russischen Armee hervorhoben. So nannte Aranda die Russen als Beispiel dafür, was eine gute Regierung erreichen könne, denn „am Anfang des Jahrhunderts haben acht- oder zehntausend Schweden sechzigtausend Russen geschlagen. Heute haben die Schweden nichts Nennenswertes getan und die Russen sind von den Preußen noch nicht geschlagen worden.“⁸³ Die Franzosen⁸⁴ galten vor allem als Beispiel dafür, wie man den Krieg nicht führen sollte.⁸⁵

Preußen und die *Ordenanzas* von 1768

Aus den *Ordenanzas* von 1768 und dem Vergleich mit den *Ordenanzas* von 1728 sowie mit den preußischen und österreichischen Vorschriften können die Absichten der spanischen Reformer abgeleitet werden. Was sie ganz sicher *nicht* wollten, war eine sklavische Übernahme des preußischen Drills und des „preußischen Wesens“. Vielmehr ging es um Professionalisierung, Vereinheitlichung, die Herstellung einer funktionierenden Kommandostruktur (Subordination), Sauberkeit, martialisches Äußeres und die Schaffung eines professionelleren militärischen Ehrbegriffs.

Die Elementartaktik – also die Vorschriften zu den Bewegungen der Soldaten und Einheiten, zum Feuern, Angreifen und Manövrieren – geht vor allem auf die Arbeit der Junta von 1749 und die Übungen von 1760 und 1761 und damit massiv auf die Erfahrungen der Militärbeobachter zurück. Sie sind zwar detaillierter als

⁸² Almodóvar an Wall, St. Petersburg, 1.–12. 8. 1761. In: Colección de Documentos Inéditos para la Historia de España (CODOIN), Bd. 108, S. 44; Übersetzung durch die Verfasser.

⁸³ „Anfang des Jahrhunderts“ bezieht sich auf die russische Niederlage bei Narva (30. 11. 1700) gegen die Schweden. Der Satz ist bemerkenswert, weil Aranda bei aller Bewunderung für Friedrich den Großen nicht der preußischen Propaganda Glauben geschenkt hat, dass die Schlacht bei Zorndorf (25. 8. 1758) ein preußischer Sieg gewesen war. Aranda an Wall, Warschau, 2. 9. 1761. In: CODOIN, Bd. 109, S. 282.

⁸⁴ Zum spanischen Frankreichbild Siegfried Jüttner: Die Gallophobie in Spanien – Stimulus für die Positivierung des Deutschlandbildes in der Presse des aufgeklärten Absolutismus? In: Jens Häsel/Albert Meier (Hg.): Gallophobie im 18. Jahrhundert. Berlin 2005, S. 195–219, hier: S. 202.

⁸⁵ Aranda an Wall, Warschau, 10. 10. 1761. In: Caizán/Taracha/Téllez Alarcia (Hg.): Cartas (wie Anm. 32), S. 130f.

die preußischen Vorschriften, insgesamt jedoch einfacher. Die Spanier stellten ihre Bataillone in drei oder vier Reihen auf (Bd. II, Trat. IV, Tit. XI, Nr. 11–12; Bd. II, Trat. IV, Tit. XI, Nr. 17),⁸⁶ die Preußen nur in drei Reihen.⁸⁷ Die Spanier schossen sowohl zugleich mit horizontalen Reihen als auch mit den vertikal abgetrennten Pelotons. Dabei war das spanische Pelotonfeuer simpler, da mit acht Pelotons einfach von rechts nach links durchgefeuert wurde (Bd. II, Trat. IV, Tit. XI, Nr. 11 und Nr. 12).⁸⁸ Die Preußen schossen hingegen zuerst mit dem äußersten rechten, dann mit dem äußersten linken, danach mit dem zweiten Peloton von rechts, dann dem zweiten von links etc.⁸⁹ Insgesamt verfügten die Preußen über eine wesentlich größere Anzahl von Feuerarten für verschiedenste Situationen. Hinzu kamen viele strukturelle Unterschiede, wie zum Beispiel, dass die Preußen über wesentlich mehr Militärärzte verfügten.⁹⁰ Damit sind die Unterschiede zwischen dem preußischen Reglement und den *Ordenanzas* von 1768 so groß, dass die in der Forschung vertretene These von einer Kopie des „sistema prusiano“ zurückgewiesen werden kann.⁹¹

Anders verhält es sich mit dem Ehrverständnis. Hier griffen die Spanier massiv auf das preußische Vorbild zurück. Einer der wichtigsten Punkte der *Ordenanzas* war die Schaffung eines neuen, professionellen Ehrbegriffs, der sich am preußischen orientierte. Für den preußischen Offizier erhöhte vor allem die militärische Effizienz das symbolische Kapital der Ehre. Für den spanischen waren es bislang das Alter und Ansehen der Familie, die Tatsache, dass man keine Handarbeit verrichten musste, und die peinlich genaue Wahrung des eigenen Status, was einschloss, sich nicht herumkommandieren oder zum Arbeiten anhalten zu lassen. Der König versuchte in den *Ordenanzas* (Bd. I, Trat. III, Tit. VI), den traditionellen Ehrbegriff zu nutzen, um den neuen zu fördern: „Jeder muss danach streben, durch seine Beförderungen und die Ehre der Waffen so weit wie möglich den Glanz seiner Familie zu erhalten oder zu vermehren und wenn dies nicht möglich ist [da sie noch keinen besitzt], ihn zu begründen. Und durch seine persönlichen Verdienste [...] seinem eigenen Blute zu zeigen, wie Familien ihr Ansehen vermehren.“⁹² Die Vermehrung der Ehre des Offiziers resultierte aus fleißigem Lernen als Kadett,⁹³ Erfolg und Tapferkeit im Gefecht⁹⁴ und – in den hohen Rängen – durch die Auswahl kompetenter Untergebener.⁹⁵

⁸⁶ *Ordenanzas* von 1768 (wie Anm. 4), Bd. II, S. 85, S. 87.

⁸⁷ Reglement vor die Königl. Preuß. Infanterie. Berlin 1726, S. 96.

⁸⁸ *Ordenanzas* von 1768 (wie Anm. 4), Bd. II, S. 85.

⁸⁹ Preußisches Infanterie Reglement von 1743 (wie Anm. 65), S. 98–102.

⁹⁰ *Ordenanzas* von 1768 (wie Anm. 4), Bd. I, Trat. I, Tit. I, Nr. 1–5, S. 1–3; Preußisches Infanterie Reglement von 1743 (wie Anm. 65), S. 4.

⁹¹ Dass die Spanier die Lineartaktik anwendeten, verschiedene Feuersysteme hatten und die Bewegungen der Soldaten in „Tempos“ eingeteilt waren, ist kein Beweis für die Übernahme preußischer Vorschriften, weil dies Allgemeingut in den europäischen Armeen seit dem späten 17. Jahrhundert war und auch die spanischen *Ordenanzas* von 1728 all dies vorsahen.

⁹² *Ordenanzas* von 1768 (wie Anm. 4), Bd. I, S. 391f.

⁹³ Ebd., S. 246.

⁹⁴ Ebd., S. 210.

⁹⁵ Ebd., S. 397.

Die Spanier haben in den *Ordenanzas* extrem penible Sauberkeitsvorschriften erlassen. Es finden sich dort sogar detaillierte Angaben, welche Instrumente der „Cabo“ bei sich zu führen hat, um jederzeit die Sauberkeit seiner Männer zu gewährleisten (Bd. I, Trat. II, Tit. III, Nr. 7).⁹⁶ Die *Ordenanzas* gingen in diesem Punkt stärker auf die österreichischen Vorschriften zurück⁹⁷ als auf die preußischen, auch wenn sie dem Preußenbild der Spanier entsprachen. Alle Reglements und auch die Beobachter stimmten darin überein, dass ein Soldat durch Sauberkeit, Disziplin und gerade Haltung das „Air“ von einem Soldaten bekommen solle.⁹⁸

Bezüglich der für die spanischen Reformer so wichtigen Disziplin und Subordination waren zwar die Preußen das Vorbild, auf das man offiziell Bezug nahm, aber sie orientierten sich de facto an den Österreichern, deren Dienst eben nicht dem von Sklaven glich, sondern „süß“ und „streng“ zugleich erschien, und dadurch die Soldaten motivierte, sich „jederzeit für ihre Kaiserin zu opfern“. ⁹⁹ Die Spanier sahen bei den Österreichern die Disziplin vollkommen durchgesetzt¹⁰⁰ und übernahmen gleichzeitig die Verbote willkürlicher Prügel und sogar wörtlich der Erniedrigung durch beleidigende Spitznamen, die sowohl Österreichern als auch Spaniern als Elemente der Disziplinlosigkeit galten.¹⁰¹

Somit wurde das, was man für die „preußische Mentalität“ hielt, indirekt über Österreich übernommen, das als Mediator zwischen Preußen und Spanien fungierte, denn Österreich hatte nach den ersten Schlesischen Kriegen preußische Ideen bereits entlehnt.

Vor allem wird deutlich, dass mit den *Ordenanzas* wie auch mit den österreichischen Vorschriften immer wieder versucht wurde, die Soldaten und Offiziere von den positiven Seiten der Subordination und der Ehrenhaftigkeit des Militärdienstes zu überzeugen.¹⁰² In den Vorschriften für die Obristen befindet sich ein Passus, der es verdient ganz zitiert zu werden, weil er das grundsätzliche Führungsverständnis der *Ordenanzas* auf den Punkt bringt (Bd. I, Trat. II, Tit. XVI, Nr. 1): „[Der Obrist] kennt alle Verantwortlichkeiten seiner Untergebenen (weiß alles, was sie auch wissen müssen). [...] Er hat die Ausbildung, Disziplin, Gespräche und die Zuversicht der Offiziere, Sergeanten und Soldaten sicherzustellen mit der Zuversicht und dem guten Geist, die die Ehre meiner Waffen erfordern. Sein Vorbild, Hingabe, Selbstlosigkeit, Klugheit und Standhaftigkeit dienen als Ansporn und Schule für die Untergebenen.“¹⁰³

⁹⁶ Ebd., S. 93.

⁹⁷ Des Regulaments und Ordnung für Gesamtes Kaiserl. Königliches Fuß-Volk Zweyter Theil. Wien 1749, S. 5–7.

⁹⁸ Almodóvar an Wall, St. Petersburg, 16. 1. 1762. In: CODOIN, Bd. 108, S. 101f.; *Ordenanzas* von 1768 (wie Anm. 4), Bd. I, Trat. II, Tit. III, Nr. 4, S. 114; Preußisches Infanterie Regiment von 1743 (wie Anm. 65), S. 33f.

⁹⁹ [Almodóvar]: Carta (wie Anm. 34), S. 190r.

¹⁰⁰ Vértiz/Sotomayor: Coleccion (wie Anm. 7), S. 127f.

¹⁰¹ Des Regulaments [...] Zweyter Teil (wie Anm. 97), S. 18; *Ordenanzas* von 1768 (wie Anm. 4), Bd. I, Trat. II, Tit. II, Nr. 27, S. 100.

¹⁰² Des Regulaments [...] Zweyter Teil (wie Anm. 97), S. 117; *Ordenanzas* von 1768 (wie Anm. 4), Bd. I, S. 435.

¹⁰³ *Ordenanzas* von 1768 (wie Anm. 4), Bd. I, S. 196; Übersetzung durch die Verfasser.

Die *Ordenanzas* wurden zwar als Reform nach preußischem Vorbild dargestellt, orientierten auch ihren Ehrbegriff durchaus am preußischen Vorbild, stützten sich aber in allen konkreten Punkten, bei denen eine Übernahme ausländischer Vorschriften nachzuweisen ist, auf die österreichischen Reglements von 1749 und die Erfahrungen der Militärbeobachter in der österreichischen Armee.

Preußen als militärisches Warenzeichen

Wir haben uns im Projekt lange gefragt, wie dieses Ergebnis zusammengefasst werden kann. Am treffendsten erschien uns die Einordnung in die Kategorie „Warenzeichen“: „Ein Warenzeichen [...] kann dazu verwendet werden, um das Leistungsangebot eines ganzen geographischen Ortes eindeutig zu kennzeichnen und von konkurrierenden Unternehmen und Orten abzugrenzen.“¹⁰⁴ Preußen ist im Europa des späteren 18. Jahrhunderts eindeutig ein solcher militärisch positiv besetzter geografischer Raum und ein Leistungsangebot. Ein vergleichbares Vorgehen können wir heute in der Autoindustrie beobachten. Das Label „Volkswagen“ steht für höchste Qualität bei der Autoproduktion und für den international renommierten deutschen Autobau. Dass der Wagen tatsächlich „made in China“ oder „hecho en México“ ist, stellen die Händler nicht in den Vordergrund, weil ihre Käufer sonst möglicherweise an der erwarteten Qualität zweifeln könnten.

Die Reformer hatten durch die preußischen Erfolge im Siebenjährigen Krieg ein entscheidendes Argument in der innenpolitischen Auseinandersetzung um die Reformen. Mochten sich die Gegner über den schweren Dienst, die „weibische“ Sauberkeit oder die „unspanische“ Disziplin beschweren, konnte man ihnen immer entgegenhalten, dass man von den Preußen lernen könne, wie man Schlachten und Kriege gewinnt. Zudem standen alternative Warenzeichen nicht zur Verfügung: Die tatsächlich kopierten Österreicher hatten trotz mancher Erfolge den Krieg am Ende verloren; eine Reform nach französischem Vorbild wäre in Spanien nach der Niederlage der Franzosen bei Roßbach nur auf Gelächter gestoßen und eine Reform nach russischem Vorbild wäre als direkte Bedrohung der spanischen Lebensweise empfunden worden.¹⁰⁵

Das Warenzeichen „Preußen“ hat jedoch, obwohl de facto eher Österreich als Vorbild diente, enorme Wirkungen entfaltet. Noch 2015 kamen spanische Kolle-

¹⁰⁴ Der Wikipedia-Eintrag fasst die Definition aus dem Gabler Wirtschaftslexikon zusammen; der einschlägige Lexikonartikel ist online zugänglich unter: <https://wirtschaftslexikon.gabler.de/definition/marke-36974> (letzter Zugriff am 22. 5. 2020); vgl. auch den Wikipedia-Eintrag zu Marke (Recht), online zugänglich unter: [https://de.wikipedia.org/wiki/Marke_\(Recht\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Marke_(Recht)) (letzter Zugriff am 9. 4. 2018). Siehe auch Kai-Uwe Hellmann: Soziologie der Marke. Frankfurt a. M. 2003 und das Deutsche Markengesetz von 1995 § 3, Abs. 1, online zugänglich unter: https://www.gesetze-im-internet.de/markeng/_3.html (letzter Zugriff am 18. 12. 2018).

¹⁰⁵ Das Bild Russlands war in Spanien das eines despotischen Landes, in dem sogar adelige Offiziere bei kleinsten Vergehen brutal durch die Knute oder Verstümmelung bestraft wurden. Almodóvar an Wall, St. Petersburg, 1.–12. August 1761. In: CODOIN, Bd. 108, S. 44.

gen nach der Vorstellung der ersten Ergebnisse des Projektes an der UNAM in Mexiko Stadt auf uns zu und meinten lachend, wir „Preußen“ hätten ihnen ja mit den *Ordenanzas* „etwas Schönes eingebrockt“, schließlich hätten die Spanier nach den Militärreformen einige ihrer schlimmsten Niederlagen bei Algier¹⁰⁶ und gegen Frankreich erlitten. Dass die Militärreformen Karls III. Reformen nach preußischem Vorbild waren, findet sich auch heute in fast allen Werken, die sich mit dieser Thematik befassen.¹⁰⁷ Das von den spanischen Militärs benutzte Warenzeichen „Preußen“ wirkt bis weit in die Gegenwart.

Abstract

Spain desperately needed thorough military reforms after the War of the Austrian Succession and especially after the Seven Years' War, which had ended as a national disaster. These reforms culminated in the new *Ordenanzas* in 1768, which replaced the old of 1728. Parts of these regulations lasted until 1978: they played a crucial role in military development and mentality not only in Spain but also in large parts of Latin America. The reformers had to balance the new tactical and technical developments of the 1750's and 1760's against the traditional Spanish concept of honour, one based on an officer's familial lineage, not on his professional capability.

Military observers, sent to the Austrian, French, Russian, and Prussian armies before and during the war, made important contributions to the new *Ordenanzas*.

¹⁰⁶ Differenziert zu Algier 1775: Agustín Guimerá: Historia de una incompetencia: el desembarco de Argel, 1775. In: Revista Universitaria de Historia Militar 5 (2015), S. 135–155.

¹⁰⁷ Pedro Voltes: Federico „El Grande“ de Prusia. Madrid 2006, S. 102; Richard Konetzke: Zwischen Berlin und Madrid. Preussisch-spanische Verbindungen im Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus. In: Karl Erich Born (Hg.): Historische Forschungen und Probleme. Peter Rassow zum 70. Geburtstag. Wiesbaden 1961, S. 161–172, hier: S. 166; Briesemeister: Informe (wie Anm. 30), S. 36f.; ders.: Berlin und Spanien. Ein Streifzug durch die Geschichte. In: Harald Wentzlaff-Eggebert (Hg.): Dietrich Briesemeister. Spanien aus deutscher Sicht. Deutsch-Spanische Kulturbeziehungen gestern und heute. Tübingen 2004, S. 81–94, hier: S. 83; Moreno Alonso: Obsesión (wie Anm. 2), S. 214–218; Manuel-Reyes García Hurtado: Traduciendo la Guerra. Influencias extranjeras y recepción de las obras militares francesas en la España del siglo XVIII. A Coruña 1999, S. 74, Anm. 274; Balduque Marcos: Ejército (wie Anm. 3), S. 110f., S. 158; Capel/Sánchez/Moncada: Palas (wie Anm. 31), S. 64; Enrique Martínez Ruiz: Ejército de Tierra y operaciones navales: el caso español. In: Agustín Guimerá Ravina/José María Blanco Núñez (Hg.): Guerra Naval en la Revolución y el Imperio. Madrid 2008, S. 127 mit Anm. 6; Francisco Andújar Castillo: El Conde de Aranda y la Capitanía General de Castilla la Nueva. In: José Antonio Armillas Vicente (Hg.): Guerra y milicia en la España del X Conde de Aranda. Actas IV Congreso de Historia Militar. Saragossa 2002, S. 61. Auch die wenigen Historiker, die keine direkte Übernahme des preußischen Modells sehen, gehen von einem dominierenden Einfluss des preußischen Vorbildes aus; Alexandra Gittermann: De la Guerra de Sucesión a la Guerra de la Independencia. Soldados germanos en la España del siglo XVIII. In: Enrique García Hernán (Hg.): Presencia germánica en la milicia española. Madrid 2015, S. 99–135, hier: S. 123f.; M. Alonso Baquer: Lecciones de Historia Militar. Bd. II. Madrid 1980, S. 113; Redondo Díaz: Ordenanzas (wie Anm. 24), S. 403.

Like many contemporaries, most modern scholars see the 1768 *Ordenanzas* as a copy of the Prussian military system and the regulations of Frederick the Great.

This chapter addresses the role of military observers, describes the Spanish image of the Prussian army, and assesses its significance for the *Ordenanza*'s development.

Military observers viewed the Prussian army as a perfect fighting machine characterized by professionalism and a total subordination to the will of its royal commander; their officers seemed motivated by their prominent place in society and a professional concept of honour.

Spain found its real model, however, in the Austrian army, which they perceived as sharing the Prussian professionalism alongside a "sweet" style of internal government. From the Austrians, the Spanish reformers copied drill regulations, among many other details. They also tried to introduce the Prussian concept of honour by linking professional and family-based values. Here, Prussia provided more the symbol of reform than the actual role model.

Marion Godfroy-Tayart de Borms

Kourou 1763: Frankreich, der Herzog von Choiseul und die ultimative Revanche für die britische Eroberung Amerikas

1756 sollte ein besonderes Jahr für Frankreich sein: Der aufziehende Krieg wurde nicht nur zu Lande, sondern auch auf dem Meer geführt.¹ Ein Krieg, der sich in einem spezifischen politischen Kontext abspielte, zu dem auch ein Aufstand der französischen Parlamente gehörte, und damit ein Konfliktherd, aus dem 1764 schließlich die Vertreibung der Jesuiten resultieren sollte. In England führte zeitgleich Premierminister William Pitt unnachgiebig und erbittert den Krieg weiter. Ihm stand auf französischer Seite mit dem Herzog von Choiseul ein Gegenspieler gegenüber, der sowohl in militärischer als auch in politischer Hinsicht gänzlich andere Entscheidungen traf. Doch der Minister Ludwigs XV. wusste sehr wohl um die außenpolitische Bedeutung dieses Krieges, die nicht zuletzt in der Architektur der beiden zu jener Zeit erbauten herrschaftlichen Stadthäuser, des *Hôtel de la Marine* und des *Hôtel des Colonies*, auf dem zentralen Platz der französischen Hauptstadt symbolisch zum Ausdruck kam.

Weniger die Einsicht in die Gründe des Konflikts, als vielmehr die Sorge um dessen Ende veranlassten die Regierenden 1763 dazu, eine militärische Revanche für die Verluste französischen Gebietes an die Briten in Betracht zu ziehen. In diesem Kontext nahm das Projekt der Kolonie von Kourou Gestalt an, die als erste weiße Kolonie Kontinentalamerikas auch Juden und Protestanten aufnehmen und vor allem den freien Handel mit den fremden wie den französischen Kolonien im Karibikraum ankurbeln sollte. Die Reflexionsbedingungen entsprechender Überlegungen und Vorschläge sind es, die uns an dieser Stelle interessieren, denn sie sind als Übergang einer globalen Frage – der des Krieges – zu einem spezifischen lokalen Projekt – dem Unternehmen von Kourou – zu deuten. Kourou wurde „exemplarisch“, im Sinne der lateinischen Etymologie, für die Konflikte des Siebenjährigen Krieges durch die Dynamik der von dem Projekt angestoßenen Überlegungen. Und es ist diese Dynamik der Planung, die

¹ Der Beitrag wurde von Maria-Elena Kammerlander, der ein ganz herzlicher Dank gebührt, aus dem Französischen ins Deutsche übersetzt. Von ihr stammen auch – sofern nicht anders angegeben – die Übersetzungen der Zitate.

wir hier vorstellen wollen; die Bedingungen ihrer Umsetzung stehen hingegen nicht im Mittelpunkt.²

Frankreich im Krieg

Es waren schlechte Jahre für den König und für die Regierung: Am 5. Januar 1757 verübte mitten im Krieg Robert François Damiens ein Attentat auf Ludwig XV. Die Nachricht darüber verbreitete sich rasch im ganzen Land. Zu diesem Zeitpunkt hatte der König bereits seinen Spitznamen „Bien-Aimé“ im Volk verloren und der Messerstich des „erleuchteten“ Attentäters, seinerzeit Diener bei den Jesuiten im Kolleg Louis-Le-Grand, hatte den Souverän in einen Zustand des Schweigens versetzt. Dieses Schweigen zeigte sich in der Abschottung der königlichen Gemächer und einer zeitweisen Zurückweisung der Favoritin des Königs, der Madame de Pompadour, zu der Machault d'Arnouville, Außenminister der Marine und Hüter der Siegel, dem König geraten hatte. Während der darauf folgenden Depression des Souveräns fragte man sich, ob der König noch regiere. Die Zeit schien günstig für Verschwörungen, wie etwa Spekulationen über den Thronfolger Louis Ferdinand von Frankreich zeigten, der als Gallionsfigur der Partei der *Dévots* fungierte, die königliche Geliebte hasste und unter der leitenden Hand von Quentin de La Tour oder François Boucher agierte. Schließlich ging jedoch Madame Pompadour als Siegerin aus der Situation hervor. Sie veranlasste Ludwig XV. zur Entlassung eines der fähigsten Minister, Machault d'Arnouilles, genau zu einer Zeit, in der es einen Mann seiner Qualität gebraucht hätte.

² Die Kourou-Expedition wurde in der Dissertation der Verfasserin untersucht; vgl. Marion Godfroy: *Le dernier rêve de l'Amérique française*. Paris 2011; dies.: *Kourou and the Struggle for a French America*. London 2015. Die Expedition war Gegenstand zahlreicher Artikel: Joachim Heinz: *Bleibe im Lande und nähre dich redlich! Zur Geschichte der pfälzischen Auswanderung vom Ende des 17. bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts*. Kaiserslautern 1989; Carol Blum: *Les frères Turgot et l'affaire de Guyane*. Colloque Turgot, Bons, Mai 2003; Fritz Braun/Kurt Egenberger/Werner Hacker: *Auswanderung aus Deidesheim, Weinstrasse, Forst und Niederkirchen nach Südosteuropa und Cajenne im 18. Jahrhundert*. In: *Pfälzisch-rheinische Familienkunde* 20 (1971), S. 169–176, S. 207–214 und 21 (1972), S. 245–252, S. 277–280; Jean Chaia: *Échec d'une tentative de colonisation de la Guyane au XVIII^e siècle. Étude médicale de l'expédition de Kourou 1763–64*. In: *Biologie médicale* 47 (1958), S. I–LXXIX; Andreas Imhoff: *Ein Werbezettel für die Auswanderung nach Französisch-Guyana von 1763*. In: *Heimat-Jahrbuch des Landkreises Südliche Weinstraße* 18 (1996), S. 109–112; Christian Laroche: *Un tragique essai de colonisation en Guyane*. In: *Revue historique de l'armée* 1 (1963), S. 65–78; Monique Pouliquen: *Jean-Baptiste Mathieu Thibault de Chanvalon et l'affaire de Kourou*. In: *Généalogie et Histoire de la Caraïbe* 144 (2002), S. 3372–3379; Emma Rothschild: *A Horrible Tragedy in the French Atlantic*. In: *P&P* 192 (2006), S. 67–108; Berthold Schnabel: *Die Auswanderung aus dem bischöflich-speyerischen Amt Deidesheim in die französische Kolonie Guyana (Cayenne) in den Jahren 1763/1764*. In: *Deidesheimer Heimatblätter* 8 (1992), S. 1–27; Miranda Spieler: *Empire and Underworld: Captivity in French Guiana*. Cambridge 2012; Jean Tarrade: *Alsaciens et Rhénans en Saintonge au XVIII^e siècle: Saint-Jean-d'Angély „entrepôt“ des colons recrutés pour la Guyane sous la ministration de Choiseul*. In: *Bulletin de la Société des Antiquaires de l'Ouest et des Musées de Poitiers* 8 (1966), S. 163–182.

Am 1. Februar 1757 schied auch der Comte René Louis d'Argenson (1694–1757), Staatssekretär im Kriegsministerium, in Ungnade aus der Regierung aus. André Zysberg betont, dass damit zwei der tatkräftigsten und kompetentesten Minister Ludwigs XV. die Regierung verlassen hatten. Aber das Schlimmste sollte noch bevorstehen: In nur wenigen Jahren wurden die führenden politischen Persönlichkeiten und auch deren Berater durch weitere Entlassungen fast vollständig ausgetauscht. So ersetzte Peyrenc de Moras, Generalkontrolleur der Finanzen, Machault im Marineministerium, bevor er im August 1757 und Mai 1758 von diesen beiden Positionen zurücktrat. Kurz darauf folgte ihm der Marquis de Massiac – der einzige Minister Ludwigs XV., der aus den Reihen der Marineoffiziere hervorgegangen war –, bevor Nicolas Berryer sein Ministeramt verließ, das er auf chaotische Weise verwaltet hatte. Während des Krieges trat Marquis Antoine René d'Argenson (1722–1787) nach einer kurzen Amtszeit als Kriegsminister 1758 zurück, nachdem dessen politische Unfähigkeit deutlich geworden war. Das Kriegsministerium wurde dann dem Marschall de Belle-Isle anvertraut, der es bis zu seinem Tod 1761 leitete.

Dieser unsicheren Situation entsprechend wurden die militärischen Konflikte in dieser Zeit für Frankreich zu einem Debakel: 1759 fiel Guadeloupe in feindliche Hände, ohne dass auch nur ein Schuss fiel. Die englische Flotte musste gar nicht erst kämpfen, sondern es reichte aus, den Bewohnern der Insel eine für sie attraktive Vereinbarung vorzuschlagen: Die Briten erklärten sich bereit, die Behausungen, im Sprachgebrauch der Antillen „Plantagen“ genannt, zu schützen, und forderten im Gegenzug Gehorsam. Zudem stellten die Briten Sklaven und finanzierten den Bau eines Hafens in Pointe-à-Pitre. In der Folge setzte sich der englische Vormarsch in der Karibik fort. Obwohl sich die Engländer von nun an gegen die neuen Verbündeten Frankreich und Spanien behaupten mussten, startete die britische Marine eine erfolgreiche Offensive gegen die Insel Dominica und konnte ungebrochen ihrer Eroberungslogik folgen. Dem geografischen Bogen der karibischen Inseln in den Süden folgend wurde das benachbarte Martinique erobert. Höhepunkt dieser Erfolgsserie war die Belagerung von Havanna,³ die am 6. Juni 1762 begann und mit einer blutigen Kapitulation am 10. August des Jahres endete: 8 000 englische Soldaten und Matrosen starben dort an den Folgen des Gelbfiebers, das damals als „siamesische Krankheit“ bekannt war. Frankreich versuchte seinerseits, in Amerika die Kontrolle über mehrere Besitztümer zurückzuerlangen, scheiterte aber kläglich. Nach einer letzten Niederlage in Neufundland (Signal Hill, 15. September 1762) war die Überlegenheit der Briten sowohl zu Lande als auch zur See deutlich geworden.

Hätte die Regierung eine Katastrophe derartigen Ausmaßes voraussehen können? Wie kann dieses fast vollständige politische „Auseinanderbrechen“ historisch erklärt werden? Wie gestaltete sich seitdem das Machtgleichgewicht zwischen Nord- und Südamerika? Betrachtet man eine Karte von Bowen, gedruckt 1755 mit dem Titel „An accurate map of North America. Describing and distinguishing

³ Zu Havanna vgl. den Beitrag von Thomas Weller in diesem Band.

the British, Spanish and French dominions on this great continent“ wird deutlich, wie sehr sich die Verhältnisse zwischen den beiden Imperien im Laufe des Krieges verändert hatten. Auf der Karte erscheint Französisch-Amerika in grünem Farbton noch riesig. Demgegenüber nehmen die britischen Dreizehn Kolonien, die in rot und gelb eingefärbt sind, nur wenig Raum ein. Die französische Präsenz erstreckte sich über die Karibik und die Antillen, wie über Teile des Golfs von Mexiko. Während sich das „neue“ Frankreich und das Louisiana Ludwigs XIV. über ein Gebiet von 4 000 Kilometern Länge und 600 bis 2 000 Kilometern Breite erstreckten, waren die britischen Kolonien auf einen knapp 300 bis 500 Kilometer breiten und 2 000 Kilometer langen Landstreifen reduziert, der von Bergketten umgeben war. Zu dieser kontinentalen Präsenz kamen noch die Inseln der Antillen hinzu. Auf der Karte dominiert Frankreich daher von der Mündung des Sankt-Lorenz-Stromes bis zum Mississippi-River-Delta, durch das Ohio-Valley, das mehr als drei Viertel des nordamerikanischen Kontinents ausmachte. Die Einwohnerzahl auf französischem Gebiet war jedoch nicht annähernd so dominant. 1714 zählte das „neue“ Frankreich 193 15 Einwohner und damit nur einen Bruchteil im Vergleich zu den 250 000 Briten, die an der Ostküste in den Dreizehn Kolonien lebten. Im Jahr 1750 zählten die Untertanen von Georg II. mehr als eine Million, gegenüber weniger als 80 000 Franzosen über die Ludwig XV. herrschte. 1760 hatte New York fast 18 000 Einwohner, während die Bevölkerung Montreals nur 5 000 Personen betrug. Die Unterschiede waren durch das englische Vorgehen in den Kolonien noch größer geworden: Harvard hatte man bereits 1636 gegründet, während das französische Kanada fast nur über Pelzhandelsposten verfügte und die Franzosen dort buchstäblich immer noch durch den Schlamm waten mussten. Dieser anekdotische Vergleich offenbart die unterschiedlichen Vorgehensweisen beider Handelsmächte. Im Falle Englands kam es zu einer langfristigen Besiedlung und zur sozialen Ausdifferenzierung lokaler Eliten; im Falle Frankreichs beließ man es bei reinen Handelsaktivitäten.

Vielleicht hatte der Verlauf der ersten Jahre des Konflikts die Franzosen zunächst zu der Annahme verleitet, dass der Krieg in Amerika so gut wie gewonnen sei und dass der Blick nun auf den europäischen Kontinent gerichtet werden müsse. Schließlich sprachen die Siege von Montcalm, die der Verteidigung des Sankt-Lorenz-Beckens und des Mississippi-Beckens dienten, sowie diejenigen in den Kämpfen um Oswego 1756 und um Fort William Henry 1757 für Frankreich. Dennoch ließ die Anfangszeit des Konflikts auch Zweifel an der Kraft der französischen Streitkräfte aufkommen. Zu nennen ist etwa die Ermordung von Villiers de Jumonville durch die Miliz des Oberstleutnants George Washington im Jahr 1754. Der französische Offizier befand sich auf einer Erkundungsmission, als er, als Spion enttarnt, erschossen wurde. Die von den Franzosen als Mord eingestufte Tötung fand großen Widerhall in der Heimat und wurde in patriotischen Schriften heiß diskutiert.⁴ Während der britische Kanzler Horace Walpole das Ereignis

⁴ Pierre-Yves Beaurepaire: *Le mythe de l'Europe française au XVIII^e siècle. Diplomatie, culture et sociabilités au temps des Lumières*. Paris 2007, S. 191.

gelassen resümierte, zeigte sich beispielsweise Voltaire empört über die Engländer – die Seepiraten, die französische Offiziere ermordeten. Die folgenden Niederlagen der Franzosen hatten jedoch andere Ursachen: Schon vor der offiziellen Kriegserklärung Englands gegen Frankreich hatte die Piraterie des Engländers Edward Boscawen im November 1755 zur Einnahme von fast 155 Schiffen aus Bordeaux geführt, die einen Verlust von rund 6 000 Männern bedeutete. 1758 unterband der Brite George Anson jedwede Verstärkung der französischen Verbände über den Atlantik, indem er ein starkes Geschwader vor Ouessant installierte, das Brest blockierte. Im Jahr 1760 stellte der französische Minister Berryer 30 Millionen Livres für die Flotte zur Verfügung, während das Budget der britischen Marine 150 Millionen betrug. Die Regierung schien bereits sehr früh ihre zukünftigen Kriegstheater festgelegt und ihre Interessen ausgerichtet zu haben. Als Marschall de Belle-Isle am 19. Februar 1759 schrieb, dass die von Montcalm geforderten Verstärkungen nur „die Regierung in London dazu anregen würden, noch größere Anstrengungen zu unternehmen, um die in diesem Teil des Kontinents gewonnene Überlegenheit zu sichern“, besiegelte er mit dieser Einstellung letztlich das Schicksal der Kanadier.⁵

In Amerika verhallten diese politischen Fragen unter Kanonenfeuer. In den kanadischen Kirchenbüchern wurde das Jahr 1759 von den Priestern nicht notiert. Die Ziffern MDCCLIX wichen dem Ausdruck „Année des Anglais“. Ein seltsamer Euphemismus, der es ermöglicht, die gewaltige Differenz zwischen den französischen Versprechungen (die Skalps der Feinde würden auf den Mauern von Quebec tanzen) und der Notiz zu ermessen, die Brigadegeneral Robert Monckton am 30. Juni desselben Jahres an den Türen der Kirche von Beaumont auf der Île d'Orléans angebracht hatte: „Die gewaltige Aufrüstung zu Land und zu Meer, die die Menschen Kanadas jetzt in ihrem Land gewärtigen, ist vom König, meinem Herrn, beabsichtigt, um die Unverschämtheit Frankreichs zu unterdrücken, die Beleidigungen die den englischen Kolonien widerfahren sind, zu rächen und den Franzosen ihre besten Siedlungen in Nordamerika vollständig wegzunehmen. Zu diesem Zweck wurde die gewaltige Armee unter meinem Kommando aufgestellt.“⁶ Diese Notiz vermittelte eine klare Botschaft: Moncktons Plan zur Vergrößerung des Ruhms des englischen Königs war bereits seit Längerem im Gange.

Einige Beobachter in Frankreich hatten diese Entwicklungen erwartet. Bereits 1749 richtete der ehemalige Außenminister Herzog von Noailles zusammen mit dessen Protegé, niemand Geringerem als dem Grafen von Stainville, der später als Herzog von Choiseul bekannt werden sollte, folgendes Memorandum an Ludwig XV.: „Alle müssen endlich spüren und bedenken, dass England nur auf eine

⁵ Jonathan R. Dull: *The French Navy and the Seven Years' War*. Lincoln/London 2005, S. 154.

⁶ „L'armement formidable de terre et de mer que le peuple du Canada voit maintenant au sein de son pays est destiné par le Roi, mon maître, à réprimer l'insolence de la France, à venger les insultes faites aux colonies anglaises, et à enlever complètement aux Français leurs meilleurs établissements dans l'Amérique du Nord. C'est pour cette fin qu'a été levée la formidable armée qui est sous mes ordres.“; Gaston Deschênes: *L'année des Anglais. La Côte-du-Sud à l'heure de la Conquête*. Sillery (Quebec) 1988, S. 51.

günstige Situation wartet, die vielleicht sogar nur durch einen leichten Vorwand genährt wird, um gegen uns in Amerika Krieg zu führen. Um sich dort dann all unsere Besitzungen anzueignen, unseren Handel völlig zu zerstören, und uns außer Stande zu setzen, jemals eine Marine zu besitzen, die sich für einen großen Staat wie Frankreich ziemt, wie wir es für einen Großteil der Regierungszeit des verstorbenen Königs hatten, und wie wir aus unserer Geschichte sehen, dass dessen Vorgängerkönige sie in einer Zeit besaßen, als England mit seinen Seestreitkräften unterlegen war.“⁷

Diese Vorhersage verhalte in einer wahren Vorhölle von grundsätzlicher Anglophobie und manichäischen Kriegsvorstellungen. Arrogant, ehrgeizig, usurpierend: der Comte René Louis d'Argenson fand 1755 kaum genug harte Worte, um das „perfide Albion“ zu schmähen.⁸ In seinen Augen war der von den Franzosen geführte Krieg gerecht, derjenige der Engländer entspränge jedoch reiner Tyrannei.⁹ Hier stießen unterschiedliche Logiken aufeinander. Erstens wurde die Frage nach dem Erhalt oder der Aufgabe Kanadas gestellt, zweitens vermischten sich patriotische Gefühle mit der Realität des Konflikts, und drittens war eine moralische Sicht auf die Feindseligkeiten gegeben. Am Ende standen Blindheit und Nachlässigkeit im Wettbewerb, um die Niederlage der Franzosen zu beschleunigen. Um neue Kräfte zu sammeln, wandte sich die Regierung 1761 dem *don gratuit* zu, das heißt der Finanzierung des Schiffbaus durch Handelskammern, Provinzstände und Städte.

Choiseuls Vision

Choiseul, der uns auf Abbildungen als ein kleiner rothaariger Mann mit einer langen Nase begegnet, ist bekannt als Liebhaber von Frauen und Freiheiten. Er hatte 1750 Louise Honorine Crozat de Châtel geheiratet, die vierzehn Jahre jünger als er und nicht nur auffallend hübsch war, sondern sich als Tochter von Louis Crozat, einem renommierten Finanzier, auch noch dadurch auszeichnete, ein Vermögen von 120 000 Livres mit in die Ehe zu bringen. Doch das sollte nicht ausreichen, um die Gier ihres Mannes zu stillen. Als Surintendant des Postes und Gouverneur von Touraine hatte Choiseul zudem auch die hervorragend bezahlte Position eines Generaloberst der Schweizer Garde inne. Er verabscheute den Geiz, führte fortan

⁷ „Tout enfin doit faire sentir et penser que l'Angleterre n'attend qu'une conjoncture favorable, que peut être même elle fera naître sous un léger prétexte, pour nous faire la guerre en Amérique, s'y emparer de toutes nos possessions, détruire entièrement notre commerce, et nous mettre là hors d'état d'avoir jamais une marine telle qu'il convient à un aussi grand État que la France, telle qu'elle l'a eue pendant une grande partie du règne du feu roi, et telle que nous voyons dans nos histoires que l'ont eue les rois ses prédécesseurs dans un temps où l'Angleterre était inférieure en forces maritimes.“; Brief des Duc de Noailles an Ludwig XV., Juli 1749, zitiert nach Edmond Dziembowski: *Un Nouveau Patriotisme français, 1750-1770. La France face à la puissance anglaise à l'époque de la guerre de Sept Ans*. Oxford 1998, S. 72.

⁸ René-Louis de Voyer d'Argenson/Edme Jacques Benoît Rathery: *Journal et mémoires*. Paris 1859, S. 47.

⁹ Ebd.

ein Leben im Überfluss und bewies einen sehr feinen Geschmack in Sachen Malei, Bildhauerei und Ausstattung seiner Gemächer mit Möbeln der angesehensten Tischler. Der Hofmaler Louis-Michel Van Loo sollte nicht nur schöne Porträts von Ludwig XV. malen, sondern auch die hellgrauen Augen und das kleine Grübchen am Kinn des Ministers.

Choiseuls politische Karriere kam in Bewegung, als er 1753 Botschafter beim Heiligen Stuhl wurde. Vor diesem Zeitpunkt hatte er keine nennenswerten Positionen inne. Sein erster politischer Posten ging mit einer wichtigen Mission einher, da sein Aufenthalt mit den Auseinandersetzungen um die Bulle *Unigenitus* zusammenfiel, die 1713 von Clemens XI. erlassen worden war und sich gegen den Jansenismus gerichtet hatte. Der Erlass der Bulle wandte sich gegen den französischen Gallikanismus, und der Konflikt nährte die von der Kirche Frankreichs beanspruchte Unabhängigkeit. 1757 verließ Choiseul den Palazzo Farnese und wurde Botschafter in Österreich, wo er ein neues Bündnis aushandeln sollte. Dies war der Dreh- und Angelpunkt eines Aufstiegs, der sich gegen Kardinal de Bernis wandte. Der Kardinal war 1757 als Außenminister unter der Bedingung in den königlichen Rat eingetreten, dass der Herzog von Choiseul nach Wien entsandt würde. Während jener beispiellosen Neubesetzung der Regierung erschien er als Garant der Stabilität. Den von Bernis geforderten Sitz des Premierministers verwehrte ihm Ludwig XV. jedoch und trotz seines Kardinalshutes, der ihm den ersten Rang im Protokoll zusicherte, wurde er mittels eines *lettre de cachet* auf sein Anwesen in Vic-sur-Aisne verbannt. Schließlich übernahm Choiseul 1759 anstelle des erkrankten Antoine Louis Rouillé den Posten des Außenministers. Dies war sein offizieller Eintritt in die Regierung, dem 1760 ein Amt als *secrétaire d'État* im Kriegsministerium und 1761 ein weiteres im Marineministerium folgten. Im Alter von 42 Jahren, in der Blüte seines Lebens, und ein ebenso großer Feind der Jesuiten wie gleichzeitig den Philosophes nahestehend, erschien er seinem Biografen Guy Chaussinand-Nogaret zufolge als „bête de Cour“, wozu er mit allen „Qualitäten“ und allen „Lasten“ ausgestattet war. Der Abbé Véri spottete über seinen „schwankenden“ und „hastigen“ Charakter, über ein allzu „lockeres“ Temperament in seiner „Verwaltung“ wie in seinen „Versprechungen“. In den Augen des Abbés gab Choiseul einen Minister ab, „der durch seine Verschwendungssucht ebenso schadete“ wie „durch einige politische Torheiten“, darunter unter anderem der Anschluss Korsikas.¹⁰ Choiseul profitierte bei seiner Karriere zweifellos von den letzten Stunden der schützenden Aura der königlichen Mätresse, der Marquise de Pompadour, die er vor dem Fall bewahrt hatte, als die junge de Romanet zur neuen bevorzugten Dame des Königs bei Hofe aufzusteigen drohte. Die Unterstützung Choiseuls hatte es der Marquise erlaubt, eine Verschwörung in Gang zu setzen, angesichts der angeheizten Atmosphäre eines Krieges, der sowohl in Europa als auch in Amerika geführt wurde, zwar eine kleine, aber keinesfalls unbedeutende Geste, die ihn der Unzufriedenheit der öffentlichen Meinung und den

¹⁰ Joseph Alphonse de Véri/Jehan de Witte/Pierre de Nolhac: Journal de l'Abbé de Véri. Paris 1928, S. 53.

Komplotten seiner Gegner vom Lager der D vots aussetzte. Choiseul war ein bis-siger Mann, der wusste, wie man gefürchtet und wie man geliebt wurde, und der sich 1759 mit einer katastrophalen Situation konfrontiert sah.

Denn die koloniale Front, die zu Beginn der Feindseligkeiten von Frankreich so vernachlässigt worden war, erhielt zeitgleich mit dem Amtsantritt Choiseuls als Außenminister eine neue politische Bedeutung. Dieser Mann, der vielleicht nie das Meer gesehen hatte, hinterließ in dieser Angelegenheit gleich bei seinem Regierungsantritt seine Spuren – in Stein wie in Papier: In Stein, da zwischen 1759 und 1761 in Versailles das *Hôtel de la Guerre* und das *Hôtel des Affaires étrangères* errichtet wurden; in Papier, da diese Bauwerke ihr  quivalent in einer administrativen Neuorganisation fanden. 1761 wurden die Staatssekretariate für die Marine und für den Krieg zu einem großen Ministerium zusammengeführt. Im selben Jahr wurde eine Kommission für Kolonialangelegenheiten eingerichtet. Diese prüfte und erörterte alle strittigen Fragen im Zusammenhang mit den Kolonien, die dem *Conseil des parties* vorgelegt werden mussten. Sieben *Ma tres des requêtes* und ein *procureur général* bildeten diese Kommission. Ihre Aufgaben zielten vor allem auf die Standardisierung der kolonialen Rechtsprechung ab.

Das 1709 von Pontchartrain mit etwa 20 Angestellten gegründete Kolonialb ro wurde in der Folgezeit in den Hintergrund gedrängt. Aber der Minister beschränkte sich nicht nur auf eine effektive Reorganisation der Verwaltung. Er spürte die Gefahr einer englischen Bedrohung, die darauf zielte, das französische Imperium zu beschneiden. Er war vielleicht nicht der Erste, der diese Gefahr erkannte – Kardinal de Bernis hatte bereits die gleichen Sorgen zum Ausdruck gebracht –, aber er ging dieses Problem mit einem pragmatischen Bewusstsein für Frankreichs Ressourcen ebenso wie für seine Schwächen an.

Choiseul beabsichtigte alle Informationskanäle zu aktivieren und zu nutzen, um sich ein klares Bild zu verschaffen. Bereits zu Beginn seines Amtsantrittes hatte er ohne Weisung zahlreiche Berichte einholen lassen. Seine Stimmung war wechselhaft. Sobald er sich der politischen Bedeutung des französischen Teils von Amerika bewusst wurde, schien er nicht mehr dazu in der Lage, eine Entscheidung zu treffen, und leugnete zunächst die für Frankreich missliche militärische Situation. In einem Brief an den dänischen Außenminister, Graf von Bernstorff, erörterte er bereits 1759 die Frage nach einem möglichen Frieden mit England: „Ich habe keine Schwierigkeiten, Ihnen anzuvertrauen, was das System des Königs ist. Es ist kurz, einfach und wird beibehalten werden, ich versichere Ihnen, solange ich die Ehre habe, sein Minister zu sein, ist der König entschlossen, bis zum letzten Taler und bis zum letzten Mann Krieg gegen die Engländer zu führen.“¹¹

¹¹ „Je n’ai nulle difficulté de vous confier le système du Roi. Il est court, simple et sera maintenu, je vous assure, tant que j’aurai l’honneur d’être son ministre, que le Roi est déterminé à faire la guerre aux Anglais jusqu’à son dernier  cu et son dernier homme.“; Dziembowski: *Patriotisme* (wie Anm. 7), S. 225. Brief von Choiseul an Graf Bernstorff, 29. 7. 1759, zitiert nach Johan Hartvig Ernst Bernstorff: *Correspondance entre le comte Johan Hartvig Ernst Bernstorff et le duc de Choiseul, 1758–1766*. København 1871, S. 45.

Wenige Monate später offenbarte sich jedoch die reale militärische Situation: „Die Hoffnung, Kanada in diesem Krieg wiederzugewinnen, ist nicht einmal vorstellbar, und die Hoffnung, Louisiana nach dem Verlust Kanadas zu behalten, erscheint auch nicht grade viel wahrscheinlicher [...]. In den Friedensverhandlungen muss man sich folglich dafür entscheiden, ob man sich für den Empfang einer Restitution Kanadas nach dem Ermessen Englands entscheidet oder dafür, diese zurückzuweisen zugunsten dessen, was man bereits hat [...]. Im letzteren Fall, in dem Frankreich gezwungen wäre, das eine wie das andere, sowohl Kanada als auch Louisiana aufzugeben, welche Hoffnung, welcher Trost könnte uns mit dieser Zukunftsaussicht bleiben?“¹²

Man hätte es nicht deutlicher sagen können. Im Jahr 1760, vier Jahre nach dem offiziellen Ausbruch der Feindseligkeiten, hatte sich die Situation in Übersee für Frankreich erheblich verschlechtert. Was sollte man tun? Was sollte man glauben? Was sollte man vorschlagen?

Mit dem Ende des Siebenjährigen Krieges ging sowohl ein Wandel der politischen Mentalität als auch der öffentlichen Meinung einher. Die durch militärische Rückschläge, wie die Eroberung Quebecs¹³ oder Montreals, verstärkte Anglophobie führte nach und nach dazu, dass man sich der Stärke des britischen Empires bewusst wurde.¹⁴ Dieser Gegner, der dem Marquis Antoine René d'Argenson Schreie der Wut entlockt hatte, den man sich als ein „neues Karthago“ vorstellte und von dem Jacob-Nicolas Moreau als Gegner der Aufklärer in der fünften Ausgabe seines „Observateur hollandais“ befürchtete, er werde das Chaos in der Welt verbreiten, wenn man ihn weiterhin seine maßlosen Ambitionen verfolgen lasse – dieser Gegner, oder genauer diese Nation, veranlasste die Zeitgenossen dazu, über seine Macht zu räsonieren.¹⁵ Abgesehen von den Stärken und Schwächen zog man sich vor allem auf den Patriotismus zurück, den die Engländer an den Tag legten und den man für nachahmenswert hielt. Aus all diesen Elementen zog der innerlich kochende Choiseul seine Lehren.

Seine Entscheidungen erklärte Choiseul in einem Memorandum, das er Ende 1765, also im Nachhinein, König Ludwig XV. vorlegte. Seiner Ansicht nach führte das Bündnis von 1757 zwischen Frankreich und Österreich gegen den König von Preußen dazu, dass der „wahre Krieg“ in Übersee vernachlässigt worden sei. Dieser Fehler veranlasste ihn zu einer Überprüfung der Funktionstüchtigkeit der unter französischer Herrschaft verbliebenen Kolonien. Im Falle eines neuen

¹² „L'espoir de reconquérir le Canada pendant cette guerre ne peut même pas se présenter à l'imagination, celui de conserver la Louisiane après avoir perdu le Canada ne serait pas beaucoup plus vraisemblable [...]. À la paix, il faudra donc opter, ou de recevoir la restitution tel quel du Canada circonscrit au gré de l'Angleterre, ou d'y renoncer en faveur de celle qu'on a déjà [...]. Dans le dernier cas où la France serait forcée de céder l'un et l'autre, c'est-à-dire le Canada et la Louisiane, quel espoir, quelle consolation pourrait-il nous rester dans la perspective d'un avenir quelconque?“, *Mémoire anonyme*, BnF, NAF, 1041, fol. 48.

¹³ Zur Eroberung Quebecs vgl. den Beitrag von Sven Externbrink in diesem Band.

¹⁴ Dziembowski: *Patriotisme* (wie Anm. 7), S. 226.

¹⁵ Beaurepaire: *Mythe* (wie Anm. 4), S. 195f.

Konflikts „würde es eine Weile dauern [...], um vierundzwanzig Bataillone nach Amerika zu bringen, die auf den Inseln finden würden, was sie brauchen, die dort den ganzen Krieg in Amerika über bleiben und versorgt werden würden, und das gilt für Nahrung ebenso wie für Munition für die Geschwader [...] in jenem Teil der Welt.“¹⁶

In wenigen Zeilen sah Choiseul bereits den Konflikt voraus, der sich 1776 zwischen den Aufständischen der Dreizehn Kolonien und Großbritannien entfachen sollte. Im endlosen französisch-englischen Krieg sah er vor, diese „rebellischen“ Kolonien gegen ihr Mutterland zu unterstützen. Zehn Jahre vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten war dies eine gewagte Zielsetzung und Prognose. Mit dieser geopolitischen Vision gingen jedoch völlig unkoordinierte Handlungen einher: Er beauftragte Baron Kalb damit, sich über die Ressourcen der englischen Kolonien zu informieren,¹⁷ während er zugleich einen neuen Gouverneur für Guadeloupe ernannte.¹⁸ Begierig nach Informationen ließ er für sich weitere Berichte verfassen und beschäftigte sich erneut mit älteren Plänen für koloniale Projekte. Der Chevalier de Bonneval, der sich 1732 angeboten hatte, 20 000 Mann aus Schwaben in die französischen Kolonien zu bringen, sollte ihm einen neuen Plan vorlegen.¹⁹ 1762 überlegte der Minister sogar, in Brasilien einzufallen, dessen Eroberung ihm als eine geeignete Grundlage für Verhandlungen mit den Briten erschien.²⁰ Zu diesem Zweck verließ Admiral d’Estaing Frankreich.²¹ Noch kurze Zeit zuvor hatte man von einer französischen Invasion Englands geträumt... Bereits dieser kurze Katalog von nur skizzenhaften Plänen legt sowohl von der französischen Besessenheit als auch von einem präzisen Bewusstsein nicht nur für koloniale, sondern auch atlantische Fragen ein Zeugnis ab.

Mikro- und Makrogeschichte – oder wie die Episode von Kourou sich aus Gedanken entspann

Der im Vorstehenden entwickelte Kontext ermöglicht uns die Neuinterpretation einer historischen Episode: der Kourou-Expedition von 1763. Sie wurde bislang kaum im Kontext der Makrogeschichte des Siebenjährigen Krieges betrachtet; die Forschung konzentrierte sich vielmehr auf die in den historischen Quellen immer wieder erwähnten Gesundheitsprobleme der Siedler und verkannte die vielfältigen

¹⁶ „il serait instant [...] de faire passer en Amérique vingt-quatre bataillons qui trouveraient dans les îles ce qui leur serait nécessaire, resteraient pendant toute la guerre en Amérique et seraient alimentés, tant en vivres qu’en munitions par les escadres [...] dans cette partie du monde.“; zitiert nach Pierre-Étienne Bourgeois de Boynes: *Journal inédit, 1765–1766. Suivi du Mémoire remis par le duc de Choiseul au roi Louis XV, 1765*. Hg. von Marion F. Godfroy. Paris 2008, S. 473f.

¹⁷ Charles-André Julien: *Les Français en Amérique de 1713 à 1784*. Paris 1977, S. 315.

¹⁸ Dull: *French Navy* (wie Anm. 5), S. 245–249.

¹⁹ ANOM, Marine, B-115, fol. 341.

²⁰ ANOM, Marine, B-115, fol. 313.

²¹ ANOM, Marine, B-109, fol. 240.

Dimensionen der atlantischen Geschichte des Konfliktes und seiner kontinentalen politischen Resonanzen. Ebenso blieben demografische Gegebenheiten nach dem Siebenjährigen Krieg und die Bewegungen im europäischen Raum weitgehend unberücksichtigt und unthematisiert. Die Verbindung beider Geschichten kann durch eine genaue Betrachtung der Chronologie herausgearbeitet werden: Am 18. Februar 1763 wurde Turgot zum Gouverneur von Französisch-Guayana ernannt. Gut eine Woche zuvor, am 10. Februar, war der Frieden von Paris unterzeichnet worden. Sollte es da keinen Zusammenhang geben? Will man ein plastisches Bild bemühen, könnte man sagen: Wie im Theater waren gerade die drei Glockenschläge ertönt, die den Beginn des Stückes ankündigen. Guayana kann zugleich als Dekoration und Objekt der Kulisse des Theaterstückes gedeutet werden. Der General Jean-Pierre Antoine, Comte de Béhague de Villeneuve (1727–1813), der Marine-Kommissar François-Louis Morisse (gest. 1810), der Offizier Louis-Thomas Jacau de Fiedmont (1723–1788) und der Botaniker Jean Baptiste Christophe Fusée-Aublet (1720–1778) betraten als Späher für die Regierung in ihren Nebenrollen die politische Bühne. Denn Béhague, Morisse und Fiedmont sollten Französisch-Guayana militärisch erkunden und versuchen, Hafenplätze zu finden und das Verteidigungspotenzial abzuschätzen. Als Botaniker erfasste Fusée-Aublet die Region zudem in ihrem botanischen Reichtum.

Choiseul hatte gewissermaßen als Chef des Orchesters den Ehrgeiz, das Schicksal dieser kleinen Welt zu bestimmen. In einem Brief an Voltaire vom 27. Juli 1763 warb er für seine politischen Ziele: „Ich glaubte, dass Frankreich den Verlust Kanadas durch die Etablierung von Guayana ausgleichen könnte; ich demonstrierte dies bis zur Evidenz, dass Guayana im Vergleich zu Kanada überlegene Eigenschaften besitzt und das, wenn man wollte, zusätzlich zu Zucker, Kakao und Indigo ausgezeichneten Weizen, Roggen und Hafer produzieren und als Lager für unsere Inseln im Winde und unter dem Winde nutzen könnte, die keine Getreide produzieren. Zusätzlich zu den allgemeinen und gegebenen Kenntnissen, die ich mir über diesen Teil angeeignet habe, habe ich Botaniker, Naturforscher, Ärzte, Landwirte, Siedler, ich meine Besitzer großer Ländereien in Santo Domingo, und Seeleute dorthin geschickt, und ich habe mit besonderer Aufmerksamkeit alle Kenntnisse gesammelt, die man über diese Gebiete haben kann. Ich habe mich für die neue Kolonie entschieden, die seit hundert Jahren im Besitz der Krone ist und in die nur die Jesuiten, die tugendhaftesten Männer, gereist sind und von denen ich gehört habe, dass sie deren Gouverneure und Verwalter sind; wir haben einen allgemeinen Plan zu ihrer Bevölkerung, ihrer Kultur, der Gesetze und der Verwaltung aufgestellt, also habe ich diesen Plan dem König vorgestellt und mich damit gebrüstet, dass Französisch-Guayana in vier Jahren, mit beträchtlichen Kosten, das ist allerdings wahr, wahrscheinlich eine sehr nützliche Kolonie für das Königreich und Amerika sein würde, die den Vorteil hat, dass sie leicht gegen das Meer, das unsere Schwäche darstellt, zu halten ist.“²²

²² „J’ai cru que la France pouvait se dédommager de la perte du Canada en établissant la Guianne; j’ai démontré jusqu’à l’évidence que la Guianne avait des propriétés supérieures au Canada et que,

Seine politische Zielsetzung scheint eindeutig. Leider lassen sich in den Archiven jedoch keine konkreten Pläne oder Programme zur Kourou-Expedition finden: Es gibt weder Berichte über Grenzziehungen, noch über Gesetze oder Orte. Prahlte der Minister nur oder sind die Dokumente verlorengegangen? In Anbetracht späterer Berichte, die nach Choiseuls Ankündigung datieren, erscheint erstere Hypothese plausibel. Choiseul beabsichtigte, sich den Löwenanteil an der Expedition selbst anzueignen und maximalen persönlichen Gewinn zu erzielen. In einem Memorandum an den König, das er zusammen mit seinem Cousin und Staatssekretär für auswärtige Angelegenheiten Choiseul-Praslin verfasst hatte, forderte er im Vorfeld zwei Zugeständnisse, die ihm und seinem Verwandten das weitgehende Landeigentum in Guayana sichern würden: Zum einen sollte Choiseul-Praslin „in allen Eigentums-, Herrschafts- oder anderen Verhältnissen den Landanteil vom linken Ufer des Flusses Kourou bis zum rechten Ufer des Flusses Sinnamary“ erhalten; dies umfasste die Fischerei- und Jagdrechte im gesamten Hinterland zur Küste Guayanas.²³ Zum anderen sollte der Minister selbst das Eigentumsrecht über das linke Ufer des Sinnamary bis zum rechten Ufer des Maroni-Flusses, der natürlichen Grenze zu Niederländisch-Guayana, erlangen. Diese beiden Forderungen deckten das gesamte Gebiet von Französisch-Guayana ab, mit Ausnahme von Cayenne und der südlichen Grenze. Schließlich baten die beiden Verwandten „Ihre Majestät, ihnen gleichzeitig das Recht zu gewähren, den Kommandanten, die Gemeinde- und Justizbeamten in den Städten, Ortschaften und Dörfern nach ihren Konzessionen zu ernennen, sowie die Erlaubnis, die wichtigsten noch zu gründenden Orte nach ihren Namen und denen ihrer Familien zu benennen.“²⁴ Der Bitte folgte kein Antwortschreiben mit Privilegien. Choiseuls Forderung wurde wahrscheinlich von Ludwig XV. abgelehnt. Er verschleierte dieses Scheitern jedoch, als er am 27. Juli 1763 an Voltaire schrieb, dass „der König

si l'on voulait, outre le sucre, le cacao et l'indigo, elle produirait du blé, du seigle et avoine excellents et servirait de magasin à nos isles du Vent et sous le Vent, qui n'en produisent pas. Outre les connaissances générales et positives que je me suis acquises sur cette partie, j'ai envoyé sur les lieux botanistes, naturalistes, médecins, cultivateurs, colons, j'entends possesseurs de grandes terres à Saint-Domingue, marins, et j'ai réuni avec une attention singulière toutes les connaissances que l'on peut avoir sur cette partie. J'ai choisi pour la nouvelle colonie que le roi possède depuis cent ans, et où il n'y a parcouru que les jésuites, les hommes les plus vertueux, et les ai entendus pour être gouverneurs et intendants ; nous avons formé un plan général de population, de culture, de lois et d'administration, alors j'ai présenté au Roi ce plan et je me suis vanté que dans quatre ans, avec des frais considérables il est vrai, la Guianne française serait vraisemblablement une colonie très utile au royaume et à l'Amérique, qui a l'avantage d'être facile à garder contre la mer qui est notre faible“; Pierre Calmette: Choiseul et Voltaire d'après les lettres inédites du duc de Choiseul à Voltaire. Paris 1902, S. 178; vgl. auch Willy Marcus: Choiseul und Voltaire. In: Jahresbericht Königliches Evangelisches Gymnasium zu Ratibor. Ratibor 1910, S. [3]–30, hier: S. 19.

²³ ANOM, COL, C 14, fol. 31 bis.

²⁴ „Sa Majesté de leur accorder en même temps le droit de nommer le commandant, les officiers municipaux et de justice, dans les villes, bourgs et villages qui se formeront dans leurs concessions, et la permission de donner leur noms et ceux de leurs familles aux lieux principaux qui seront établis.“; ebd.

ihm einige Provinzen in diesem ausgedehnten Land angeboten habe“, und hinzufügte: „Ich habe keinen Zentimeter Land verlangt.“²⁵

Es ist interessant, die verschiedenen politischen Hintergründe und Gedankengänge getrennt zu betrachten, aus denen die neue Kolonie Kourou hervorging. Man präsentierte mehrere Projekte, unter denen jedoch die Überlegungen des Chevalier Turgot besonders herausstechen, der zum Gouverneur der Kolonie ernannt wurde. Turgot verfolgte mit seinem Vorschlag eine – im Vergleich zu Choiseul – konträre politische Strategie. Zwar musste für ihn wie für Choiseul eine Kolonie in einem Krieg vor allem ein militärischer Außenposten sein – eben jene „vingt quatre bataillons“, die in Choiseuls Augen dazu bestimmt waren, künftig die Verbündeten in rebellierenden Territorien zu unterstützen. Schwarze Soldaten aber lehnte Turgot ab. Jeder müsse als Eigentümer an das Land gebunden sein, das er verteidige. Die neue Kolonie sollte daher ausschließlich von Weißen besiedelt werden und über eine ausreichende Autonomie verfügen, um im Falle eines Angriffs nicht von der Metropole abhängig zu sein. Diese taktischen Überlegungen führten letztlich zur Abschaffung der Sklaverei.

Um diese politische Haltung zu begründen, instrumentalisierte man einen Vergleich mit den britischen Kolonien, wobei Dominica häufig als Beispiel angeführt wurde. So schrieb Turgot, das Projekt sei „entwickelt worden [...], um Martinique eine Insel gegenüberzustellen, die vollständig von Weißen bewohnt ist. Man liest in der jüngsten Deklaration des Königs von England über die Verteilung und den Verkauf von Land auf den im letzten Frieden abgetretenen Inseln, dass Dominica für seine Zuckerplantagen berühmt sei und seine Situation zu erfordern scheint, dass es ausschließlich von Weißen bevölkert wird, die Parzellen deshalb statt 3 oder 500 Ar wie auf den anderen Inseln 50 bis 100 Ar betragen werden. Dieses Verhalten gibt uns Aufschluss über seine Ansichten und darüber, was Frankreich tun sollte, um sich dagegen zu wehren.“²⁶ Haben wir es mit einem Vorwand des Chevalier zu tun, der in seinem jugendlichen Eifer die Sklaverei anprangerte?²⁷ Er eröffnete seine Überlegungen dem 1763 eingesetzten Intendanten von Guayana Jean Baptiste Mathieu Thibault de Chanvalon (1723–1788) folgendermaßen: „Ich sehe nur eine Möglichkeit, eine solide Siedlung zu errichten, und die besteht darin, einige weit vom Meer entfernte Hochebenen mit Weißen zu besiedeln und kultivieren zu lassen, um den Feind zu zwingen, tief in das Land vorzudringen und unter allen Unannehmlichkeiten des Klimas zu leiden, während man sich selbst gleichzeitig in die Berge zurückzieht [...]. Man kann sich schon im

²⁵ „Je n'ai pas voulu un pouce de terre“; Calmette: Choiseul (wie Anm. 22), S. 178.

²⁶ „formé [...] d'opposer à la Martinique une île entièrement peuplée de blancs. On lit dans la dernière déclaration du roi d'Angleterre pour la distribution et vente de terrain dans les îles cédées à la dernière paix que l'île de la Dominique étant réputée propre aux plantations de sucre et sa situation paraissant exiger qu'elle soit uniquement peuplée de blancs, les lots de terre au lieu d'être de 3 ou 500 ares comme dans les autres îles y seront de 50 à 100. Cette conduite nous indique suffisamment ses vues, et ce qu'il convient de faire à la France pour s'y opposer.“; BnF, NAF, 5398, S. 104.

²⁷ Vgl. Gustave Schelle (Hg.): Discours aux sorboniques. In: A. R. J. Turgot: Œuvres de Turgot et documents le concernant. Bd. 1. Paris 1750, S. 204, S. 207.

Voraus sicher sein, dass die Existenz der Kolonie nicht durch eine Seestreitkraft gesichert werden kann, es sei denn, man findet dort eine einzigartige Stellung, wie die von Cartagena de Indias in Kolumbien. Aber um wirklich davon zu profitieren, müsste die Kolonie rasch auf ein Bevölkerungsniveau gehoben werden, das die Briten jedoch wahrscheinlich nicht in aller Ruhe zulassen werden.“²⁸ Mit dem Namen Cartagena de Indias war ein Ort aufgerufen, der fast vier Jahrhunderte lang die Bastion Spanisch-Amerikas und Zentrum des Sklavenhandels war, hier landete das Gold der Plünderungen der Azteken- und Inkareiche vor dessen Verschiffung nach Spanien. Der Mythos des Eldorados lebte noch in sämtlichen Erinnerungen fort...

Turgots Überlegungen waren zudem geprägt von den Auseinandersetzungen zwischen den Kolonialherren und „den Negern“ in den Kolonien.²⁹ Zwei Beispiele sind zu nennen: das von Berbice und das von Surinam, die an den gleichnamigen Flüssen gelegen waren. In Surinam wurden die Niederländer unter Bedingungen zum Frieden gezwungen, die fast so ehrenhaft waren, wie einst deren Friedensschluss mit Spanien – das war eine deutliche Mahnung, die die Franzosen kaum übergehen konnten.³⁰ Turgot erinnerte schließlich daran, dass auch im Inneren Jamaikas viele schwarze Menschen („Marrons“) wohnten, die nach einem langen Krieg ebenfalls die Unabhängigkeit erlangt hatten.³¹

Wie konnte unter diesen Umständen dauerhaft Frankreichs Macht in der neuen Kolonie sichergestellt werden? Dies konnte nur durch ihre Bevölkerung geschehen, das hatte Choiseul ganz offen zu verstehen gegeben. In einem Brief an Voltaire im Juli 1763 präziserte er: „Ich habe zum Modell der Peuplierung genommen, was ein Mylord Halifax vor unseren Augen in Acadien während des kurzen Zeitraums des vorangegangenen Friedens bewirkt hat.“³² Die Engländer, die das inzwischen in Neuschottland umbenannte Akadien eingenommen hatten, fanden sich von einer feindlich gesinnten, frankreichtreuen Bevölkerung umgeben und hatten die Deutschen aufgefordert, mehrere Städte zu gründen, darunter 1722 Lunenburg und später Halifax, das mit Louisbourg konkurrieren sollte. Etwa 8 000 Siedler aus Neuengland ließen sich auf diesen für ihre Fruchtbarkeit bekannten Landstrichen nieder. Allerdings gab es eine schreckliche Schattenseite

²⁸ „Je n'envisage qu'un moyen de faire un établissement solide, c'est de cultiver et de peupler de Blancs quelques terrains élevés et loin de la mer, afin d'obliger l'ennemi à s'avancer dans le pays et à souffrir toutes les incommodités du climat en même temps qu'on se ménagerait des retraites dans la montagne [...] On peut être certain d'avance que l'existence de la colonie ne peut être assurée par une force maritime à moins d'y trouver une position unique, telle par exemple que celle de Carthagène de Colombie. Encore faudrait-il que, pour en profiter, la colonie pût être élevée rapidement à un degré de population auquel il n'est pas probable que les Anglais la laissent parvenir tranquillement.“; zitiert nach Michel Jaques: *La Guyane sous l'Ancien régime. Le désastre de Kourou et ses scandaleuses suites judiciaires*. Paris 1989, S. 19.

²⁹ BnF, NAF, 5398, S. 102.

³⁰ Ebd., S. 103.

³¹ Ebd., S. 102.

³² „J'ai pris pour modèle de population ce qu'un Mylord Halifax a fait sous nos yeux en Acadie pendant le court espace de la paix dernière.“; Calmette: Choiseul (wie Anm. 22), S. 178.

dieser gewaltsamen Kolonisation: die Deportation der Akadier, bekannt als das „Grand dérangement“ von 1754, bei der 8 000 bis 10 000 Menschen unter schrecklichen Bedingungen ins Exil gezwungen wurden.³³

Alles in allem haben wir es mit einer etwas verworrenen Gemengelage zu tun, und es lässt sich die Schwierigkeit erahnen, die jene Zeitgenossen der Aufklärung damit hatten, die Bedeutung der Aufhebung der Sklaverei zu erkennen. Vielleicht lässt sich auch erahnen, dass es für sie notwendig war, sich nicht zu eindeutig gegen eine koloniale Aristokratie zu positionieren? Das Projekt von Kourou sollte schließlich nur einige dieser Aspekte beinhalten, nichtdestotrotz kann man an ihm zeigen, wie die Chronologie der militärischen Ereignisse in Europa eine koloniale Reflexion über die andere Seite des Atlantiks in Gang setzte. Es ist also zugleich sowohl deren Konsequenz als auch dem festen Willen entsprungen, sich als ein Gegenbeispiel zu präsentieren.

Fazit

Das Frankreich der 1760er-Jahre definierte sich über Eingaben, Erfahrungen und Verwaltungsaktivitäten, die zu einer Reform der Parlamente führten. Im gleichen Jahrzehnt begründete England seine Sonderstellung durch das Anwachsen seines kolonialen Imperiums, ohne dass es gleichzeitig die Tragweite dieser Veränderung begreifen konnte, die schließlich zu dem Bruch führte, der den amerikanischen Unabhängigkeitskrieg begründete.

Das Kourou-Projekt fand genau in der Mitte dieses Jahrzehnts statt. Auf beiden Seiten des Kanals wurden sowohl dessen Konzeption als auch dessen Ausführung genauestens beobachtet. Eine Analyse des Kourou-Projektes erlaubt es daher, die in der Geschichtsschreibung lange Zeit akzeptierte Vorstellung, dass die britische Eroberung Kanadas ohne nachhaltige Folgen geblieben sei, empirisch zu hinterfragen. Die Ereignisse haben die französische Kolonialpolitik in der Folgezeit durchaus geprägt. Als Schlüssel zu deren Neubewertung diene hier die Persönlichkeit des Herzogs von Choiseul, an der sich sowohl die zeitgenössische kommunikative Praxis politischer Dossiers als auch die Motive der Konfliktbeilegung rekonstruieren lassen. Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass für dieses ambitionierte Kolonialprojekt sowohl die Zeit als auch eine gründliche Vorbereitung fehlten, was letztlich unweigerlich zu dessen Scheitern führte.

Abstract

In 1763, the French monarchy attempted to establish a colony in South America in emulation of the thirteen successful British colonies to the north. Initiated in

³³ Vgl. Ingo Kolboom/Roberto Mann: *Akadien: ein französischer Traum in Amerika. Vier Jahrhunderte Geschichte und Literatur der Akadier*. Heidelberg 2005.

the aftermath of the Seven Years' War, which had resulted in the loss of France's Canadian possession, the new colony of Kourou provided a wonderful opportunity for redemption. Directed by the brightest scientific minds of the Enlightenment and based on mass emigration of settlers – many French, others recruited from German lands to the East of the Rhine – the colony aimed to create a new settlement akin to *el Dorado*. The episode occurs at a key moment during the break-up of France's first colonial empire: it invites macro- and micro-analysis accordingly.

This chapter focuses on the Kourou project and shows the connection between its micro- and macro-history. The first part examines the contexts of the war, describing the contemporary perception of the colonial impulse and colonial spaces. The second part focuses on the Duke of Choiseul's decisions and how he managed to create a new settlement. Here, I examine how the events of the war impacted colonial and administrative decisions. The administrative development of Kourou helps write a new history of the Seven Years' War and reveals a new outlook on France's South American ambitions.

Kurzbiografien der Autoren

Prof. Dr. Horst Carl lehrt als Professor für Geschichte der Frühen Neuzeit an der Justus-Liebig-Universität Gießen. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählen: Landfriedenswahrung in Spätmittelalter und Früher Neuzeit, Sozial- und Kulturgeschichte des Krieges (Okkupation, Militärische Erinnerungskulturen), Gewaltgemeinschaften (Söldner) sowie Formen kollektiver Sicherheit. E-Mail: Horst.Carl@geschichte.uni-giessen.de

Prof. Dr. Erica Charters ist als Associate Professor für Weltgeschichte und Medizingeschichte an der Universität von Oxford beschäftigt. Sie forscht einerseits über den Zusammenhang zwischen Krieg und Krankheit – insbesondere im kolonialen Kontext – sowie andererseits über Staatenbildung und Staatsmacht. Unter anderem untersuchte sie, wie die Reaktion auf Krankheiten Militärstrategie, Medizintheorie und den Charakter der britischen Kolonialautorität beeinflusste. Charters schreibt zurzeit an einer vergleichenden Geschichte der „manpower“ im britischen und französischen Kolonialreich im 18. Jahrhundert. E-Mail: erica.charters@history.ox.ac.uk

Prof. Dr. Stephen Conway forscht und lehrt als Professor für Geschichte am University College London und fungiert unter anderem als Herausgeber des *English Historical Review*. Seine Veröffentlichungen beschäftigen sich insbesondere mit Krieg und Gesellschaft im 18. Jahrhundert und mit dem Engagement Großbritanniens in der Welt – mit seinen Verflechtungen innerhalb des Empires sowie mit Kontinentaleuropa. Aktuell arbeitet er an einer Institutionengeschichte der britischen Armee in der Zeit von 1714–1783. E-Mail: s.conway@ucl.ac.uk

Apl. Prof. Dr. Sven Externbrink vertritt zurzeit den Lehrstuhl für Geschichte der Frühen Neuzeit am Historischen Seminar der Universität Heidelberg. Zu seinen Forschungsinteressen zählen: Geschichte der Internationalen Beziehungen, Geschichte der Diplomatie, Militärgeschichte, Wissensgeschichte und Geschichte der Gelehrtenrepublik sowie die Geschichte der Geschichtsschreibung; regionale Schwerpunkte seiner Forschungen liegen auf der europäischen Geschichte der Frühen Neuzeit in ihren globalen Dimensionen und insbesondere auf der Geschichte Frankreichs in der Neuzeit, der deutsch-französischen Geschichte, der Geschichte Italiens (Schwerpunkt Savoyen-Sardinien) und der Geschichte der Kurpfalz im 17. Jahrhundert. E-Mail: sven.externbrink@zegk.uni-heidelberg.de

Prof. Dr. Marian Fuessel lehrt als Professor Geschichte der Frühen Neuzeit unter besonderer Berücksichtigung der Wissenschaftsgeschichte an der Georg-August-Universität Göttingen und war im Kollegjahr 2017/2018 Senior Fellow am Historischen Kolleg. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören Universitäts- und Wissensgeschichte, Militär- und Gewaltgeschichte der Frühen Neuzeit, Symbolische Kommunikation, Geschichte der Geschichtswissenschaft und Geschichtstheorie. E-Mail: marian.fuessel@phil.uni-goettingen.de

Dr. Marion Godfroy-Tayart de Borms ist „associated researcher“ der École Normale Supérieure (Institut d'Histoire moderne et contemporaine, CNRS UMR 8066). Für mehrere ihrer historischen Werke hat sie Auszeichnungen erhalten. Ihre Forschungen konzentrieren sich insbesondere auf die atlantische Geschichte und die Geschichte der europäischen Gastronomie und Speisekultur. E-Mail: m.f.godfroy@gmail.com

Prof. Dr. Mark Häberlein ist seit 2004 Inhaber des Lehrstuhls für Neuere Geschichte unter Einbeziehung der Landesgeschichte an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg. Er ist Gründungsvorsitzender der Matthias-Kramer-Gesellschaft sowie erster Vorsitzender der Gesellschaft für Überseegeschichte. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören die Wirtschafts-, Sozial-, Stadt- und Kulturgeschichte der Frühen Neuzeit sowie die Kolonialgeschichte Nordamerikas. E-Mail: mark.haeberlein@uni-bamberg.de

Daniel Hohrath, M. A. ist als Kurator am Bayerischen Armeemuseum Ingolstadt beschäftigt und dort für Fahnen, Uniformen und die Bayerische Armeebibliothek zuständig. Seine Forschungen beschäftigen sich insbesondere mit der Militärgeschichte der Frühen Neuzeit mit Schwerpunkt auf dem 18. Jahrhundert, mit der Städtegeschichte, mit der Geschichte der Militärwissenschaften und der Kriegstheorie sowie mit der materiellen Kultur des Militärwesens. E-Mail: Daniel.Hohrath@armeemuseum.de

Katrin Möbius ist Historikerin und Germanistin. Sie arbeitet vor allem zur Kulturgeschichte und hat sich auf diesem Gebiet auf sprachliche, lebensweltliche und psychohistorische Aspekte innerhalb der Erforschung von Machtstrukturen vom späten Mittelalter bis zur Zeitgeschichte spezialisiert. Unter ihren Veröffentlichungen sind Beiträge und Artikel zur Militärgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts in englischen, spanischen und deutschen Zeitschriften und Sammelbänden. E-Mail: Sascha.Moebius@googlemail.com

Sascha Möbius ist Historiker und Anglist und hat sich auf die Geschichte organisierter Gewalt, politischer Repression und von Herrschaftsstrukturen vom späten Mittelalter bis zur Zeitgeschichte spezialisiert. Seine Veröffentlichungen umfassen

insbesondere Bücher und Artikel zur Militärgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts in englisch-, spanisch- und deutschsprachigen Publikationen.

Email: Sascha.Moebius@googlemail.com

Ass.-Prof. Dr. Tim Neu ist als Tenure Track-Professor für Geschichte der Demokratie und Menschenrechte an der Universität Wien tätig. Er wurde in Münster mit einer Arbeit zur Erschaffung der landständischen Verfassung promoviert und arbeitet derzeit an einer Monografie zur Globalgeschichte des *fiscal-military state* am Beispiel von *public credit* und den kreditlogistischen Grundlagen der imperialen Expansion Großbritanniens im langen 18. Jahrhundert.

E-Mail: tim.neu@univie.ac.at

Prof. Dr. Lothar Schilling ist Lehrstuhlinhaber für Geschichte der Frühen Neuzeit an der Universität Augsburg. Seine Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der Wissensgeschichte, der Geschichte der Mächtebeziehungen, der Rechtsgeschichte und der französischen Geschichte. E-Mail: lothar.schilling@philhist.uni-augsburg.de

Apl. Prof. Dr. Michaela Schmözl-Häberlein promovierte 1992 in Freiburg im Breisgau und habilitierte sich 2011 an TU Chemnitz. Seit 2013 lehrt sie als Privatdozentin an der Universität Bamberg, wo sie 2017 zur apl. Professorin ernannt wurde. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der Geschlechter-, Stadt- und Wissenschaftsgeschichte, der jüdischen Geschichte sowie der Geschichte Lateinamerikas und der Karibik. Gegenwärtig leitet sie zwei DFG-Projekte zur jüdischen Geschichte an der Katholischen Universität Eichstätt.

E-Mail: Michaela.Schmoelz-Haeberlein@uni-bamberg.de

Dr. Diego Téllez Alarcia promovierte an der Universidad de la Rioja in Logroño und ist dort gegenwärtig als Honorarprofessor am Department für Erziehungswissenschaften tätig. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählen die Geschichte der Klientelbeziehungen und des spanischen Hofes im Zeitalter der Aufklärung sowie die Rolle der spanischen Monarchie im internationalen Mächtekonzept in der Mitte des 18. Jahrhunderts. E-Mail: diego.tellez@unirioja.es

Dr. Thomas Weller ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Leibniz-Institut für Europäische Geschichte in Mainz. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören die Geschichte frühneuzeitlicher Außenbeziehungen sowie die Geschichte Spaniens und Lateinamerikas in der Frühen Neuzeit. E-Mail: weller@ieg-mainz.de

Personenregister

- Abreu y Bertodano, Felix Joseph de 211f.
 Alba, Duque de → Huéscar y Alba
 Albemarle, Earl of → Keppel, George
 Albinus, Samuel Theodor 195–197
 Almodóvar, Pedro Francisco de Luján y Gón-
 gora, Duque de 237, 240–245
 Almon, John 3
 Amherst, Jeffrey 80–82, 93, 144, 178, 180
 Anderson, Fred 6, 76
 Anne Stuart, Königin von Großbritannien 87
 Anson, George 217, 224, 255
 Apthorp, Charles 79–83
 Aranda, Pedro Pablo Abarca de Bolea, Conde
 de 222f., 237, 239f., 242–245
 Archenholz, Johann Wilhelm von 3, 27, 40
 Argenson, Antoine René de Voyer de Paulmy,
 Marquis d' 38, 253, 259
 Argenson, René Louis de Voyer de Paulmy,
 Marquis d' 253, 256
 Arriaga y Rivera, Julián Manuel de 220
 Aubeterre, Henri Joseph Bouchard d'Esparbès
 de Lussan, Marquis d' 215
 August-Wilhelm, Herzog von Braunschweig-
 Bevern 116f., 125

 Banks, Kenneth 66
 Bartenstein, Johann Christoph, Freiherr von
 29, 31
 Baugh, Daniel A. 6, 55, 131
 Beckford, William 56f.
 Bedford, Duke of → Russel, John
 Béhague de Villeneuve, Jean-Pierre Antoine,
 Comte de 261
 Belle-Isle, Charles Louis Auguste Fouquet, Duc
 de 37, 253, 255
 Bernier, Benoît-François 69
 Bernis, François-Joachim de Pierre de 257f.
 Bernstorff, Johann Hartwig Ernst, Graf von
 258
 Berryer, Nicolas 253, 255
 Berwick, James Fitz-James Stuart, 3. Duke of
 212
 Bestuschew, Alexei Petrowitch 30, 39f.
 Bismarck, Otto von 23

 Bonaparte, Napoleon 103
 Bonneval, Jean-Anne-Alexandre de 260
 Borcke, Friedrich Wilhelm von 170
 Boscawen, Edward 52, 211, 255
 Boucher, François 252
 Bougainville, Louis-Antoine de 137f., 143
 Bourdieu, Pierre 92
 Bowen, Emanuel 253
 Braddock, Edward 46f., 50, 199f.
 Braubach, Max 28
 Breithaupt, Johann Christian 205
 Bremm, Klaus-Jürgen 6
 Bristol, George William Hervey, Earl of 219f.
 Brumwell, Stephen 131, 140
 Bruyn, Frans De 7
 Buckner, Phillip 129
 Burkhardt, Johannes 186
 Bute, John Stuart, 3. Earl of 21
 Buturlin, Alexander Borisovich 245
 Byng, John 46f., 196

 Cadalso y Vázquez de Andrade, José 240
 Carl, Horst 19
 Carvajal, José de 210
 Cevallos, Don Pedro de 226f., 229f.
 Chanvalon, Jean Baptiste Mathieu Thibault de
 263
 Charles, Robert 85
 Charters, Erica M. 9, 18
 Chaussinand-Nogaret, Guy 257
 Chiappori, Pierre-André 13
 Chickering, Roger 16
 Choiseul, Étienne-François, Duc de 20, 38,
 65, 218, 221, 228, 251, 255–266
 Choiseul-Praslin, César Gabriel de 262
 Churchill, Winston 44, 147
 Clausewitz, Carl von 103, 142
 Clemens XI., Papst 257
 Clive, Robert 49
 Cohn, Bernhard 70
 Colbert, Jean-Baptiste 61, 65
 Colebrook, George 79
 Conway, Stephen 18f.
 Cooper, Frederick 83

- Corbett, Julian Stafford 4
 Cornish, Samuel 225
 Corvisier, André 65, 69
 Cosne, Ruvigny de 215
 Coulun de Villiers de Jumonville, Joseph 254
 Crozat, Louis 256
 Crozat de Châtel, Louise Honorine 256
 Cumberland, William August, Duke of 48, 51, 153f.

 Damiens, Robert François 252
 Danley, Mark H. 6
 Daun, Leopold Joseph von 118, 120, 241, 244
 Defoe, Daniel 88
 Delbrück, Hans 104
 Devonshire, William Cavendish, 4. Duke of 47
 Dickson, Peter G. M. 77
 Domhardt, Johann Friedrich von 172
 Doreil, André 68f.
 Drake, Dawsonne 182
 Drake, Francis 157
 Draper, William 224f.
 Duchhardt, Heinz 186
 Duffy, Christopher 8, 104, 107
 Dumont de Montigny, Jean-François-Benjamin 69
 Dumouriez, Charles François du Périer [du Mouriez] 222
 Duras, Emmanuel-Félicité de Dufort, Duc de 212
 Dziembowski, Edmond 6

 Egremont, Charles Wyndham, 2. Earl of 219, 224
 Elisabeth I. Petrowna, Zarin von Russland 194
 Elisabeth Ernestine Antonie von Sachsen-Meiningen 191, 206
 Ensenada, Zenón de Somodevilla y Bengoechea, Marqués de la 210-213, 218
 Entick, John 3
 Eslava, Sebastián de 213
 Espinhal, Claude Louis d', Marquis de Massiac 253
 Estachería, Francisco de 238
 Estaing, Jean-Baptiste Charles Henri Hector, Comte d' 260
 Esterházy de Galántha, Miklós 39
 Externbrink, Sven 19, 28

 Fabricius, Johann Philipp 205
 Fabricius, Sebastian Andreas 195
 Ferdinand VI., König von Spanien 209f., 212f., 216, 218, 233, 236f.
 Ferdinand, Herzog von Braunschweig-Lüneburg 51, 57, 171
 Fermor, Wilhelm, Graf von 172
 Fiedmont, Louis-Thomas Jacau de 261
 Finckenhagen, Johann 192
 Fouqué, Heinrich August de la Motte 118
 Fox, Henry 75f., 81f., 84, 211
 Francke, August Hermann 187
 Francke, Gotthilf August 185, 187-194, 196-198, 201, 205f., 208
 Franz I. Stephan, Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation 34
 Franz Xaver, Prinz von Sachsen 97
 Frevert, Ute 9
 Friedrich II., König in Preußen 1f., 9, 30f., 36-38, 40, 47-51, 57, 99, 106-108, 110-114, 116-123, 127, 131, 142, 170, 185, 190, 192f., 196f., 240, 242, 250
 Friedrich Wilhelm I., König in Preußen 170
 Fuentes, Joaquín Atanasio Pignatelli de Aragón y Moncayo, Conde de 218-220
 Fusée-Aublet, Jean Baptiste Christophe 261

 Gat, Azar 11
 Gazola, Félix, Conde de 239
 Georg II. August, König von Großbritannien und Irland 31, 48f., 70, 75, 202, 254
 Georg III., König von Großbritannien und Irland 159, 225
 Géorville, Louis-Barthélemy Moufle de 90f.
 Ginzburg, Carlo 15
 Gipson, Lawrence H. 4
 Gleixner, Ulrike 188
 Godfroy[-Tayart de Borms], Marion F. 20
 Goethe, Johann Wolfgang von 168
 Greiffenpfeil, Gustav Eberhard von 192
 Grimaldi, Don Jerónimo, 1. Marqués y Duque de 218, 228

 Häberlein, Mark 19
 Halifax, George Montagu Dunk, 2. Earl of 264
 Hanbury, John 79
 Handschuch, Johann Friedrich 199, 202
 Harrach, Ferdinand Bonaventura, Graf von 29, 31
 Hawke, Edward 52
 Hawkins, John 157
 Heinrich, Prinz von Preußen 119
 Herrera y Sotomayor, José de 226
 Herrera y Torreynosa, Rafaela de 226
 Hevia, Gutierre de 152
 Hogarth, William 21
 Hohrath, Daniel 8, 19

- Huéscar y Alba, Fernando de Silva Alvarez de Toledo y Haro, Duque de 210, 212
Hüttemann, Georg Heinrich Conrad 203–206
- Johnstone, Charles 12
Joseph I., König von Portugal 222
- Kalb, Johann von 260
Karl III., König von Spanien 150, 216–218, 220, 227–230, 233f., 236f., 249
Karl XII., König von Schweden 240, 242
Karl Alexander, Prinz von Lothringen 117
Karl Christian, Prinz von Sachsen 97
Kaunitz-Rietberg, Wenzel Anton Graf 18, 23–26, 28–41, 106
Keene, Benjamin 211f., 214f.
Keppel, George, 3. Earl of Albemarle 153–155, 158f., 223
Kiernander, Johann Zacharias 203–205
King, Gilbert 43
Knowles, Charles 154f., 158
Knox, John 141, 144
Korff, Friedrich Alexander von 172
Korff, Nikolaus Friedrich von 172f.
Koselleck, Reinhart 134
Kracauer, Siegfried 14, 16, 145
Krauss, Werner 4
Krome, Theophilus Arnold 199
Kunisch, Johannes 7, 109
- Lally-Tollendal, Thomas Arthur, Comte de 205
Lancey, James de 81f.
Latour, Bruno 83
La Tour, Quentin de 252
Laudon, Gideon Ernst, Freiherr von 118f.
Laverdy [L'Averdy], Clément Charles François 174
Law, John 91–93
Leopold I., Fürst von Anhalt-Dessau 112
Lessing, Gotthold Ephraim 168
Lima, Jaime Masones de 218
Loudon, John Campbell, Earl of 48, 50
Louis Ferdinand de Bourbon, Dauphin von Frankreich 252
Ludwig XIV., König von Frankreich 62, 111, 254
Ludwig XV., König von Frankreich 43, 150, 251–255, 257, 259, 262
Luh, Jürgen 105
Lynch, John 228
Lyttelton, William 225
- Machault d'Arnouville, Jean-Baptiste 37, 252f.
MacNamara, John 227
Maderup, Oluf 189
Malartic, Anne-Joseph-Hippolyte, Comte de Maurès de 136
Manes, José 238
Maria Amalia von Sachsen, Königin von Spanien 218
Maria Anna Viktoria, Schwester Karls III. 222
Maria Barbara de Bragança, Königin von Spanien 216
Maria Theresia, Kaiserin des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation 26, 28f., 31, 34, 40, 99, 106, 118, 126, 229
Massiac, Marquis de → Espinchal, Claude Louis d'
Massow, Valentin von 172
Mauduit, Israel 57
Mazarin, Jules 38
McClellan, James 66
McLynn, Frank 129
McNeill, John R. 19, 159
Milton, Andrew Fletcher, Lord 49
Mintz, Sidney 12
Möbius, Katrin 19
Möbius, Sascha 8, 19, 186
Monckton, Robert 141, 255
Montcalm, Louis-Joseph, Marquis de 48, 50, 129, 131f., 134, 136–145, 254f.
Moreau, Jacob Nicolas 259
Morgan, Henry 157
Morisse, François-Louis 261
Moritz, Fürst von Oranien 72
Moritz, Graf von Sachsen 44
Morris, Ian 11
Mortier, Abraham 75f., 78, 80–83, 85, 93
Mühlenberg, Heinrich Melchior 199–202
Murray, James 70, 179
- Nádasdy, Franz Leopold von 95, 116
Nesbitt, Arnold 79
Nester, William R. 6
Neu, Tim 18
Nevers, Louis-Jules Mancini-Mazarini, Duc de 228
Newcastle, Thomas Pelham-Holles, 1. Duke of 45–47, 49, 55, 75–77, 82, 88
Nicolai, Ferdinand Friedrich 95–98
Nivernais → Nevers, Duc de
Noailles, Adrien Maurice, (3.) Duc de 255
- O'Dunne, Jacques Bernard 221, 228

- O'Reilly, Alejandro 161, 238f.
 Ortmann, Adolph Dietrich 195
 Ossun, Pierre Paul, Marquis d' 218, 227–229
 Ostwald, Jamel 105
 Ozanam, Didier 212
- Pacioli, Luca 64
 Parker, Geoffrey 71
 Pasche, Friedrich Wilhelm 195, 197f.
 Patiño y Rosales, José de 235
 Pelham, Henry 45
 Pelham-Holles → Newcastle, Duke of
 Pergen, Johann Anton, Graf von 169
 Peter I., Zar von Russland 240
 Peuchet, Jacques 61
 Peyrenc de Moras, François-Marie 253
 Peyster, Abraham De 81, 85
 Philipp, von Bourbon-Anjou, Infant von Spanien, Herzog von Parma 29
 Philipp II., König von Spanien 71
 Pinker, Steven 11
 Piquer, Andrés 216
 Pitt, William 18, 21, 48–52, 56, 58, 70, 213, 215, 218f., 251
 Pocock, George 153
 Pocock, Tom 6
 Polier, Paul Philippe 205
 Pombal, Sebastião José de Carvalho e Melo, Marqués de 220
 Pompadour, Jeanne-Antoinette Poisson, Madame 27, 43, 252, 257
 Pontchartrain, Jérôme Phélypeaux, Comte de 258
 Prado y Portocarrero, Don Juan de 152, 156f., 217, 223
 Praetorius, Jakob Chrysostomus 13
 Puente Fuerte, Pablo Antonio de Barrenechea y Novia, Marqués de 239
- Rávago, Francisco, Padre de, SJ 212
 Regan, Shaun 7
 Regourd, François 66
 Reichardt, Johann Friedrich 168
 Reid, John G. 129
 Revel, Jacques 13–15
 Ricaud, Baltasar de 217
 Ricaud, Francisco de 217
 Richards, Thomas 70
 Richelieu, Armand-Jean du Plessis, 1. Duc de 38
 Richelieu, Louis François Armand de Vignerot du Plessis, 3. Duc de 171
- Ricla, Ambrosio de Funes Villalpando, Conde de 161
 Roden, Rembert 172
 Rojo del Rio, Don Manuel Antonio 182, 225
 Romanet, Charlotte-Rosalie de 257
 Rouillé, Antoine Louis 257
 Russel, John, 4. Duke of Bedford 228
 Ryan, Cornelius 133
- Sarria, Nicolás de Carvajal y Lancaster, Marqués de 221f.
 Saunders, Charles 135
 Schilling, Lothar 18
 Schmölz-Häberlein, Michaela 19
 Schumann, Matt 6
 Schweizer, Karl 6
 Scott, James C. 70
 Selle, Florent-Marcellin de 90f.
 Seydel, Samuel F. 104
 Simmel, Georg 16f.
 Simms, Brendan 133f.
 Sores, Jacques de 151
 Sotomayor, Martín Álvarez de, Conde de Colomera 238f., 241, 244
 Speelman, Patrick J. 6
 Spener, Philipp Jakob 187
 Starhemberg, Georg Adam, Graf von 37
 Steedman, Carolyn 60
 Stevin, Simon 72
 Stilcke, Christian Gotthold 185f.
 Szabo, Franz A. J. 6
- Tanucci, Bernardo 216, 221
 Téllez Alarcía, Diego 19
 Tempelhoff, Georg Friedrich von 3
 Thomlinson, John 79, 84
 Thierheim = Thürheim, Franz Ludwig 98
 Tielke, Johann Gottlieb 97f.
 Torrero, Don Joseph 221
 Townshend, George 132, 141
 Tracy, Nicholas 225
 Turgot, Étienne-François 261, 263f.
- Urlsperger, Samuel 188
- Van Loo, Louis-Michel 257
 Vauban, Sébastien Le Prestre de 62, 123
 Vaudreuil, Pierre de Rigaud de 132, 139, 143
 Velasco e Isla, Luis Vicente de 224
 Véri, Joseph-Alphonse, Abbé de 257
 Vértiz y Salcedo, Juan José de 238f., 241, 244
 Villadarias, Juan Bautista Castillo y Fajardo, Marqués de 239

- | | | | |
|---|-------------------------------|---|------------------|
| Voltaire, Arouet, François-Marie, genannt | 240, | Weber, Max | 69, 168 |
| 242, 255, 261f., 264 | | Weller, Thomas | 19 |
| Waddington, Richard | 4 | West, Benjamin | 130 |
| Wagner, Johann Michael | 192 | White, Richard | 20 |
| Wakefield, André | 70 | Whitefield, George | 197f. |
| Wall, Ricardo | 210, 212–223, 227–229, 237f., | Wilhelm Friedrich Ernst, Graf von Schaum- | |
| 243–245 | | burg-Lippe | 13, 223 |
| Walpole, Horace | 145, 254 | Wolfe, James | 129–132, 135–145 |
| Ward, Matthew | 132 | Ziegenhagen, Friedrich Michael | 195, 201 |
| Washington, George | 254 | Zysberg, André | 253 |

Schriften des Historischen Kollegs Kolloquien, Band 104

2020. XVI, 430 S.
ISBN 978-3-11-067954-0



Historisches Kolleg

Emotionen und internationale Beziehungen im Kalten Krieg

*Herausgegeben von Hélène Miard-Delacroix
und Andreas Wirsching*

Die Erforschung von Emotionen, „emotional regimes“ und „emotional communities“ hat in den vergangenen Jahren große Aufmerksamkeit erfahren. Zugrunde liegt unter anderem die Einsicht, dass Rationalität und Gefühlswelt keine starren Gegensätze sind, wie es eine ältere Auffassung lange Zeit glaubte. Vielmehr fließen Emotionen regelmäßig in die Konstruktion von Bildern des anderen, Wahrnehmungen und Interpretationsmustern ein und stehen in einem komplexen Zusammenhang mit „rational“ vermittelten Handlungen. Dies gilt in besonderem Maße für die Geschichte der internationalen Beziehungen, die dieser Band erstmals systematisch unter einer emotionsgeschichtlichen Perspektive in den Blick nimmt. Mit ihr untersuchen renommierte Historikerinnen und Historiker zentrale Phasen und Schauplätze des Kalten Krieges. Damit eröffnet der Band einen wichtigen Dialog zwischen unterschiedlichen methodischen Traditionen der Geschichtswissenschaft.

**DE GRUYTER
OLDENBOURG**

Schriften des Historischen Kollegs
Kolloquien, Band 103

2021. XII, 194 S., 10 Abb. in Farbe
ISBN 978-3-11-065927-6



Historisches Kolleg

Identities and Representations in Georgia
from the 19th Century to the Present

Edited by Hubertus Jahn

This interdisciplinary volume explores various identities and their expressions in Georgia from the early 19th century to the present. It focuses on memory culture, the politics of history, and the relations between imperial and national traditions. It also addresses political, social, cultural, personal, religious, and gender identities. Individual contributions address the imperial scenarios of Russia's tsars visiting the Caucasus, Georgian political romanticism, specific aspects of the feminist movement and of pedagogical reform projects before 1917. Others discuss the personality cult of Stalin, the role of the museum built for the Soviet dictator in his hometown Gori, and Georgian nationalism in the uprising of 1956. Essays about the Abkhaz independence movement, the political role of national saints, post-Soviet identity crises, atheist sub-cultures, and current perceptions of citizenship take the volume into the contemporary period.

DE GRUYTER
OLDENBOURG

Schriften des Historischen Kollegs Kolloquien, Band 102

2020. XI, 460 S., 25 Abb. in Farbe
ISBN 978-3-11-065820-0



Historisches Kolleg

Theoderich der Große und das gotische Königreich in Italien

Herausgegeben von Hans-Ulrich Wiemer

Das gotische Königreich in Italien steht auf der Schwelle zwischen Altertum und Mittelalter. Einerseits setzte es die Traditionen römischer Staatlichkeit in hohem Maße fort. Andererseits aber beruhte es auf einem fragilen Kompromiss zwischen den einheimischen Eliten und einem Kriegerverband, der mit Theoderich nach Italien gekommen war und dort als militärische Funktionselite angesiedelt wurde. Dieser Kriegerverband wurde als ethnische Gruppe definiert; der König beanspruchte, über zwei Völker, Goten und Römer, zu herrschen, die in seinem Reich einträchtig, aber mit verschiedenen Aufgaben miteinander leben sollten. Der Sammelband enthält innovative Beiträge zu zentralen Aspekten dieser singulären Herrschaftsbildung. Die Autoren, die aus verschiedenen Disziplinen kommen, fassen den aktuellen Forschungsstand zusammen und entwickeln neue Perspektiven. Behandelt werden Siedlungsformen und Stadtentwicklung, soziale Eliten, ethnische Zuschreibungen und religiöse Gruppenbildungen, Historiographie, Recht und Herrschaft, Nachleben und Forschungsgeschichte.

**DE GRUYTER
OLDENBOURG**

Schriften des Historischen Kollegs Kolloquien



Historisches Kolleg

Band 104

Emotionen und internationale Beziehungen im Kalten Krieg

Herausgegeben von Hélène Miard-Delacroix und Andreas Wirsching

2020. XVI, 430 S. ISBN 978-3-11-067954-0

Band 103

Identities and Representations in Georgia from the 19th Century to the Present

Herausgegeben von Hubertus Jahn

2021. XII, 194 S. ISBN 978-3-11-065927-6

Band 102

Theoderich der Große und das gotische Königreich in Italien

Herausgegeben von Hans-Ulrich Wiemer

2020. XI, 460 S. ISBN 978-3-11-065820-0

Band 101

Gerechtigkeit und gerechte Herrschaft vom 15. bis zum 17. Jahrhundert.

Beiträge zur historischen Gerechtigkeitsforschung

Herausgegeben von Stefan Plaggenborg

2020. XII, 287 S. ISBN 978-3-11-065078-5

Band 99

Kulturen des Risikos im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit

Herausgegeben von Benjamin Scheller

2019. IX, 278 S. ISBN 978-3-11-061891-4

Band 98

Medizin und öffentliche Gesundheit. Konzepte, Akteure, Perspektiven

Herausgegeben von Heinz-Peter Schmiedebach

2018. X, 245 S. ISBN 978-3-11-055980-4

DE GRUYTER
OLDENBOURG

Schriften des Historischen Kollegs Kolloquien



Historisches Kolleg

Band 97

Hochkultur für das Volk? Literatur, Kunst und Musik in der Sowjetunion aus kulturgeschichtlicher Perspektive

Herausgegeben von Igor Narskij

2018. XX, 315 S. ISBN 978-3-11-055649-0

Band 96

Transatlantic Democracy in the Twentieth Century. Transfer and Transformation

Herausgegeben von Paul Nolte

2016. XII, 191 S. ISBN 978-3-11-048970-5

Band 95

Der Verlust der Eindeutigkeit.

Zur Krise päpstlicher Autorität im Kampf um die Cathedra Petri

Herausgegeben von Harald Müller

2017. X, 244 S. ISBN 978-3-11-046154-1

Band 94

Monarchische Herrschaft im Altertum

Herausgegeben von Stefan Rebenich

2017. XIII, 678 S. ISBN 978-3-11-046385-9

Band 93

Entgrenzungen des Wahnsinns.

Psychopathie und Psychopathologisierungen um 1900

Herausgegeben von Heinz-Peter Schmiedebach

2016. IX, 306 S. ISBN 978-3-11-041269-7

DE GRUYTER
OLDENBOURG